Sagen

des

Neckarthals, der Bergstraße

und des

Odenwaldes.

„Ihr Herrn, die Rockt nicht zu neh!
Die Poesie verhält sich da,
Wie die Lanterna magica!"

(F. Rebisch.)

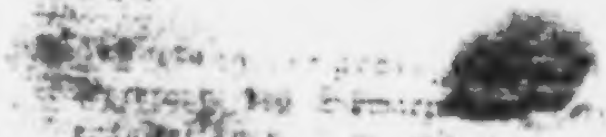
In dem Verlage von Fr. Bassermann sind ferner erschienen:

Darstellung der geologischen Verhältnisse der am Nordrande des Schwarzwaldes hervortretenden Mineralquellen u. s. w. mit einem topographischen Plane und einer Zeichnung. Von Fr. A. Walchner, großh. badischem Bergrathe und Professor an der polytechnischen Schule in Karlsruhe. 1 fl. 12 kr. (16 Gg.)

1793. Beitrag zur geheimen Geschichte der französischen Revolution, mit besonderer Rücksicht auf Danton und Challier, zugleich als Berichtigung der in den Werken von Thiers und Mignet enthaltenen Schilderungen. Von Fr. Funck. 2 fl. 42 kr. (1 Thr. 16 Gg.)

Die Entstehungsgeschichte des Jesuitenordens, nebst einem Schlußwort über die neuen Jesuiten. Nach den Quellen dargestellt von Dr. Fr. Kortüm, Professor der Geschichte in Heidelberg. 1 fl. (16 Gg.)

Schwarzwälder Dorfgeschichten von Dr. Berthold Auerbach. Zwei Theile. 3 fl. 30 kr. (2 Thlr.)



Mannheim, bei Friedr. Bassermann.

Vorwort.

Unſere Pfalz ſteht keiner deutſchen Gegend nach an Erinnerungen aus vergangenen Zeiten, geknüpft an bleibende Reize der unvergänglichen Natur.

Aus vorgeſchichtlichen Jahrhunderten herüber gibt der reiche Sagenſtoff Kunde von der großartigen Religion unſerer Urväter; Götter und Kobolde, Helden und Heldenſchatten, ſind, aller Bemühungen der Mönche ungeachtet, im Glauben, im Aberglauben, im Munde des Volkes geblieben.

Die Römer kamen an den Rhein und die Geſchichte Deutſchlands meldet in ihren erſten Anfängen von den Bewohnern unſeres Bodens, auf dem alle großen Ereigniſſe jener Epoche ihre Spuren zurückgelaſſen haben. Dem Rheine, dem Neckar, der Bergſtraße entlang finden ſich Trümmer von Römerkaſtellen und am Rande von Odin's Walde, namentlich zu Neuenheim bei Heidelberg, Reſte römiſch-perſiſchen Gottesdienſtes, während die Legenden von dem frühen Siege des Chriſtenthums und der Hingebung ſeiner Verkünder und Bekenner berichten.

Auf unſerem Boden, in Worms, Lorſch, dem Odenwalde und dem Speßhart, wurzeln die Sagen, welche

in dem Nibelungen-Liede vereinigt, den fernen Norden, das Burgunderreich, Attila's Horden und die Völkerwanderung aus einem gemeinſamen dunkeln Hintergrunde hervortreten laſſen.

Die ſchönſten Sagen aus den Zeiten Karls des Großen knüpfen ſich gleichfalls an dieſe Gegend; Eginhard und Emma ruhen in unſerer Erde.

Unſere Städte und Gefilde ſahen glanzvolle Verſammlungen und Reichstage, damals, als unter den Hohenſtaufen Deutſchland an Macht und Ruhm am Höchſten ſtand.

Das Kriegsgeschrei der Welfen und Gibellinen widerhallte auch in unseren Bergen und hinterließ uns die schöne Sage von der Weibertreue.

Wir treffen Karl V. und Luther in Worms. Hier fand die erste feierliche Verhandlung statt über die Reformation, die im Guten wie im Bösen für unser Vaterland so folgenreich gewesen.

Die Erwählung des pfälzischen Churfürsten Friedrich V. zum Könige von Böhmen gab das Zeichen zum Ausbruche des dreißigjährigen Krieges, welcher Deutschland so schwere Wunden schlug, deren Narben auch an den Ufern des Rheins bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz vernarbt sind.

Als bald nachher Ludwig XIV. auf den Ruin Deutſchlands die Größe Frankreichs zu bauen verſuchte, da war es wieder die ſchöne Pfalz, welche zunächſt den Einfall der Feinde des Reiches zu erdulden hatte. Noch jetzt, nach beinahe zweihundert Jahren, erinnern die Trümmer des Heidelberger Schloſſes an die Greuel der Zerſtörung, welche die hinterliſtige Politik Frankreichs über ein ſchuldloſes Land, mitten im Frieden, verhängte. Der Schmach des Rheinbundes, der napoleoniſchen Herrſchaft, will ich nicht weiter gedenken. Durch die groſſen Ereigniſſe, deren Schauplatz die Pfalz geweſen, zieht ſich, reich an Intereſſe und Wechſelfällen, die häusliche Geſchichte ihrer früheren Beherrſcher, der pfälziſchen Churfürſten.

Die Naturschönheiten der Gegend kennt das ganze deutsche Vaterland. Von jeher nennt man die Pfalz den Lustgarten Deutschlands; die fruchtbare Ebene, von dem majestätischen Rheine, dem lieblichen Neckar durchzogen, die romantischen Thäler, die Hügel und Berge, von Reben umsäumt, mit Wald bedeckt, mit Burgruinen geschmückt, ergötzen das Auge, das, wenn es den fast beklemmenden Eindruck imposanter Alpenmassen aufgenommen, mit Wohlgefallen auf sanfteren Reizen ruht.

Die Mittel eines leichten und schnellen Verkehrs, welche die Dampfschifffahrt auf dem Rhein und dem Neckar darbietet, denen sich bald die große Eisenbahn von der Grenze der Schweiz, zwischen dem Rhein,

dem Schwarzwalde und Odenwalde bis nach Frankfurt anschließen wird, lassen einen stärkeren Besuch unserer schönen Gegend voraussehen.

Den Genuß der herrlichen Natur mit den Erzählungen der Sage und der Geschichte zu verbinden, den Reiz des Gesehenen zu erhöhen durch die Anknüpfung an das Geschehene, ist die Aufgabe, welche sich der Herausgeber dieses Buches gesetzt hat. Er sammelte nicht Stoff zum Forschen und Studiren, sondern zum Genießen in dem Augenblicke des Anschauens, zum Nachgenuß in der Erinnerung. Diesem Zwecke entfloß die Wahl der poetischen Form, als entsprechendes Mittel. Die gesammelten Gedichte versah der Herausgeber mit

kurzen historischen Bemerkungen, um dem Leser den geschichtlichen Boden in genaueren Umrissen vor das Gedächtniß zu führen, als es in der Absicht und der Macht des Dichters liegen kann. Es wird ihn freuen, wenn der Zweck der Sammlung erreicht, wenn manchem Bewohner und Besucher des anziehenden Landes, wenn namentlich den Musensöhnen der Ruperto-Carolina für die Gegend, welche sie nach allen Richtungen zu durchschwärmen häufigen Anlaß finden, eine neue Quelle des Genusses eröffnet wird, welche sie zugleich als freundliches Andenken an dieselbe in die ferne Heimat begleiten, und ihnen in späteren Jahren noch oft die froh und sorglos durchlebte Jugendzeit in's Gedächtniß zurückrufen möge.

Schließlich findet ſich der Unterzeichnete allen Denen verpflichtet, welche ihn bei ſeiner Sammlung mit Beiträgen unterſtützt haben. Mit vorzüglicher Anerkennung und verbindlichem Danke muß er der Liberalität und Zuvorkommenheit erwähnen, womit ihm die Schätze der Heidelberger Bibliothek zur Verfügung geſtellt wurden.

Heidelberg, 21. Juni 1843.

Friedrich Baader.

Inhalt.

		Seite
Vorwort		I—XI

I. Heidelberg und Umgegend.

1.	Jetta, von Heribert Rau	3
2.	Der heilige Eberhard, von H. Rau	6
3.	Der Pfalzgraf am Rhein, Volkslied	9
4.	Herzog Otto der Erlauchte und die schöne Welfentochter, von Eduard Duller	11
5.	Maria von Brabant, von H. Rau	26
6.	Churfürst Friedrich der Sieghafte von der Pfalz, Sechs Balladen von E. Duller	32
7.	Aus Peter Harrers Gedicht: Die Hochzeit des Pfalzgrafen Friedrich II. (1535)	58
8.	Heinrich von Valois, Herzog von Anjou, von H. Rau	73
9.	Churfürst Friedrich V. von der Pfalz, der Winterkönig, von E. Duller	78
10.	Die Ahnung, von H. Rau	94

Seite.

11. Der Pfalzgraf, Volkslied (1689) 97
12. Der Blitz, von H. Rau 99
13. Lied von eines Studenten Ankunft in Heidelberg und seinem Traum auf der Brücke, worin ein schöner Dialogaus zwischen Frau Pallas und Karl Theodor. In der Nacht vor dem Dankfeste, den 26. Juli 1806. Aus einem größeren Gedichte von Cl. Brentano . 103
14. Auf dem Schlosse zu Heidelberg im Julius 1814, von Max von Schenkendorf 120

II. Das Neckarthal

1. Die Sage vom Wolfsbrunnen 127
2. Die Hochzeitfeier, von H. Wenzel 131
3. Die Nonne zu Dallau 139
4. Sechs Romanzen aus der Sage vom Minneberg, von Friedrich Ernst 144
5. Rotburga, von Julius Sturm 163
6. Kloster Himmelreich. Erste Legende von A. Kopisch 177
7. Kloster Himmelreich. Zweite Legende von F. W. Krummacher 182
8. Der Graf von Zimmern 186
9. Die 400 Pforzheimer bei Wimpfen Aus einem größeren Gedichte von Carl Fernand 191
10. Die Wassernixe im See bei Wimpfen, von Heinrich Wenzel*) 222
11. Der Weißdorn im Kreuzgewölbe der Stiftskirche zu Wimpfen im Thal, von Ostertag 230

*) Durch einen Druckfehler ist diese Seite mit 822 bezeichnet; wir bitten den Leser, das Versehen zu berichtigen.

Seite.

12. Das Lied vom Hornberg, von J. K. D. P. Reimold 233
13. Die Glocke von Wunnenstein, von Gustav Schwab . 235
14. Karl der Große und der Siebenrohrbrunnen. Kein Volkslied 244
15. Das Grab der letzten Dynasten von Hirschhorn in der St. Kilianskirche zu Heilbronn, von C. Schuler 249
16. Der Graf und die Königstochter 263
17. Kätchen von Heilbronn 270
18. Kloster Maulbronn, von Wagenau 273
19. Die Weiber von Weinsberg, von G. Bürger . . . 281
20. Die Sage von der Männertreu. Volkslied 285
21. Der lustige Geiger, von Justinus Kerner 287
22. Die heilige Regiswind von Laufen, von J. Kerner 288
23. Der Riese von Marbach, von Gustav Schwab . . 291
24. Das Klopferle zu Sachsenheim 296

III. Die Bergstraße und der Odenwald.

1. Der Edle von Handschuchsheim. Schildsage 307
2. Das Burgfräulein von Windeck von A. v. Chamisso 316
3. Thassilo in Lorsch. Legende von A. L. Grimm . . 319
4. Heerwisch, von August Kopisch 329
5. Die Sage vom Melibokus 330
6. Walther von Birbach, von K. Simrock 336
7. Georg von Frankenstein. Volkslied 339
8. Der Baum im Odenwald. Volkslied 347
9. An der Riesensäule im Odenwalde, von Fr. Ernst 351
10. Der falsche Eid 353
11. Einhard und Emma 355
12. Zukunde von Stolzeneck, von Justi 377
13. Der Ritter von Schwarzach, von Fr. Otto 381

Seite.

14. Deutſchlands Wächter, von C. W. Müller 386
15. Der Ritter von Rodenſtein, von G. Kellner . . . 389
16. Wie Sigfried erſchlagen ward. Aus dem „Nibelungen Lied“ nach H. Dörings Ueberſetzung 398
17. Das verſunkene Kloſter, von Ludwig Uhland . . . 417
18. Der Nixenquell, von Karl Simrock 421
19. Das Hündchen von Bretten, von Karl Simrock . 425
20. Die Rieſen und die Zwerge, von Fr. Rückert . . . 429

Heidelberg und Umgegend.

Jetta

von

Heribert Rau.

Als noch im Reiche der Germanen
Der Adler Roms ſein Neſt gebaut,
Als in den Wäldern unſrer Ahnen
Des Chriſtenthumes Morgen graut',
Und unter tauſendjähr'gen Eichen
Der Barde ſeine Lieder ſang,
Da war es, als aus dieſen Zweigen
Prophetiſch manches Wort erklang.

Noch prangten hier nicht kühn Paläſte,
Von wildem Leben laut durchbrauſt,
Noch wehte Frieden durch die Aeſte,
In deren Schatten Jetta hauſt.
Von Gottes Geiſt hinweggeriſſen
Aus einer Welt voll Wahn und Schein,
Sog aus des Waldes Finſterniſſen
Sie ihren Troſt und Frieden ein.

Von der Begeist'rung Schwung getragen,
Umrauschet von der Dichtung Weh'n,
War ihr die Zukunft aufgeschlagen.
Das Künft'ge sah sie vor sich steh'n.
Von nah und fern, von jedem Orte
Zog man zum Jettahügel hin,
Zu lauschen ob der Seherworte
Der jungfräulichen Zauberin [1]).

So stand sie einst im Abendstrahle,
Weit flatterte ihr weiß' Gewand,
Die Blicke ruhten auf dem Thale
Und auf dem Busen ihre Hand.
Wie glänzen ihre blauen Augen
In wunderbarem, düsterm Licht;
Ein höh'res Seyn scheint aufzutauchen,
Entzücken strahlet ihr Gesicht.

„Ihr alten Eichen, ihr müßt fallen!" —
So ruft sie hoch begeistert aus —
„An eurer Stätte tragen Hallen
Und schlanke Säulen bald ein Haus,
Das wechselnd in der Zeiten Drang
Erglänzen wird in stolzer Pracht,
Und dessen Ruhm Jahrhundert lang
Erhellen wird des Reiches Nacht."

„Doch Frühlingsluft weicht Sommergluthen,
Dem Winter wird der Herbst zum Raub,
Allmächtig ist der Zeiten Fluthen,
Es reift die Frucht, es sinkt das Laub.
So wird auch dieses Schloß zertrümmern,
Zerstäuben seine Herrlichkeit;
Doch seine Söhne werden schimmern
Im Glanze der Unsterblichkeit."

„Und wenn die rohe Kraft erlegen,
Dann wird die Weisheit auferstehn,
Und fröhlich wird ihr reicher Segen
Durch dieses Thales Gründe wehn.
Erwachen wird ein edles Streben
In jedes guten Menschen Brust,
In Harmonie lös't sich das Leben,
Und selbst das Sterben wird zur Lust."

So rief sie laut, und Ahnungsschauer
Durchrieselten die Seherin.
Wehmüthig rauscht, in tiefer Trauer,
Der Wind durch ihre Eichen hin.
Sie ging, gebeugt von heil'gen Sorgen,
Wohl tiefer in den düstern Wald,
Doch fand sie schon der nächste Morgen
Am Fuß des Hügels todt und kalt.

[1]) Nach den alten Chroniken und der allgemeinen Volkssage wohnte zur Zeit der brukterischen Jungfrau Velleda ein altes Weib, Namens Jetta, auf dem Hügel, worauf jetzt das Schloß zu Heidelberg steht, und welcher noch der Jettahügel genannt wird. Sie hielt sich in einer sehr alten Capelle auf, deren Trümmer man noch zur Zeit als der Pfalzgraf Friedrich (ums Jahr 1544) einen schönen Pallast baute, welchen man den neuen Hof nennt, sah. Dieses Weib war wegen ihrer Wahrsagerei sehr berühmt, und kam selten aus ihrer Capelle, um sich ein desto größeres Ansehen zu machen. Wurde sie um Rath gefragt, so gab sie ihre Antwort durch ein kleines Fenster, ohne sich selbst sehen zu lassen. Unter andern verkündigte sie, wie sie es in „ungeschaffenen" „selzsamen" Versen vorbrachte: „Es wäre über ihren Hügel beschlossen, daß er in kräftigen Zeiten von königlichen Männern, welche sie mit Namen nannte, sollte bewohnt, beehrt, und geziert, und das Thal unter demselben mit vielem Volk besetzt werden."

Der heilige Eberhard.

Von H. Rau.

1147.

Zimbeln ertönen und Pauken erschallen,
Jubel durchrauschet die gastlichen Hallen,
Freundlich bewirthet auf Heidelberg's Veste
Drängen sich wacker die stattlichen Gäste;
Konrad der Pfälzer gibt jeglichen Tag
Köstliche Mahlzeit und fürstlich Gelag.

Edele Ritter und züchtige Frauen,
Zierliche Mädchen, gar minnig zu ſchauen,
Lieben und ſcherzen im pfälziſchen Hauſe,
Jauchzen und lachen bei reichlichem Schmauſe,
Spotten der Zeiten ermahnenden Drang
Jubelnd von dannen mit Spiel und Geſang.

Eberhard einzig, er ſchleichet ſich leiſe
Fort aus der Freude berauſchendem Kreiſe;
Hin, wo die waldigen Berge ſich ſenken,
Suchet der Jüngling die Schritte zu lenken;
Dort, wo ihn Einſamkeit friedlich umweht,
Liegt er oft Stunden in frommem Gebet.

Konrad, der Gründer der pfälziſchen Staaten,
Ehrte des Chriſtenthums heilige Saaten;
Tapfer im Kampfe und bieder im Leben,
Wußte dem Glauben er Früchte zu geben,
Darum erwählt er zum Lehrer fortan
Klüglich den Söhnen den heiligen Mann.

Aber des Lebens urkräftiges Walten
Sollte kein heuchleriſch Weſen erkalten;
Darob verbot er mit ernſtlichen Worten
Frömmelndes Treiben an jeglichen Orten.
„Saget ihr tauſend Gebete auch her,
Recht thun," — ſo rief er — „gilt dorten noch mehr!"

Aber nicht gleich ſind des Lebens Geſtalten,
Wie ſich die Herzen verſchieden entfalten:
So auch dem Ritter war kräftiges Streben —
Dieſem nur heilige Sehnſucht gegeben;
Göttliche Liebe, ſo glühend und heiß,
War ihm des Lebens entzückender Preis.

Darum erbauet in einſamer Stille,
Daß er das Sehnen des Herzens erfülle,
Einen Altar ſich der Jüngling behende,
Zieret mit Laub ihm die ſteinernen Wände,
Zündet der Kerzen hellflammendes Licht,
Knieet dann nieder und betet und ſpricht:

„Ewige Liebe, du Lieb' ſonder Gleichen,
Habe Erbarmen und gib mir ein Zeichen,
Ob ich den Machtſpruch des Herren ſoll ehren,
Oder ſoll brünſtig hier wiederkehren;
Liegt doch mein Herz in dem Kampf mit der Pflicht."
Und er erhebt ſich und löſchet das Licht.

Siehe! der Gott, zu dem fromm er ſich wendet,
Hat ihm auch ſchnell ſeine Botſchaft geſendet:
Denn ſo oft er zum Altare noch ſchreitet,
Findet er immer die Kerzen bereitet
Leuchtend in wunderbar ſtrahlender Pracht,
Hell durch des Waldes grün dämmernde Nacht [1]).

[1]) Pfalzgraf Konrad übertrug, nach der Sage, die Erziehung seiner Söhne Konrad und Friedrich, dem heiligen Eberhard von Stalecke, der sich eine Kapelle in der Nähe des Königstuhles erbaut haben soll, und so fromm war, daß die Engel ihn mehreremal von Heidelberg nach Stalecke, der früheren Residenz der Pfalzgrafen, und von Stalecke wieder nach Heidelberg zurücktrugen. Ein zweites Wunder erzählt die Legende von H. Rau.

Der Pfalzgraf am Rhein [1]).

(Volkslied.)

Es wohnt' ein Pfalzgraf an dem Rhein,
Der ließ verjagen sein Schwesterlein,
Da kam der Küchenjung zu ihm:
„Willkommen! Willkommen, Pfalzgraf am Rhein!

Wo ist dein schönes Schwesterlein?"
„„Mein Schwesterlein, die kriegst du nicht,
Sie ist dir viel zu adelich,
Und du gehörst zur Küch hinein.""

„Warum sollt ich sie kriegen nicht,
Sie hat von mir ein Kindelein."
„„Hat sie von dir ein Kindelein,
Soll sie nicht mehr mein Schwester seyn.""

Er ließ ſie geißeln drei ganzer Tag,
Bis man ihr Lung' und Leber ſah:
„Hör auf, hör auf, es iſt genug,
Es gehört dem König aus Engelland."

„„Gehört es dem König von Engelland,
So koſtet mich's mein ganzes Land,
Mein ganzes Land iſt nicht genug,
Mein Leben muß auch noch darzu.""

Es ſtund nicht länger als drei Tag' an,
Da kam der König aus Engelland:
„Willkommen, willkommen Pfalzgraf am Rhein,
Wo iſt, wo iſt dein Schweſterlein?"

„„Mein Schweſterlein, die iſt ſchon todt,
Sie liegt begraben röslinroth.""
„Liegt ſie begraben röslinroth,
So mußt du leiden den bittern Tod."

Selbſt zog er ſein ſchweres goldnes Schwerdt
Und ſtach es dem Pfalzgrafen durch ſein Herz:
„Hat ſie müſſen leiden den bittern Tod,
So mußt du leiden den Schmerz."

*) Dieſe Ballade, offenbar eine der tragiſchſten, welche uns im Munde des Volkes erhalten iſt, läßt ſich ohne Widerrede den ſchönſten altengliſchen, ſcottiſchen und däniſchen Bal-

laden an die Seite ſtellen. Sie iſt weit verbreitet und in mehreren Verſionen auf uns gekommen. Die im Wunderhorn II., S. 272 abgedruckte iſt wohl von Brentano ſelbſt gedichtet. Am neuſten iſt offenbar die Bearbeitung deſſelben Stoffes, welche ich in den Sagen der (bayriſchen) Pfalz (Stuttgart bei K. Göpel) S. 251 mitgetheilt habe. Ihr gar zu romantiſches Gewand verräth ihre Unächtheit.

Herzog Otto der Erlauchte
und
die ſchöne Welfentochter.

Von

Eduard Duller.

I.

Des meiſſiſchen Pfalzgrafen Heinrich Abendruh.

Auf hohem luſt'gen Söller in ſeinem Schloß am Rhein
Da ſaß der Welfen Pfalzgraf, Herr Heinrich [1]), froh beim Wein,
Und hob den goldnen Becher, und ſah hinab mit Luſt,
Wie ſich der Rhein mit Inbrunſt der Pfalz ſchmiegt an die Bruſt [2]).

Und ſah dann gegen Himmel und wieder dann auf's
Land.
Das alles iſt ſein Eigen, was rings ſein Auge fand,
Dann ſinnt er trüb und trüber, des Welfenruhms zurück,
Er ſinnt des alten Löwen und feuchter wird ſein Blick.

Jetzt ſchaut er auf die Tochter, die ihm zur Seite ſteht,
Von holder Scham geröthet, von allem Reiz umweht,
Das blaue Kleid umſchimmert des Gürtels goldner Glanz,
In's goldne Haar verwebt ſich ein blauer Cyanenkranz.

Ihr Aug' ſtrahlt klar und freundlich, und mild und
ernſt zugleich; —
So anſpruchslos beſcheiden — und doch wie überreich! —
Sie ſchenkt dem alten Grafen vom beſten teutſchen Wein
Aus reichgetriebnen Kannen zum ſilbernen Schoppen ein.

Und mit Behagen blickt ſie der Pfalzgraf lächelnd an; —
„Hätt ich auch keine Grafſchaft, — ich wär' ein reicher
Mann!
's iſt doch die Lieb auf Erden kein deutungsloſes Wort; —
Mein Bruder, Kaiſer Otto, hat keinen beſſern Hort!"

„Wie rings in holdem Frieden das Land ſo lieblich blüht,
Der Strom ſo klar und freundlich die blauen Bahnen zieht,
Die goldnen Aehren wogen und mit den Häuptern nicken,
Als dankten ſie der Sonne für Vollkraft und Erquicken!"

„Die Sonne ſcheint ja wärmer, und leuchtet doppelt ſchön,
Auf friedliches Gelände herab von ihren Höh'n,
Die Sterne funkeln reiner und frömmer im Azur,
Als wenn ſie Haß beſcheinen auf blutgedüngter Flur!"

„Wie hell zu meinen Füßen, im goldnen Abendſchein
Die Städte friedlich glänzen aus dunklem Wald und Hain.
's iſt großer Feierabend! — Das Leben geht zur Raſt;
Der Schlaf ſucht ſtill die Herberg, ein ſüß gebetner Gaſt."

„Ihr Städte und ihr Burgen! — Ihr Felder und
ihr Au'n,
Soweit euch kann der Herrſcher mit Vaterblicken er-
ſchau'n, —
Mög nie der Fried' euch laſſen! — Mögt ihr ihn immer
hegen,
Als Pfand und theures Heilthum. — Das iſt mein
Abendſegen!" —

Und wie der Fürſt geredet, wird's unten laut im Schloß
Es ſchallt wie Hufgeklapper von manchem tücht'gen Roß. —
„Wer kommt ſo ſpät?" — ruft Heinrich — „Sieh zu
mein Töchterlein!
Und iſt's ein Gaſt, nach teutſchem Brauch, ſoll er will-
kommen ſeyn!"

Die Tochter eilt geſchäftig hinab die Wendelſtieg';
Da hört ſie's plötzlich rufen von hundert Stimmen:
„Krieg!“ —
Ein Herold hält zu Roſſe, in Reichsfarb angethan,
Stolz, königlich zu ſchauen, der ſchönſte teutſche Mann!

Vom Haupt in üpp'ger Fülle die braune Locke wallt,
Sein Blick, ſiegreich erobernd, bezwingt mit Allgewalt,
Hochfürſtlich, wie ein Gebieter, ſteht er im Schloßhof da,
Und ſpricht, wie er am Söller den Welfen Grafen ſah:

„Eu'r Herrſchen hat ein Ende, Pfalzgraf, in dieſem Land!
Das ſpricht zu euch der Kaiſer! Ihr ſeyd vom Reich gebannt! —
„„Wie?! ſendet dies der Kaiſer? — Ihr ſeyd bei frohem Muth; *) —
Der Kaiſer iſt mein Bruder, — und meint es ſtets mir gut.““ —

„Ihr ſprecht, ſo wie's geweſen,“ — verſetzt der Herold drauf,
Herr Otto liegt im Banne; — mich ſchickt ein Hohenſtauff.
Es iſt der zweite Friedrich, der Euch dies Wort entbeut,
Die Pfalz iſt Ludwig von Wittelsbach verlieh'n für ew'ge Zeit!“

„Mein iſt die Pfalz nach Rechten;“ — grollt drauf der alte Graf;
„Laß uns im Krieg drum würfeln; *) und ſeh'n, wer minder traf,
Zwar lieb' ich Friede wahrhaft, doch führ' ich auch das Schwert,
Pfalz! Pfalz! — beim ew'gen Himmel! — Du biſt des Kampfes werth!“

„So rüſtet!“ donnert der Herold, — „wir zwingen noch das Glück!
Kampf ſey's auf Tod und Leben!“ — Da trifft ihn der Jungfrau Blick,
Da ſinkt, im Zorn erhoben, der Arm ihm wie gebannt. —
Fort trägt ihn der ſchäumende Rappe. — Sie ſinnt ganz unverwandt.

II.

Der Besuch.

Es brauſ't herauf vom Thale, es ſauſ't durch den Eichenwald,
Ein dumpfes Waffenklirren herauf zum Schloſſe ſchallt,
Bang ſorgend um den Vater, dort in des Treffen's Reih'n,
Sitzt Agnes, die ſchöne Welſin, im Garten bleich, allein.

Sie ſtützt das Haupt auf's Händchen; das Herz iſt
so ſchwer,
Sie ſieht im Geiſt nur Einen, ſonſt iſt die Welt ihr le
Sein Aug', ſein Blick, ſeine Haltung, ſein edler Fürſt
glanz,
Das nimmt die armen Sinne der Maid gefangen ga

Und wie ſie ſinnt und denket, ſteht's plötzlich jetzt vor i
So ſonnenhell, ſo leuchtend! — Die Sinne ſchwindeln i
Ein Mann in voller Rüſtung, dem jungen Kriegsg
gleich,
An Schönheit, Kraft, Blick, Haltung — an aller H
heit reich.

Sie hält die Hand vor's Auge und blickt ihn bangend a
Das Herz, es will nicht ſchweigen, wenn's auch die Lip
kann;
Sie ſieht, kann's doch nicht glauben und ſieht's do
wieder klar; —
Was ihre Träume ſprachen, der Morgen macht es wah

Der Ritter aber neigt ſich beſcheiden vor der Maid; –
„Ob ihr, o ſüße Herrin; die Kühnheit wohl verzeiht?! –
Als ich zuerſt Euch ſchaute, da ſprach es laut in mir:
Die Eine von allen Andern iſt teutſcher Frauen Zier.

„Da ward's mir klar im Herzen, wozu dem Mann die Kraft;
Dich zu verdienen, schwor ich den Eid der Ritterschaft.
Was gilt Gefahr und Sterben, wenn ich dies Eine fand,
Dich wieder zu sehen, du Krone der Frau'n im teutschen Land!"

„So weit der teutsche Name vom Norden geht zum Süd,
So weit da wird gesungen ein kräftig teutsches Lied,
So weit um Gunst der Frauen ein edler Ritter minnt,
Möcht' ich die Kunde tragen vom schönen Welfenkind!" —

Die Jungfrau, stumm erröthend, den Blick zur Erde kehrt; —
„Senk' nicht die edle Stirn, du, aller Kronen werth!
Jungfraulich holde Rose! — wie deine Wangen glüh'n! —
Mit Recht heißt man die Rose der Blumen Königin!"

Die Jungfrau hebt kein Auge, sie reicht ihm nur still die Hand,
Tief ist von zarter Liebe ein süßes Unterpfand,
Du hast mich wiedergefunden, wenn's auch Dein Mund nicht sprach,
„Ich bin der Waffenherold, Der Sohn des Wittelsbach."

„„Biſt Du ein Wittelsbacher!? — weh' mir!
ſchlimmes Wort! —
So ſind wir ſtreng geſchieden, ſo mußt du ſchleunig fort!
Wenn ſie Dich ſeh'n und finden, ſie thun Dir wahrl
ein Leid;
Das Herz bricht mir von Sorge, mir beklagenswerth
Moid!““

„Wein' nicht, Du ſchöne Welfin! — der Wittelsbach
ſpricht,
„Käm eine Welt in Anzug, der Otto ſcheut ſie nicht,
Noch immer Thränen, Agnes? ſie ſind ein koſtbar Gu
Um das ich freudig möchte vergießen all' mein Blut.“

„Zwar gegen deinen Vater kämpft kraftlos mein Ar
und Schwert; —
Horch! die Drommete ſchmettert, zur Schlacht trägt mi
das Pferd,
Dein Name iſt die Loſung! — Treu ſchirmt er mi
überall; —
Leb' wohl, du ſüße Herrin! — leb' wohl viel tauſendmal!“ —

III.

Der Abſchied.

Am Brunnen, der im Schloßhof mit kühler Labe fließt
Da raſtet ernſt ein Pilger, der wandermüde iſt,

Heidelberg.

Im bärenen Gewande, am knot'gen Pilgerſtab,
So wankt er, ſtolz und bangend, den Schloßhof auf und ab.

Er blickt zu manchem Fenſter empor mit treuem Aug',
Er blickt nach manchem Pförtlein mit ſtiller Sehnſucht auch,
Da wandelt bleich, beklommen, vom ſtolzen Grafenhaus
Die ſchöne Welfentochter in Gottesluft heraus.

Setzt ſich auf's Marmor-Bänklein, das an dem Brunnen ſteht,
Im Arm die Cither haltend, durch die ein Säuſeln weht,
Preßt ihre Stirn, wie glühend, hart an den kalten Stein,
Und beginnt dann ein altes Liedchen, die Wellen ſtimmen drein.

Als ſie das Lied geſungen, entſank der Hand die Laute,
Ihr Aug', wie troſtlos ſuchend, ſtarr in das Weite ſchaute,
Aus ihren Locken nimmt ſie das Kränzlein, friſch gepflückt,
Und aus dem Kranz die Blüthen, bis daß er war zerſtückt.

Dann ſenkt ſie ſtill das Köpfchen und legt die Hand' in Schooß,
Das Herz iſt ihr beklommen, das Leid iſt ihr zu groß,
Sie denkt der Schlacht und Otto's voll ſchmerzensreichem Sehnen,
Und trüber wird ihr Auge von hellen Liebesthränen.

Da tritt der Pilger näher und faßt ſie leis am Arm
Er hält ſie treu am Herzen hold inniglich und warm.
Sie bebt zurück, er drückt ihr im ſtillen Schmerz die Hand
Da blickt ſie ihm in's Auge und hat ihn ſchnell erkannt.

„Daß ich dich wieder funden, daß ich dich wieder habe
Iſt mir ſo lieb als Alles, was ich auf Erden hab',“ —
„„Und muß doch wieder ſcheiden und muß doch wieder fort
Auf ſchneller Flucht zu retten mich vor Verrath und Mord.“

„„Die Schlacht, ſie iſt geſchlagen; der Sieg, er iſt dahin
Das ſind der Bayern Schaaren, die in der Fern' dort flieh'n
Mein Vater Ludwig ſelber, gefangen in der Schlacht,
Wird von dem Deinen, Agnes! in ſtrenger Huth bewacht.““ —

„So mußt du ſchleunig eilen, du ſüße Liebe mein!
Könnt' ich mein Leben theilen, die Hälfte wäre dein! —
Was ſchwätz' ich da für Worte! Es iſt ja dein ſchon ganz
Und wenn ich leb', ſo iſt's nur in deiner Sonne Glanz.

„Und mußt du eilig flüchten, ſo denk' an mich manchmal
Und denk' an meine Liebe und namenloſe Qual;
Und denk', daß ich einſt lebte, — kann's ja nicht ohne dich; —
Wenn aber das Herz gebrochen, denk' manchmal noch an mich!“ —

„„O Agnes! ſüße Herrin! wie iſt mir trüb das Herz!““ —
„Und ſoll's nicht trübe werden vor lauter Lieb' und Schmerz?“ —
„„Wir ſcheiden nicht auf ewig! — Ein Wiederſeh'n gibts doch! —
Das Leben iſt nicht das Höchſte. — Die Lieb' iſt drüber noch!““ —

„„Ich aber ſchwör's beim Himmel! ſo wahr die Sterne ſteh'n,
Daß ich dich will noch einmal und herrlich wiederſeh'n,
Was ſich im Bayerlande von kühnen Männern regt,
Das biet' ich auf zum Kampfe, — und was das Schlachtſchwert trägt.““

„„Und beim dreiein'gen Gotte und meiner Ritterſchaft, —
Den Vater löſ' ich wahrlich aus ſeiner traur'gen Haft; —
Und an demſelben Tage, der ſeine Freiheit ſchaut,
Führ' ich dich heim nach Bayern, als herzogliche Braut!“

Und wie er dies geſchworen, tritt ihn der Pfalzgraf an,
Und ruft mit finſt'rem Ernſte: „Halt ein, du kühner Mann!“
„Nimm deinen Eid zurücke! denn der wird nie vollbracht! —
Folg' mir, du kecker Freier! — Du biſt in meiner Macht.“

IV.

Der Gefangene.

(1225.)

In hoher enger Kammer, vom Welfen ſtreng bewacht,
Stand Ludwig, Bayerns Herzog, gefangen in der Schlacht,
Er ſah durch's Gitterfenſter hinaus in's freie Land,
Und rief in dumpfer Kammer, von Sehnſuchtsgluth entbrannt:

„Wie frei die Lüfte ſich regen, dort außen vor meiner Haft,
Wie frei die Aeſte ſchwanken in reifend-rüſt'ger Kraft,
Das Vöglein ſchlägt an's Fenſter mit freiem Fittich an,
Und ich muß hier verkümmern als ein gefang'ner Mann."

„O Freiheit, ſüße Freiheit! des Lebens beſter Theil,
Du Sonne aller Weſen, du aller Kräfte Heil!
Den Schwachen ſchaffſt du zum Rieſen, den Sterbenden geſund;
Und ich muß dein entbehren auf eig'nem Land und Grund!" —

Wie er das Wort geſprochen, ſo tritt der Pfalzgraf ein,
Und ruft: „Glückloſer Streiter! wer nennt die Pfalz jetzt ſein! —

Du wollteſt all' mir nehmen, was mir vom Himmel ward; —
O Ludwig, Bayerherzog! bei Gott! das war zu hart!"

„Der Fürſten Loos auf Erden, es liegt in Gottes Hand,
D'rum wollt' ich es nicht laſſen, d'rum ſtritt ich um mein Land;
Und als du im Kampf verloren, da ſannſt du ungeſühnt,
Mein Liebſtes mir zu rauben durch deinen Sohn, — mein Kind'" —

„Ich hab' auf Erden wahrlich doch kein mir werther Gut,
Als Agnes, die einz'ge Tochter, die letzte vom Welfen-Blut,
Sie, die mir mehr als Alles, als Ruhm und Leben gilt,
Die war mir auch zu rauben dein kühner Sohn gewillt."

„Und als ich dies vernommen, und als ich dies erkannt,
Gelobt ich, zu vereiteln, wornach er heiß entbrannt,
Er ſchwor dich zu befreien, und mir mein Kind zu nehmen,
Da müßt' ich, alter Weißbart, mich ja zu Tode grämen."

„D'rum, was er auch geſchworen, fürwahr! er thut es nie!
Er wollte Agnes rauben; nun denn! — ich geb' ihm ſie;

Er ſchwor dich zu befreien! — ich gebe ſelbſt dich frei; —
Und willſt du Freund mir werden; — die Pfalz bürgt meine Treu'!

„Denn ſieh! im Treffen mitten, da ſann ich dies bei mir:
Ich ſterb' des Mannsſtamms Letzter, und laß als Erbin hier
Die einz'ge Tochter Agnes! Warum fließt teutſches Blut?
Eint ſich die Pfalz mit Bayern! Dann hat ſie's — denk' ich — gut!" —

Da ſinkt der Wittelsbacher dem Welfen in den Arm;
Er drückt ihn an den Buſen recht männertreu und warm,
Schen tritt die Jungfrau eben, und kühn der Freier ein; —
„Macht Hochzeit!" ruft der Pfalzgraf, „zu Straubing ſoll ſie ſeyn!" [1])

Als ſie die Hochzeit hielten, geſchah's beim Spiel und Tanz,
Wohl perlt' in goldnen Kannen des Weines goldner Glanz,
Der Herzog hob den Becher, „Hoch Bayern und die Pfalz!"
Ein alter Spielmann brachte den Reim drauf: „Gott erhalt's!"

[1]) Dieſer welfiſche Pfalzgraf vom Rhein war der erſtgeborne Sohn des ehemals vielgewaltigen Welfen, Heinrich des Löwen, Bruder des im Jahre 1197 neben Philipp von Schwaben erwählten deutſchen Königs Otto IV.

*) Zu diesen Pfalzlanden gehörten beim Rheinstrom ein großer Theil der fruchtbaren Gefilde des Graichgaues, wo zu Füßen des Gebirges am Neckar die Stadt Heidelberg ruhte mit zwei Vesten auf der Höhe, der Pfalzgrafen Siz; ein Landstrich der alten Grafschaft Zweibrücken, dazu die Herrschaft Bacharach am Rhein mit der Burg Staleck und vielen Getreide und Wein bauenden Dörfern. — — — Kein Pfalzgraf stand in andern Ländern so hoch angesehen und gewaltig, als der Pfalzgraf beim Rhein, denn er herrschte da eigenherrlich, von keinen Landständen beschränkt; vertrat den König, wenn der Thron des Reiches ledig, verwahrte dessen Kleinodien für den kunftigen Herrscher, den er selbst krönen half. — — — (Aus Zschokke's bayrischer Geschichte 2. Buch 4. Abschnitt 5.)

*) Kaiser war damals Otto IV. des Pfalzgrafen bei Rhein Bruder, Heinrich des Löwen zweiter Sohn. — Was hier zum Zwecke des Ueberblicks und für dichterische Geformtheit auf Einen Moment zusammengedränat erscheint, ergab sich nach der Geschichte im Zeitlauf mehrerer Jahre. Im November des Jahres 1211 nämlich hatte bereits Pabst Innocenz, der Vierte, König Otto, den Vierten, nachdem er ihn vor zwei Jahren zum Kaiser gekrönt, in den Bann gethan. Erst im Jahre 1212 am 6. Dezember ward Friedrich II. von Hohenstaufen, auf den schon früher das Auge der Wähler gefallen war, zu Mainz gesalbt. 1214 geschah die Schlacht bei Bovines in Flandern, die Otto's lezte Hoffnung stürzte; 1215 wurde König Friedrich zu Aachen durch den Mainzer Erzbischof Siegfried gekrönt, der welfische Pfalzgraf Heinrich am Rhein in die Acht erklärt, dessen herrliche Rheinpfalz Herzog Ludwig von Bayern, dem Sohne Otto des Ersten (des Größeren), gegeben. (Duller Wittelsbacher.)

*) Der Krieg zwischen dem Bayerherzog und dem Pfalzgrafen begann bald und währte länger, als in diesen Ge-

ſängen angedeutet iſt; Herzog Ludwig verlor im Jahre 1215 die Freiheit und mußte gefangen von Schloß auf Schloß in der Rheinpfalz wandern. (D. W.)

*) Zu Straubing ward das Beilager mit ungemeiner Pracht vollzogen. — Das dritte Wandgemälde in den Arkaden des Hofgartens zu München ſtellt die Verlobung des liebenden Paars und die Verſöhnung der feindlichen Geſchlechter dar. (D. W.)

Maria von Brabant.

Von

Heribert Rau.

1256.

Das greiſe Haupt geſtützt auf ſeinen Arm,
Saß Pfalzgraf Ludwig. Leis und warm —
In ihrer ſtill erhabnen Pracht —
Durch's hohe Bogenfenſter weht die Nacht,
Und holden Frieden gießt ſie auf die Welt,
Die ſchlummernd ſie in ihren Armen hält.
„O Frieden, ſüße Himmelsluſt,
Zögſt du doch ein in meine Bruſt;
O wär es doch im Herzen mir
So ſtill, wie auf der Erde hier!“
Alſo der Pfalzgraf düſter ſprach.
In ſeinen finſtern Zügen lag

Die tiefe, nimmerſatte Qual
Der Schuld; und auf den Harniſch ſtahl
Sich aus der Wimpern grauem Haar
Ein heißes, bitt'res Thränenpaar.
Mit Haſt ergriff er dann die Hand
Des Jünglings, der zur Seit' ihm ſtand,
Und kindlich ihm in's Auge ſchaut.
„Mein Sohn, mein Rudolph!" rief er laut —
„Du Erbe einſt von Land und Thron,
Dir will ich mein Vergehen klagen,
Das ewiglich an mir wird nagen.
Dir mag es Warnung ſeyn, drum habe Acht:
Groß iſt auf Erden Fürſtenmacht,
Doch über Fürſt und Welt und Zeit
Thront göttliche Gerechtigkeit! —
Gerecht nennt mich zwar alle Welt,
Nicht Gott, wenn er ſein Urtheil fällt!..."

Um deine Mutter nicht – wohl Habsburg's ſchönſtes Kind –
Hab' in der Jugend ich, der fröhlichen geminnt;
Sie gab der König mir in ſpätern Jahren,
Ein koſtbar Heiligthum, ſie liebend zu bewahren.
Maria von Brabant, ein herzig ſüßes Weſen,
Hatt' ich mir früher ſchon zur Gattin auserleſen.
O, laß mich ſchweigen von der Tugend Fülle,
Die nimmer ſich in einer ſchönern Hülle

Auf Erden je gezeigt. Gedenk ich noch der Stunden,
Die mir so selig einst an ihrer Seit' entschwunden,
So daucht es mir, als ob mein Seelenauge
Sich wonnig in des Himmels Fluren tauche. —
Bald aber rief der Rhein'sche Bund mich zu den Waffen.
Viel machte mir der wilde Krieg zu schaffen;
Von Bayern rief er mich hieher nach Heidelberg —
zum Rhein —
Zur Sicherheit ließ ich auf Mangoldstein,
Der festen Burg, mein heißgeliebtes Weib.
An meiner Seite ritt mein treuster Freund,
Der Graf von Hirschau, der mit mir vereint
So manche heiße Schlacht geschlagen.
Ich liebt' ihn sehr; doch in den letzten Tagen
Von fremden Lästerzungen schmählich angefacht,
War Eifersucht in meiner Brust erwacht [1]).
Ich unterdrückte sie, doch tief im Herz verborgen
Bestürmten Argwohn mich und finstre Sorgen."

„So floh ein Jahr. Der rauhe Winter nahm
Besitz vom teutschen Land; da überkam
Marien heiße Sehnsucht nach dem fernen Gatten.
Den Boten sandte sie, gab ihm zwei Briefe mit,
Und hieß ihn eilig seyn, beflügeln seinen Ritt.
Der eine war dem Freund, der andere für mich.
Nun fügte es durch bösen Zufall sich,

Daß jener mir zu Händen kam.
Ich riß ihn zitternd auf, und Eiferſucht und Scham
Durchflammten mich mit fürchterlicher Glut.
Ich las, vernichtet faſt vor Wuth:
„„Sobald Ihr Wort, Herr Graf, den Gatten mir heimführet,
Gewähre ich dem Freund, was ihm als Dank gebühret;
Dann ſollen freundlich auch und gnädig Sie mich ſehen,
Und was Sie einſt erflehet, das mag alsdann geſchehen.““—
Ich ſtand erſtarrt; Vernunft war mir entwichen,
Der Liebe zartes Bild in meiner Bruſt erblichen,
Und Rache nur und Zorn und Eiferſucht und Hohn
Durchzuckten mich. Als Vaterlohn
Durchbohrt' ich wild den Reiter.
Zu Pferde dann, und wie im Sturmwind weiter
Ging es nach Mangoldſtein.
O, Fluch dem Tag, an dem ich dort traf ein!
Wer mir entgegen trat, er war des Todes Kind.
Vor Wuth, vor Liebe noch, vor Rache taub und blind,
Hör ich das Bitten nicht, nicht meiner Gattin Fleh'n;
Ich ſtoße ſie zurück, will nicht ihr Antlitz ſeh'n.
Nicht glaub' ich ihrem Eid: daß ſie ja treu und rein!
Und ſenke tief den Dolch — ihr in den Buſen ein.“

Der Pfalzgraf ſchwieg, er war emporgeſprungen,
Und hatte hoch die Hand, wie zu dem Stoß geſchwungen;

Laut auf dem Harniſch klirrt die mächt'ge Eiſenfauſt,
Und heulend durch die Burg ein wilder Sturmwind
sauſ't.
Jetzt plötzlich ſchrickt er auf, es zittern ſeine Glieder,
Die heiße Thräne ſtürzt in ſeinen Bart hernieder,
Und in Verzweiflung ruft er wild und gräßlich laut:
Daß es dem Sohn tief in der Seele graut:
„Es raucht ihr Blut empor, bei Gott mich anzuklagen,
Ich hatte ja im Zorn mein ſchuldlos Weib erſchlagen!
Mein ſchuldlos Weib! ja! ja! — Zu bald ward
ich's gewahr;
Durch tauſend Zungen ward mir ihre Reinheit klar.
Nicht der verbot'nen Luſt galten des Briefes Reden,
Ach! nur dem Wörtchen „Du", um das ſie Hirſchau
einſt gebeten,
Und bei dem Schachſpiel ſcherzend ſie geplagt,
Und das ſie damals ihm aus Züchtigkeit verſagt."

„Es war geſcheh'n — die Schreckensthat vollbracht;
Mein Herz war todt, in meiner Seele Nacht.
Wie viel der Thränen ich, der reuigen, vergoſſen,
Wie oft mein eigen Blut bei Büßungen gefloſſen,
Dies frage Niemand mich. Nach Rom bin ich gegangen,
Vom heil'gen Vater dort Vergebung zu empfangen.
Nach Kloſterbau und Buß' hat er ſie mir ertheilt.
Doch hat mich nicht ſein Wort, nicht ſein Gebet geheilt.

O nimmer, nimmer! — würd' ich ewig leben —
Kann mir mein Gott — kann mir mein Weib vergeben!" —

Der Pfalzgraf ſtürzet auf die Kniee nieder.
Er horcht und horcht — ihm tönen ferne Lieder,
Der dunkle Himmel ſcheint ſich aufzuſchließen
Und ſeinen Strahlenglanz ſanft auf die Welt zu gießen;
Und ſieh! von einer Engelſchaar umgeben,
Sieht er ſein Weib zu ſich hernieder ſchweben.
Wehmüthig blickt er auf und ruft im Schmerzenston:
„Maria! Heilige! die jetzt an Gottes Thron,
Ihr Märtyrthum mit Seligkeit gekrönt,
O ſprich, biſt, Himmliſche, du jetzt verſöhnt?"
Da neigt ſie ſanft ihr Haupt — Er fühlt die Schmerzen weichen,
Und die Geſtalt zerrinnt, und wird — zum Kreuzeszeichen.

[1]) Maria von Brabant, Ludwig des Strengen Gemahlin, ward auf Anſtiften des Marſchalks des letzteren durch falſchen Argwohn ihres von wüthender Eiferſucht bethörten Gatten zu Donauwörth am 18. Februar 1256 hingerichtet. Die Chronik des Kloſters heil. Kreuz in Donauwörth, mitgetheilt in Hormayr's Archiv. 1829. Nr. 21., berichtet darüber folgendes: — — — „Bevor war der Marſchalk ein falſch, gaihl, liſtig Fuchs am Hoff, der dieſe Mariam in Abweſen des Herren oft mit liebkoſen begert zur unordentlichen Lieb zu bringen, dann auch auf eine Zeitt Maria mitt Liſt in eins Zimmer verſperret, alſ ein ſchamlicher Bueler in willens als ein Gefangenen iren Herren aufzuehalten, biß an deſſen Heim-

kunft, ſo war ſie aber durch filfältig anhalten und bitt der irigen dahin bewegt, daß ſie der Marſchalkh wider auf freien Fueß ſtellte, diſe Schmach und Unbild konnte der falſche Mann nitt vergeſſen, ſuechte alle Mittel ſich an der Hertzoginn zur rechen, und wider er den Herrn allberiwth im Eifer, widwillen und Haß wider ſeinem Gemache ſtecken ſach, mehrte er liſtiger Weiß deme ſein zerritets und widerſtenig gemiet, mit ernſtlichen Fürgeben, ſie (die Frauw), halte ſich nitt der ehelichen Pflicht, ſondern laſſe den Graf, Hainrich (der Wild- und Raugraf Heinrich von Hirſchau) bei Tag und nacht zue ſich einſchleichen. — — Alles Gepliet, ja markh im Gebein verwandelt ſich im Hörtzog. Denn dieſer verleimder was ganz glaubhaft und eines hohen vertrauwens bei ſeinem Herrn."

Dieſe Geſchichte erinnert jedoch gar zu ſehr an die Sage von der heil. Genofeva.

Churfürſt Friedrich der Sieghafte von der Pfalz.

Balladen

von

Eduard Duller.

I.

Widmung.

In dieſen neuen Zeiten blüht manch' ein alter Stamm,
Geſchmückt ſtatt goldner Früchte mit Ehren wunderſam,

Und jedes frische Zweiglein grünt wie ein neuer Ruhm,
Und aus der Krone schallet gar lauter Preis ringsum.

Es ruht sich sanft im Schatten vor glüh'ndem Sonnenbrand,
Dabei wird nicht ermatten das Volk und auch das Land.
D'rum steigt man zu den Wurzeln tief in die Erd' entlang,
Und grabt aus tiefen Schachten die Kraft und den Gesang.

Einst wuchs im Bayerlande ein Baum von seltner Art,
In zwei gewalt'gen Aesten durch Doppelkraft gepaart;
Zwei Ströme rauschten drunter, die Donau und der Rhein,
Zwei Völker lagen drunter im traulichen Verein.

Die Rheinpfalz hieß das Eine, das trug ein edles Reis,
Herr Friedrich war sein Name; ihn schmückte mancher Preis,
Es mochten Feind' ihm drohen, so weit man Deutsche nennt,
Die Sonne riß doch Keiner herab vom Firmament.

So viel auch Männer stritten mit Waffen aller Art,
Nie hat er Schmach gelitten; die Pfalz war treu bewahrt;

Siegbaft muß man ihn nennen, bis in die spätſte Zeit,
Der Sieg war ja ſein Harniſch, die Ehre war ſein Kleid.

Auch zeugt' er ein Geſchlechte, ſtark bis zum jüngſten Glied,
Davon ſoll manche Kunde euch bringen dieſes Lied.
Wer nicht vom Beſten ſinget, verliert die Kraft zum Sang,
In dieſen neuen Zeiten thut noth ein alter Klang.

II.

Die Feinde in der Pfalz.

1462.

O Markgraf Karl von Baden! o Graf von Würtemberg!
Was ſchließt ihr feſte Bünde zu einem kühnen Werk *)?
Viel Räthe ſteh'n beiſammen, und ſprechen manchen Rath; —
Was nützt der Reden Warnung, wenn man nicht ſcheut die That?!

Von Würtemberg Herr Ulrich, von Baden auch der Graf,
Die ſprachen: „Hüt' dich, Pfälzlein, eh' dich der Hirſch noch traf,

„Der Hirſch hat ſcharf Geweihe [1]), und wie nach friſchem Quell,
„So durſtet er zu baden im Pfälzer Blute hell!

„Du auf dem Rebenhügel, Du Heidelberger Schloß!
„Bald ſoll Deine Rebenſäumung zerſtampfen unſer Roß [2]),
„In Deinen ſtillen Hallen zieht ein der rauhe Krieg,
„Dann grüßeſt Du wohl Andre als Friedrich mit dem Sieg."

Herr Ulrich ſprach hinwieder: „Das iſt beſondrer Brauch,
„Daß Friedrich ſieghaft heiße, und Würtemberg nicht auch,
„Der Pfalzer mag es büßen; wer geizt ſo mit dem Ruhm?
„Dies Schwert in Schwabenfäuſten bringt wohl den Pfälzer drum."

„Ich mag nicht gern es hören, daß man alleine ſpricht
„Vom Pfälzer nur in Ehren, und von dem Schwaben nicht.
„Mag ſich's ſein kühner Vetter in Landshut wohl verſehn,
„Viel klüger iſt's, alleine den Waghals zu beſtehn!"

Das hört ein Würtemberger, Hans Rechberg war ſein Nam',
Der ſprach zum Grafen Ulrich: „Eu'r Hoffen Herr! iſt lahm!

„Mich däucht, es geht auf Krücken, ſo bald's die Pfalz betritt,
„Indeß das Glück und Friedrich ſtets halten gleichen Schritt."

„Ich wollt' Euch dies nur ſagen; 's iſt eines Mann's Gedanke,
„Der niemals dran noch dachte, daß er im Kampfe wanke.
„Ich mein': auf dieſe Reben trat noch kein Schwaben-Roß;
„Es hat gar feſte Mauern das Heidelberger Schloß [3])."

Da ſprach Graf Ulrich wieder: „Hans Rechberg laß das ſeyn!
„Wir ziehn in dieſem Monde zu Heidelberg noch ein.
„Stehn wir im ſtolzen Schloſſe und halten feſtlich Mahl,
„Sollſt du daran uns mahnen bei der Trompeten Schall."

Und es geſchah im Sommer, wenn gelb ſich färbt die Saat,
Da ritt der Graf, Herr Ulrich, zu Stuttgart aus der Stadt;
Bei Pforzheim aber harrte, wie ein Spion im Netz,
Mit Speyr's und Baden's Knechten der Biſchof Jürg von Metz.

Und weiter ging die Reiſe, die ſeltne Pilgerfahrt,
Bis man am hohen Markſtein die reiche Pfalz gewahrt.
Das iſt der Zaubergarten, worein mit ſtolzer Pracht
Der Himmel ſeinen Segen aufhäuft und treu bewacht.

Von Rebengold und Aehren trägt die Natur den Kranz,
Nicht mag ſie auch entbehren der Früchte bunten Glanz,
Der Rhein zeigt hell im Spiegel des Landes üpp'ges Bild,
Mit jungfräulichen Küſſen umkoſ't die Luft es mild.

Der Graf und auch der Biſchof erſah'n das blüh'nde Land;
Da ward in Neid und Haſſe ihr Herz gar toll entbrannt,
Der Graf und auch der Biſchof, ſie ſaßen hoch zu Roß,
Sie ſprengten in die Saaten ſammt ihrem reiſ'gen Troß.

Sie ritten hin bis Bretten auf dieſem ſeltnen Pfad,
Wer ſchirmt vor Roſſehufen die goldig reiche Saat?
Und als ſie weiter kamen zu ſaatenreichen Feldern,
Viel breite Aeſt' ſie nahmen, zerbrochen in den Wäldern,

Und an den Schweif der Roſſe band man die Aeſte an,
So ward zerſtampft, zerſchlagen die Saat auf ihrer Bahn [4])
Wohl nah ſtand mancher Bettler, noch jüngſt ein reicher Mann,
Und ſprach in ſeinem Jammer: „Weh euch, daß ihr's gethan!“

Der Biſchof und die Grafen, ſie hörten nicht dies Wort,
Sie ſchädigten und tobten mit Grimm von Ort zu Ort,
Bis, wo der Neckar mündet, lag manches Dorf in Brand;
Der Biſchof und die Grafen durchritten frei das Land [b]).

[1]) a. Anno praenotato dominicae incarnationis MCCCCLXII. Carolus Marchio de Baden Georgius Episcopus Metensis frater ejus, Johannes Nix Episcospus Spirensis et Udalricus Comes Wirtenbergensis simul coadunati congregaverunt exercitum et contra Fridericum Comitem Palatinum procedentes (quem putabant procul absentem) omnem terram eius una cum oppido mansionis eius Heidelberg in praedam sibi promiserunt. (Trithem Chron. Sponh. ad. a. 1462. p. 375.)

[1]) b. Der Hirſch im Würtemberger Wappen iſt hier genannt.

[2]) „Jnd hatten ſich vermeſſen Sy woulden die Wongarden vur Heydelberg, dan des Pfalzgreuen Wonunge is affhauen ind vm ander vill ſmaheit andoin."
(Chronika van der hilligen Stadt Cölln. Fol. 314.)

[3]) Als in Stuttgart über dieſen Feldzug berathen wurde, gerieth der verſtändige Hans von Rechberg zuletzt ſo in Eifer, daß er ſeinem Herrn ins Geſicht ſagte: „Gnädiger Herr, Jr wöllent dem allermännlichſten und mächtigſten Fürſten der inn Teutſchland wohnt, in ſein Land ziehen: Und Fürwar, ſo werden Jr Jn vor ſehen, und mit Jm fechten mueſſen, als wahr ich die Wand vor mir ſehe, oder Jr müſſet Jm flüchtig entrinnen."

[4]) Graf Ulrich von Würtemberg ſchrieb dieſes aus dem Feldlager vor Haidelsheim (d. d. 27. Juni) an Markgraf

Albrecht von Brandenburg, und: „Daß er den 26. am Herabziehen vor Bretheim (Bretten) das Korn gewüstet, welches sie auch uf Dato (27. Juni) vor Haidelsheim in steter Uebung, und vorhabens seyen, den 28. fortzuziehen, und die Feind zu schedigen.“

(S. Steinhofer Würtembergische Chronik Tom. III. p. 59. und Kremer, Gesch. Friedr. I. Tom. I. p. 292.)

*) Darnach umb sant Johans tag Baptisten des obgenannten jars (1462) da hauft sich markgrave Carle von Baden, graf Ulrich von Wirtemberg, der bischof von Metzs, der bischof von Speier und ander ire guten Freund und Herren; machten ein wagenburg und hatten darin zu roß und fuß bei den 8000 mannen guts volks wol bereit mit aller zugehörung, und zogen naher Heydelberg zu. Und da sie kamen bei Sanct Leon, da liessen sie die wagenburg mit dem volk im felt, und trabten die Herren, der markgrave von Baden, der von Wirtemberg und mit inen der bischof von Metzs, hetten bei die 700 pferden, als man sagt, ritten zwischen Heydelberg und Mannheim bei eine Dorf, heißt Seckenheim, und liessen die wagenburg und alles volk hinder ine me dan zwo meilen wegs; ritten also da mutwillen in hochmut.“

„Diß wart der pfalzgrave gewar und bet nach dem alten bischof von Mainz geschickt, daß er furderlichen zu im kem'. Der kam mit 500 pferden, daß es die feind nit entwusten. Also gewann der pfalzgrav 1200 pfert und uf 2000 oder me zu fuße. Das wißten die herren alles nit, vermeinten, der pfalzgrav hett nitt über 500 pfert, also hett ine ihr botschaft gesagt.“

(S. Fikhart Arztes Gesch. fr. Zeit, mitgetheilt in Mone's Archiv II. B. p. 262. 63.)

III.

Die Schlacht bei Seckenheim.

1462. (29. Juni.)

Bei Seckenheim im Felde liegt ein gewalt'ger Leu',
Viel Rittersleut' in Waffen bewacht er ſcharf und treu;
Er hat von Gold die Mähnen und Krallen gut zum Fang;
Es iſt der Pfälzer Löwe! Noch wird der Pfalz nicht bang.

Ein andrer Leue ſchreitet umher bei jung und alt,
Als ächter Landes-Hüter in fürſtlicher Geſtalt;
Dicht unterm goldnen Helme drängt ſich das goldne Haar;
Die Kraft hat er vom Löwen, das Aug' hat er vom Aar.

Es war im hohen Sommer ein heißer Schnittertag,
Als zwiſchen Rhein und Neckar des Pfälzers Ehre lag,
Da ſchritt in froher Ahnung zu einem alten Mann
Der junge Pfalzer Churfürſt und ſprach den Ritter an:

„O viel verſuchter Ritter, ihr tragt ein herrlich Schwert,
„Das manchen ſtolzen Degen mit Scharten viel verſehrt,
„Hört eines Mann's Begehren, der gern umarmt den Ruhm,
„Weiht uns zu hohen Ehren, zum edlen Ritterthum!"

Da ſpricht der alte Degen, Herr Wipprecht zubenannt:
„Kein Herz ſchlägt allerwegen ſo ſtolz im teutſchen Land,
„Als eines grauen Mannes, der dieſes Wort gehört;
„Nie flog aus dunkler Scheide je freudiger ein Schwert!“

Es kniet der Churfürſt Friedrich; der alte Degen ſpricht:
„Heil mir, daß ich's noch ſchaute, eh' dies mein Auge bricht.
„Churfürſt! ich ſchlag' euch zum Ritter und ſetz mein Leben ein,
„Will man Sieghafte nennen, man nennt nur euch allein!

„Jetzt will ich freudig ſterben, und bet' aus voller Seel',
„Du Gott im Himmel, löſe mich rein von allem Fehl!
„Nach dieſer höchſten Ehre taugt nur mein Schwert allein
„Zum letzten frohen Siege; ſterb' ich, ſenkts mit mir ein!“

Herr Wipprecht ſprach's und küßte ſein Schwert, das ſtets er trug,
Als er den Churfürſt Friedrich damit zum Ritter ſchlug [1]),
Laut ſchallen die Trompeten; die Donnerbüchſen dröhnen,
Der Leu wird ungeduldig und ſchüttelt ſeine Mähnen.

Jetzt aber, wie ein Sturmwind ſich durch zwei Wetter drängt,
So bricht der Kampf die Feſſeln, in Schranken lang geengt.
Nun Baden! bad' im Blute, und Metz, wetz dein Geſchoß,
Ihr Hirſchgeweihe zittert! — Der Löw ſcheut nicht den Stoß.

Das nennt man noch ein Treffen! weil viel getroffen wird,
Der Hirſch und mit der Heerde der rauhe Seelenhirt;
Um Gott! wer ſtürzt den Leuen dort in dem dichtſten Kampf!?
Er ſinkt. Nicht mehr zu kennen iſt er in Qualm und Dampf.

Herr Wipprecht ſieht's von Ferne, und blutig ſpornt er's Roß;
„Mein Seel! des Friedrich's Rappen traf eben das Geſchoß [2])!
„Da ſtürzt ſein edler Renner! ſchon ſind die Feinde nah!
„O „Friedrich! wackrer Pfälzer! vertrau! ſieh ich bin da!"

Es ſprachs der alte Degen, und eilt zu ſeinem Herrn,
Herr Wipprecht iſt getroffen! Er rief: „Das leid ich gern [3])!"

Der Churfürſt aber ſchwingt ſich auf ein and'res Roß bebend,
Und kämpft ſiegreich alleine, von ſeinem Volk getrennt.

Er ſtreckt mit eignen Händen wohl manchen in den Sand,
Da ſchallt's von allen Enden: „Sieg! Sieg! Du Pfälzer Land!“
Nun bad im Blute Baden! es iſt dein eignes Blut!
Der Hirſch wirft ſein Geweihe! der Löw' traf ihn zu gut.

Man fing viel edle Herren und Grafen auch dabei,
Von Würtemberg und Baden ſind ihre tücht'ge zwei [4])!
Der junge Pfälzer Churfürſt erblickt den edlen Fang,
„Ein ſeltnes Jagen!“ ruft er, „euch Füchſe ſucht' ich lang!“

Als er dies ſprach, daneben lag wohl ein blut'ger Mann,
Der ſchaut mit freud'gen Blicken den jungen Sieger an;
Herr Wipprecht war's von Helmſtätt: „Gott ſchüße meinen Herrn!
„Denn ſieghaft wird er heißen; jetzt ſterb' ich, wahrlich! gern.“

„Da ſchlug ich einen Ritter, wie man ihn lang nicht ſah,
„Man ſoll vom Friedrich ſprechen in Ehren fern und nah',

„Mit mir ſoll man begraben dies Schwert, das ſtets ich trug,
„Das war's, mit dem ich heute die Pfalz zum Ritter ſchlug [5])!“

[1]) In Kremers Geſchichte des Churfürſten Friedrich des Erſten von der Pfalz T. I. p. 299. finden ſich in der Note 2 die Namen aller derjenigen, welche bei dieſer Gelegenheit zu Rittern geſchlagen wurden.

[2]) „Der Streit wurde hartnäckig und allgemein. Die Verzweifelung that bei dem Feind ihre natürliche Würkung ſo ſtarck, daß ein gewiſſer Geſchichtſchreiber verſichert, daß unſere Reiterei ſich bei nahe nach der Flucht umgeſehen hätte, und daß dem Kurfürſten das Pferd, worauf er geſeſſen, unterm Leib erſtochen worden, ſo, daß er eine Zeitlang zu Fuß fechten müſſen.“ (Kremer l. c. p. 301.)

[3]) „..... vnd Her Wiprecht von Helmſtat Ritter der den Pfalzgraffen Ritter hatte geſlagen wart off des Pfalzgraffen ſitten erſchlagen. (Altes Manuſcript.)

[4]) „Und alſo gewan der pfalzgrave den krieg und fieng die obgenanten drei furſten mit 350 pferden oder me, als man ſagt. Der markgrave von Baden wart gefangen mit 41 graven, herren, ritter und knechten, on arme knecht'; der von Wirtemberg war gefangen mit 40 graven, herren, rittern und knechten, on arme knecht'; der biſchof von Metz wart gefangen mit 31 graven, herren, rittern und knechten, on arme knecht'; und wurden uf 40 manne erſtochen, unter denen waren drei graven, einer von Helfenſtein in Schwaben, item ein herr von Prandis und ein rawgrave, das andere waren edel und arme knecht.“ (Arztes Geſchichte l. c.)

[5]) Zum Gedächtniß dieſes Sieges ließ Friedrich auf der Wahlſtatt ein ſteinernes Crucifix errichten, mit der Inſchrift:

„Als man zale nach Gottes Geburte M.CCCC.LXII. jar vff sant Paulus Gedechtnuß Tag sint vff dieser Wallstatt durch Herzog Friederich Pfalzgraue by Rine ꝛc. vnd Kurfürsten nyder geworffen worden Her Jorg Bischoff zu Metz. Markgraue Karle von Baden vnd Graue Ulrich von Wirtemberg mit eyner merglichen Zale Jr Diener Grafen Herren Ritter vnd Knecht vnd derselben, die in solichem Gescheffte tod bliben sint wolle Gott barmherzig sin vnd vff denselben Tag sint viel zu Ritter geschlagen."

Ein Chronodistichon aus dieser Zeit und von diesem Sieg mag seiner Eigenthümlichkeit halber hier einen Platz finden:

„Als ein A mit einem I geziert — M.
Vier Huf-Eisen waren formirt — CCCC.
Ein Art und der Apostel Zal — L. XII.
Geschach die Schlacht am Neckarthal
Da [illegible]g und fieng ein junger Pfälzer
Eine Bader Jäger und Selzer
Friedrich der Siegreich wolgnant
Der Kur-Pfalz Zier durch alle Land."

IV.

Das Mahl auf dem Heidelberger Schloß.

Zu Heidelberg im Schlosse sitzt froh im schönsten Saal,
Der Pfalzer Churfürst Friedrich, beim stolzen Siegesmahl,
Auch die gefangnen Grafen, sie sitzen mit am Tisch;
Da setzt man, köstlich duftend, vor beide Braten und Fisch.

Es ſchaumt in goldnen Kannen der gold'ne Rebentrank;
„Den Becher!“ ruft der Churfürſt, „bring ich dem Sieg zum Dank!“
„Sieg ſey mir treu vor allen! wie meine Pfalz ſo treu,
„Wie meint ihr gute Grafen, ob ich verlaſſen ſey?!“

Stumm blicken beide Grafen auf's goldene Geſchirr,
Gar üppig ſchmeckt der Braten; „was denkt ihr Herr'n von mir.“
So ruft der Churfürſt freundlich, — „bin ich ein ſchlechter Wirth?
„Ich hab' euch eingeladen, und ſicher hergeführt.“ —

„Mit nichten!“ ſpricht Herr Ulrich! „ihr haltet guten Tiſch,
„Gar wurzig ſchmeckt der Braten, gar köſtlich lockt der Fiſch;
„Nur Brod allein vermiß ich; das Brod würzt Speis und Trank.“
Da ſpricht im Zorn der Churfürſt: „das nenn' ich ſchlechten Dank!“

Und von dem Mahle geht er zum offnen Fenſter hin;
Die Gaſte folgen ſtaunend; er ſpricht: „Seh't den Gewinn!

„Schaut hin auf alle Felder, die ihr zu früh gemaht,
„Jetzt faßt euch selbst die Sichel, die ihren Herrn verräth!“

„Speis't doch vom lockern Brode der Saat, die ihr zerstört,
„Ei! werdet satt vom Segen, den ausgetilgt Eu'r Schwert! —
„Euch duften zwar andere Speisen, das Brod fehlt euch allein,
„Doch mancher seufzt und betet, wär nur ein Krümchen sein!“

„Ihr stolzen Herrn und Grafen! Was gilt euch Volk und Land? —
„War Gott nicht da, zu strafen, ihr legtet wohl die Hand
„Nicht bloß an Brod und Saaten, nein an des Volkes Mark!
„Doch Gott im Himmel richtet, und meine Faust ist stark.

„Ihr Gast' an meiner Tafel! laßt euch nicht stören mehr,
„Füllt an die goldnen Becher! der meine fehlt! ist leer.
„Und vollgeschenkt auf's Neue bring ich's dem Volke aus!
„Das Volk hat Lieb' und Treue: der Löw' bewacht sein Haus [1])!“

[1]) Die gefangenen Fürſten blieben an die ¾ Jahr in ſtrengem Gewahrſam und wurden nur gegen ein bedeutendes Löſegeld frei gegeben. Arzt l. c. ſagt hierüber: „Nach volgends umb unſer frawen tag lichtmeß A. D. 1463 da wart der biſchof von Metz ausgeleidingt mit ſeiner ritterſchaft wol umb 70,000 gulden, als man ſagt; und leidingt da furter ſinen bruder den markgraven aus der gefengniß, desglichen den von Wrtemberg mit aller ihrer ritterſchaft, alſo: der markgrave von Baden ſolt geben 100,000 gulden, und dafur ſolt er dem pfalzgraven ingeben die gravſchaft von Spanheim zu Cruzenach mit ſeiner zugehörde, darzu Beſickheim vor 25,000 und Beinheim vor 10,000 gulden, auch ſonſt eine große Summa in barem gelt oder uf ziel. Und ſollen alle obgenanten herren mit iren dienern dem pfalzgraven ewiglich verbunden ſein. Doch ſo wart dem markgraven ufgeſetzt ein gelt 30,000 gulden, wer' es das er den pfalzgraven auſſerm Banne ſchufe, dieweil er gar wol mit dem pabſt daran wer'. Doch woll' es der pabſt nit thun. Diſe leiding als der markgrav aus kam, beſchach nechſt mitwoch vor Georgis (20. April) A. d. 1463. Darnach uf mitwoch nach ſant Georgen (27. April) tag des itztgenanten jars kam der von wirtemberg auch aus umb 100,000 gulden und gab dem widdem (Witthum), den ſin hausfraw hette von der Pfalz, wider, wan ſie des jungen pfalzgraven Mutter was darzu alle die cleinoter, die ir der pfalzgrave vormals geben hette, als man dazumal ſagte."

Sehr ſchön iſt auch dieſe „Sage" von K. Simrock (S. deſſen Rheinſagen) und Guſtav Schwab (S. deſſen Gedichte) und von H. Rau (die ich im Manuſcript beſitze) bearbeitet worden.

V.

Truhkaiſer.

1474.

„In dieſen ſchlimmen Zeiten, wer baut mir einen Thurm,
„Darin mein Haupt kann ruhen, bei Hagel und bei Sturm?
„Der Hagel ſchlägt die Saaten; die meinen ſind der Ruhm;
„Die ſchlagt ſo leicht kein Hagel, kein Sturmwind wirft ſie um!

„Wo iſt der kund'ge Meiſter, der ſolchen Thurm mir bau'?
„Der ſtarr und unbezwinglich auf's Land herniederſchau',
„So wie im Licht der Sonnen auf's Volk der Herrſcher blickt,
„Der Thurm ſei wie ein König, der ſich vor niemand bückt."

Es ſprach's der Pfälzer Churfürſt, da trat ein Both' herein,
Der brachte Plän' und Riſſe; ihm folgte hinterdrein
Ein andrer Both' in Eile, der trug ein Pergamen;
Blaß waren ſeine Wangen vom ſchnellen Ritt zu ſehn.

Der Kurfürſt nahm die Kunde und las mit haſt'gem Blick',
Und rief: „Hier mag man ſchauen, wie launenhaft das Glück!

„Ich prüfe Plan' und Riſſe zum Thurm und zum Verließ,
„Mein Feind, der Kaiſer aber macht mir im Plan 'nen Riß.

„Das nenn ich viel gewogen auf ein geringes Blatt,
„Churfürſt ſoll mich nun nimmer benennen Land und Stadt,
„Ein Brief beſiegt den Degen, was nie gelang der Schlacht,
„Dies Blättlein, ſchwarz beſchrieben, legt mich in Reiches-Acht."

Er wiegt das leichte Blattlein, der vielverſuchte Degen;
„Ei!" ruft er dann mit Lächeln: „Das ſprach ich allerwegen,
„Das nenn ich ſchlimme Zeiten, wenn ſo ein Wetter droht,
„Da ſucht ein armer Kriegsmann ein Häuslein in der Noth;

„Mag mich der Kaiſer ſchelten, er ſchilt im ſichern Haus,
„Beim St. Georg, gemächlich ſpricht er die Acht hier aus.
„Drum, wenn der Kaiſer ruhet in ſeinem Haus zu Wien,
„Bringt's auch der Pfalz nicht Schande, zu thun nach gleichem Sinn.

„Schafft mir kunſtfert'ge Meiſter, Werkleute ohne Zahl;
„Ich hab manch Werk erbauet, Trotz bietend frühem Fall,
„Hab ich die Luſt am Schaffen von meinem Stamm geerbt.
„Drum will ich ruhig ſchlafen, von Narben tief gefärbt.

„Langweil'ger alter Kaiſer! nicht acht' ich deine Acht;
„Ich hab doch viel geſtritten, und manches Werk vollbracht.
„Drum kann ich's noch nicht laſſen, und bau den Thurm mir auf,
„Hoch muß er weithin ragen; dein Adler ſteh' darauf!"

Man ſtritt zu langen Tagen, und mancher nach der Schlacht
Schlief nach dem längſten Tage die längſte düſtre Nacht.
Man ſprach im teutſchen Lande vom ſtarken Friedrich viel;
Der Kaiſer, gleichen Namens, ſchwieg bei dem Namen ſtill.

Die Acht ward weit verkündet, ſeit jenem Tag im May.
So oft man ſprach das Wörtlein, der Pfälzer lacht' dabei.
Wie ſollt' er auch ſie ſcheuen? zu finden war kein Mann,
Der, als der Acht Vollſtrecker, nur Einen Gang gethan.

Nach manchen Wochen aber ſtand auch der Thurm erbaut,
Der von dem hohen Berge ins Land herniederſchaut.
„Wie tauf ich doch mein Thürmlein?" der Churfürſt ſprichts und lacht,
„Denn nahmlos ſoll nichts bleiben, was ich mit Kraft vollbracht.

„Nun denn! zu Schutz und Trutze brauch ich Gevattern auch,
„Das iſt in allen Landen ein guter alter Brauch,

„Den Schutz trag ich im Schwerte, der Trutz hat hier Bestand:
„Trutz-Kaiser soll man's heißen!“ — So ward der Thurm benannt [1]).

VI.

Des Churfürsten Liebe und Ehe.

Wer nahm den Leu'n gefangen? Wer that das seltne Werk!
Ward denn des Ruhmes Riese urplötzlich jetzt ein Zwerg?
Man hieß den Churfürst siegbaft. Wie? ist er jetzt besiegt?
Wie kommt's doch, daß der Sieger vor Frauenkraft erliegt?!

Auf seinem stillen Schlosse im traulichen Gemach
Ruft eine holde Stimme den süßen Frieden wach;
In langen Kampfestagen schlief er gar bleich und kalt,
Jetzt blüh't er klar zur Wette mit Blumen mannigfalt.

An wen ist doch gesendet, die Stimme mild und hell?
(Sie wogt in Zauberklangen sanft wie ein Frühlingsquell,)
An Friedrich geht die Botbschaft; ob er die Stimme hört?
Es klirrt an seiner Seite doch gar zu laut das Schwert.

Wer sendet doch die Stimme? Wohl eine edle Frau,
Mit Locken hell und goldig, mit Augen treu und blau,

---

[1]) (Die Note S. hinter Nr. 6).

Nicht eine ſchönre lebte in aller Frauen Schaar,
O Klara! edle Jungfrau, in Mienen mild und klar!

Es klangen alle Saiten, es quoll das ſchönſte Lied,
Wie bunter Blüthenregen aus Tönen und Gemüth.
Es drang in Friedrich's Herze, der wohl verſtand den Sinn,
Er ſprach entzückt zu Klara: „Willkommen Sängerin *)!“

„Dein Lied hab' ich vernommen: Willkommen edle Braut,
„Dir hab' ich Lieb' und Leben, und Sieg und Ruhm vertraut;
„Denn Lieben nur iſt Leben, und Ruhm iſt Lieb' allein,
„Unſterblich ſind ſie beide; — wie könnt' es anders ſeyn!?

„Ich zwang viel ſtarke Degen, zwang manchen ſtolzen Mann,
„Mein größter Sieg iſt dieſer, daß ich Dir unterthan,
„Wie ich Dein Herz bezwungen, bezwang die Lieb' auch mich!
„Nur einen Stärkern kennet der Sieger jetzo: — Dich!

„Ich hab' ſo viel geſtritten, kein Feind mich mehr bekriegt,
„Stolz in der Deutſchen Mitte, frag' ich, wer ſo geſiegt?
„Drum mag der Himmel walten, und Friede zieh hier ein!
„Dies Herz braucht keinen Panzer, die Liebe ſchützt's allein.

„Wenn ich in ſchlimmen Tagen das Herz voll Sorge trug,
„So tief als manche Wunde, die je ein Eiſen ſchlug,
„Du heilteſt Sorg und Wunden mir ſtets mit zartem Sinn,
„Und hauchteſt Töne drüber, o holde Sängerin!

„In Minne und in Sitte warſt Du gar treu und hold,
„Aus Huld und hohen Ehren, wie feuerhältig Gold.
„Laß Deine Huld verſchönen jetzt durch den Fürſtenglanz,
„Laß Deine Treue krönen mit einem Hochzeitskranz."

„Zuſammen muß ſich finden, was ſtark iſt, treu und acht,
„Die Kraft und auch die Milde, die Liebe und das Recht.
„Gern ruht an Deinem Herzen mein narbenvoller Leib,
„Drum folg mir zum Altare, des Unbezwungnen Weib."

Der Prieſter ſprach den Segen, geheim dem Aug der Welt [3]).
In Liebe pflog ſein Leben der vielgeprüfte Held;
Brautführer war der Friede, der zog im Lande ein,
Der Ruhm wand Hochzeitskronen, das edle Paar zu weihn.

Zwei ſtarke Söhne wuchſen empor aus dieſem Bund [4]),
Von Siegen ruht der Löwe, wacht noch zu jeder Stund,
Er wachte treu am Stamme, der zähe Wurzeln ſchlug,
Bis noch in ſpaten Zeiten er ſtarke Früchte trug.

Er wuchs aus Fels und Steine, umschattend rings das Land,
Kein Sturm hat ihn verfehret, versengt kein Sonnenbrand,
Der Löw' war ja sein Hüther, da mußt' er wohl gedeih'n.
Er blüht noch heut' in Ehren, der Stamm der Löwenstein[5])!

[1]) „Es hat selbigen (den Thurm Trutz-Kaiser) der Churfurst Friedrich I. im Jahr 1461 oder 1462 erbaut, als er sich des Erzbischoffs und Churfürsten Diether von Maynz annahm, ihn wider seine Feinde beschützen half, und deswegen vom Pabst in den Bann, vom Kayser aber in die Acht erkläret, und von verschiedenen Armeen zugleich angegriffen wurde. Um aber zu zeigen, daß er weder nach dem päbstlichen Bann, noch der Kayserlichen Achts-Erklärung etwas fragte, ließ er diese Veste gegen dem Ende der Speyerer Vorstadt in der Mitte des Geißbergs aufwerfen, und selbige Trutz-Kaiser nennen. Weil aber dieses Schloß oder Schanz in dem dreißigjährigen Krieg sehr verfallen und verdorben worden, ließ Churfurst Carl Ludwig solche wiederum ausbessern und auf's Neue befestigen, schaffte den verhaßten und dem Ansehen Kayserlicher Majestat zuwiderlaufenden Namen ab, und ließ sie nach der Figur, die sie hatte, den Stern oder Stern-Schanz nennen; zu dem Ende gab er im Jahre 1666 im September einen scharfen Befehl heraus, des Inhalts, daß kunftighin bei hoher Straf sich Niemand mehr sollte gelusten lassen, die neue Sternschanz Trutz-Kaiser zu heißen, und sollten diejenigen, so sie einmahl also nannten, um eine Ducat, zum zweitenmahl um zwo, zum drittenmahl um drey Ducaten, zum viertenmahl aber gar am Leib gestrafft werden. Im letzten Französischen Krieg ist sie völlig verstört und zu einem Steinhaufen gemacht worden

ſo daß man anjetzo nichts als die bloſſe Rudera davon ſiehet.“ (Aus Kayſer's hiſtor. Schauplatz pag. 168—69).

*) Ueber dieſe Clara theilt uns Kremer in ſeiner Geſchichte Friedrichs folgendes mit: „Nach der Arrogations-Urkunde vom Jahr 1452, hatte ſich der Kurfürſt, um dem Herzog Philipp nicht zu ſchaden, verbindlich gemacht, keine eheliche Gemahlin zu nehmen. Doch erzielte er mit Clara Dettin zwei natürliche Söhne, Friedrichen und Ludwigen. Dieſe Clara Dettin, welche bisher faſt von allen neuen Schriftſtellern mit Unrecht Clara von Dettingen, und von einigen ſogar Clara von Detnang genannt wird, war von Augsburg geburtig, und eine Hof-Jungfrau zu München geweſen. Die Geſchichtſchreiber ſelbiger Zeiten zeichnen ſie uns ab, als ein Frauenzimmer, welches alle Eigenſchaften gehabt, einen Fürſten zu bezwingen, der ſonſten unüberwindlich war. Sie war ſchön und reizend, hatte Verſtand und ein gutes Herz. Wie es ſcheint iſt unſer Held durch die Anmuthigkeit ihrer Stimme gerührt worden, als welcher ein großer Liebhaber vom Singen geweſen, und daher ſeine Freundin in verſchiedenen Urkunden ſeine Sängerin genannt hat. Der Kurfürſt hatte ſich ſelbige vermuthlich zu der Zeit beigelegt, als er zu Anfang des 1459ſten Jahres ſeine Herren Vettern, die Herzogen von Baiern, in München auseinander geſetzet hat. Dann ſein älteſter Sohn Friedrich war ſchon in dieſem Jahr gebohren worden. Sie erhob ſich dieſes Glücks nicht. Vielmehr war ſie gegen jederman dienſtfertig, und daher bei dem Fürſten und dem Land angenehm.“

Nemnat, der Caplan des Kurfürſten, beſchreibt ſie alſo: „.....Clara was clare von Sitten, clare von Guttigkeit, clar wolredent, clare in ſuſſigkeit vnd Trewekeit, clare vber die hohen weiber, Schambaft, demüthig, Meſig, ſanftmutig, Schimper, vnd clare in allen Tugenden, allerclerſte in Weis-

heit vnd Vernunft. Die Clara hilt ſich in allen claren Sachen alſo, daß ſie von menigklich gelobt vnd lieb gehabt."

Von gleichzeitigen Dichtern wurde ſie vielfach beſungen.

[9]) Daß ſich der Kurfürſt mit dieſer Clara wirklich vermählt habe, geht aus keiner Urkunde mit Sicherheit hervor; der Kurfürſt ſpricht von ihr immer nur in allgemeinen Ausdrücken, wie: „unſre liebe Clara," „unſere Sängerin ꝛc."

[10]) „Der oft gemelt Pfalzgraff Friderichen der hett zwen natürlicher Sone Friderichen vnd Ludwigen. Friderich wart Thumherr zu Spier vnd Worms vnd waz Prothonotarius des Pabſt. Die zwen ſone wurden in allen Dugenden ertzogen von Jugent uff vnd mit groſſer Forcht zu der Lernung gehalten." (Kemnat in ſeiner Geſchichte des Pfalzgrafen Friedrich p. 203). Der älteſte Sohn Friedrich ſtarb jedoch ſchon im 15. Jahr ſeines Alters am 16. October 1474.

[11]) „..... Der neue Kurfürſt (Philipp) vermehrte dieſe Kurfürſtlichen Wohlthaten nachhero mit der Grafſchaft Löwenſtein, womit Ludwig von Baiern (dieſen Titel hatte der zweite Sohn des Kurfürſten Friedrich) am Sonntag nach der Apoſtelſcheidung 1488 zum erſtenmal beliehen worden. Er nahm davon den Titul als Grav von Löwenſtein an, vermählte ſich ſofort mit der Gräfin Eliſabet von Montfort und pflanzte mit dieſer ſein Geſchlecht fort, welches in denen Fürſten und Graven von Löwenſtein und Wertheim noch jezo blühet." (Kremer l. c. p. 540, 41).

Aus Peter Harer's Gedicht:

Die Hochzeit des Pfalzgrafen Friderich II. [1]).

1535.

I.

Wie der Brentgam vnd die Princeſſin durch den Biſchoue zu Speyer ſeindt Intronioirt worden.

Zeile 1237 — 1329.

Volgends über ein kurtze friſt
Man ſich zu dem einſegnen riſt
Der hochwirdig Biſchoue vnd Herr
Mein gnediger Furſt von Speyer
In ſein pontificaln bekleidt
Hett do zu warten ſein beſcheidt
In der Kirchen welche do iſt
Erbauwen ſchon vnd aufs zierlichſt
Geſchmucket was wie ſichs gebirdt
Mit koſtlichem rat wol beziert
Do mangelt nichts an ornaten
Noch ſeyden vnd gulden Waten
Eſſ glaſtet alles in der meng
Was nur gebördt zum Kirchengpreng
Was ordentlich als zugericht
Zur gottes eer die lang vnd ſchlicht

So ſtunden auff dem Hoffe preidt
Nach der zweyer furſten beſcheidt
Bey dem Breutgam gantz wolgemut
Die fürſtliche verſamblung gut
Vnd das frauwen Zymmer klar
Welches vom adell gladen war
Vnd warten auff die Braudt hofflich
Do furten ſie gar ſenftiglich
Zwen hocherleuchter Herren gut
Der edell Churfürſt wolgemut
Vnd keiſers maieſtat geſandt
Der Marggraue von Berga erkandt
Vergleidten ſchon wol auff den platz
Aus irem gmach den edlen ſchatz
Becleidet mit eym ſilberin Stuckh
Künſtlich geworcht, Jr bieng zu ruckh
Das bar geſponnen krauß fin wei
Hinab bis über die knickel
Dem liechten golt es gleich glaſtet
Darauff ein koſtlich Cron raſtet
An irem Helſſlin blankenfar
Lag ein hochgultigs Halſſbandt zwar
Solch beide ſtuckh vonn perlin groß
Vnd edlem gſtein gantz ubertmoß
Merklich in feynes golt verſetzt
Jr widder glaſt das gſicht ergetzt

Eſſ waren nichts dan der auffbundt
Von Saphiren blo eckecht vnd rundt
Smaragd grun Turckes den peſten
Diamant daran erglesten
Jaspis der edell ſtein gebewre
Topaſien Rubein viel tewre
Amatiſten vnd ander men
Stein vaſt klar vnd koſtlichen
Gar meiſterlich dar Jnn verſchrenkt
Vnd artlich in einander gbenkt
Do trat fur ir zur kirchen fein
Jn hohem bracht vnd hubſchem Schein
Das frawen Zymmer vor berirt
Mit koſtlichem gewandt bezirt
Vnd ir jungfrawen ſchon vnd zart
Demnach freuntlich vergleitet wart
Die edell braut zur kirchenthur
Zehen edler Knaben trugen fur
Stangkertzen yder zwo furwar
Jn ſeyner Handt ſie leuchten klar
Man hort der trompeten lautten ſchall
Der Breutgam vnd die furſten all
Volgten nach mit ſchroem gang,
Keinem was die weill do lang
Nachdem ſo ging der adell fein
Do ſtundt der biſchof in ſeim ſchein

Vnd ornament anthon zierlich
Introniſirt alſo Chriſtlich
Den Breutgam vnd braut lobeſan
Darauff thet man Jn dkirchen gan
Jnn der viel ſüßer ſtym erklang
Te deum Laudamus man ſang
Vnd wart gelobt die trinitat
So den Heyrat verfuget hat
Als das vollendt wie ſich gebürt
Do wardt die Braut widder gefürt
Jn dem Jungfrawlichen ſchappell
Durch furſten beidt aus der Cappell
Mit vorberurter Ordnung
Vnd loblicher verſammelung
Wol ubern hoffe in ir gemach
Die furſten all volgten ir nach
Vnd gaben ihr alſo das gleidt
Als dar Jnn kam die koniglich meidt
Vnd ir Jungfrauwen wolgethan
Die herren thetten all abgan
Jeglicher in ſein loſament
Das ander frauwen Zymmer bbendt
Wardt gleichermaſſen auch vergleidt
Durch die ſo des betten bſcheidt
Jn ir gemach biſſ zum nachtmal.

[1]) Dieſes Gedicht Peter Harers (Sekretair des Pfalzgrafen Ludwig V.) befindet ſich in Original, ohne Zweifel von des Verfaſſers Hand, Cod. palat. Nro. 337. Es zeichnet ſich durch eine ſchöne Handſchrift, weniger durch Poeſie aus; aber als Beitrag zur Geſchichte der Sitten, Gebräuche und der Sprache der damaligen Zeit hat es hiſtoriſchen Werth, vorzüglich da es von einem Augenzeugen, der mit ſeiner Beſchreibung bis ins Kleinlichſte ging, herrührt. Die Auszüge, welche ich hier zum erſtenmal dem Drucke übergebe, haben nicht gerade beſondern poetiſchen Werth; bei der Auswahl leitete mich nur der Inhalt, der Scenen ſchildert, die uns weniger bekannt ſind, als groſſe Turnire und fürſtliche Gelage. Das ganze Gedicht beſteht aus 4377 Verszeilen, und hat folgenden Inhalt:

1) Die Vorrede Zeile 1—48.

2) Vonn Pfalzgrafen fridrichs Hergogen Jn Bayern werbung vnd Handlung bei Römiſch Kaiſerlicher Mät (Majeſtat) in Hiſpanien vmb irer Mät momen (Muhme) frewlin Dorotheam geborne konigin von Denmarkh, Zeile 49—98.

3) Abſchiedt des Furſten von Kaiſerlicher Mät vnd wie dem Jn Probandt frewlin Dorothea wurklich vermahelt wardt Auch darnach anderm gezogen iſt. Zeile 99—168.

4) Wie die Kongin zu Frankenreich kongin Maria gubernantin Jm Nidderlandt vnd frewlin Dorothea zu Cammerich beyeinander geweſenn vnd von dannen geſchieden ſeindt. Zeile 169—270.

5) Wie beide Chur vnnd Furſten die ſachen zur Hochzeit ruſten vnd der Brewtgam widder von Bayern gen Heidelberg kam. 271—379.

6) Von der Princeſſin Vnd dem bayeriſchen Stam. 380—444.

7) Wie Jrewlin Dorothea vonn Provandt abſchiedt vnd den Rhein herauff zu irem edlen Breutgam zohe. 445—516.

8) Wie Pfaltzgraue Ludwig Churfürſt ꝛc. die Braut empfahen vnd vergleitten ließ. 517—655.

9) Wie der Breutgam ſeyner geſponß entgegen iſt geritten vnd Jm vheldt entpfangen hat. 656—758.

10) Wie der Breutgam mit ſeyner Braudt zu Heidelberg eingeritten iſt. Zeile 759—1053.

11) Wie man aufs Schloß zu Heidelberg komen vnd der Churfurst die Braut entpfangen hat. 1054—1236.

12) Wie der Breutgam vnd die Princeſſin durch den Biſchoue zu Speyer ſeindt Jntroniſirt worden. 1237—1329.

13) Wie das nachtmal gehalten vnd was für Herren zu tiſch ſeindt geſeſſen. 1330—1554.

14) Wie eyn nacht Tanzs herlichen gehalten wardt Vnd wie die geladen Frauwen vnd Jungfrawen vom Adell genennet ſeindt. 1555—1955.

15) Wie das beyligen beſchah vnd der Tanzs verendet wardt. 1956—2009.

16) Wie man morgens der Braut geſchenckt hat. 2010—2212

17) Wie morgens der Furſtlich Kirchgang beſchah. 2213—2373.

18) Wie nach dem Kirchgang dz morgenmal gehalten wardt 2374—2460.

19) Wie man Jn Kureſſen Turnirt hat, vnd wer die ſelbigen geweſen ſeindt. 2461—3030.

20) Wie man vom Turnier Jſt abgezogen ꝛc. 3031—3086.

21) Wie der obent Tanzs gehalten vnd die Dänckh den Turniereren außgeben ſeindt worden. 3087—3231.

22) Was am volgenden Dinſtag gehandelt wardt. 3232—3256.

23) Wie das Gſellen ſtechen iſt gehalten worden. 3257—3544.

24) Wie zum obent Danzs den veſten Stichern der Dankh iſt geben worden. 3535—3670.
25) Wie man ſcharpff gerennet hat. 3671—3927.
26) Wie man mit den Rennern von der Pan iſt abgezogen. 3928—3987.
27) Wie der obent Dans gehalten vnnd dem veſten Renner der Dankh gegeben wardt. 3988—4021.
28) Wie man von der Furſtlichen Hochzeit abgeſchieden. 4022—4087.
29) Wie der Hochgeborn Furſt herzog Fridrich pfalzgraue ꝛc. von eins rats zu Nuremberg geſandten entpfangen vnnd was ſein gnaden vnd dero gemahell fur Reuerenz da ſelbſt erzeigt iſt worden. 4088—4233.
30) Wie man von Nuremberg abgeſchieden vnd zum Steuwenmarkt ein kommen Iſt. 4234—4367.
31) Beſchluß dieſes gedichts. 4368—4377.

Das ganze ſchließt mit einem Akroſtichon auf den Namen Peter Harer und der Jahreszahl 1536.

Harer's Manuſcript iſt ſowohl auf dem Einband deſſelben, als auch von Mone in ſeinem badiſchen Archiv B. I. pag. 88. irrig als ein Gedicht von der Hochzeit Friedrich des Dritten angezeigt. Friedrich der III. kam erſt nach Ottheinrich, dem Sohne der Dorothea zur Regierung, und Friedrich III. konnte alſo nicht der Bruder Ludwig des funften ſeyn. Zudem war Friedrich III. aus einer ganz andern Linie, namlich der Simmerſchen; ſeine erſte Gemahlin war Marie von Brandenburg, und ſeine zweite Amalie von Mocurs. Auch in Wilkers Catalog der Heidelberger Manuſcripte iſt dieſes Gedicht fehlerhaft angegeben.

II.

Wie man morgens der Braut geſchenckt hat.

Zeile 2010—2212.

Als nun der helle Tag herglaſt
Des ſchön menglich erfreuwet vaſt
Vſonderlich die edlen Degen
Die der kurtzweil ſollten pflegen
Vnd kam her die beſtimbte ſtundt
Da zu der fürſtlichen ſchanckung
Nach loblicher gewonheit alt
Alda wurden beſchieden balt
Die frauwen vnd Jungfrauwen ſchon
Das ſie ſolten all hinauff gon
Zu der braudt in ir gemach
In der kamern man ſitzend ſach
Die fürſtlich braut hoch lobeſam
In dem ſchlaffbett wie ſichs gezam
Irem furſtlichen ſtandt gemeſſs
Koſtlich war zu gericht der ſeſſ
Golt vnd ſeiden zirdten herrlich
Das bettgewandt vnd den deppich
So waren alle wendt bekleidt
Mit gewurckten tüchern lang vnd breit
Inn ſolcher kammern welch gericht
Was luſtig gantzs zu dem geſicht

Der edell breutgam ſchon bezirt
Mit vollem golt ſein gwandt florirt
Stundt neben ir In zobeln ſchauben
Sie beidt geſchmuckt wol gewurckt hauben
Von golt auff irem goltfarben bor
Manch edell gſtein erleuchtet klor
An der braut vnd breutgam ſein
Manch Berle hell dabei erſchein
An koſtlichkeit mangelt gar nicht
All ding waren wol zugericht
Zu erſt der loblich breutgam thet
Mit eyner lang zierlichen redt
Seins hertzens auſſerwelte braut
Geliebte vnd holtſelig braut
In des Churfürſten vnd ander
Seiner geliebten gebrüder
Keyſer vnd konglicher bottſchafft
Auch fürſten herren vnd Ritterſchaft
Gegenwertigkeit vnd beyſein
Bemorgen gaben fruntlich ſein
Wie das zuvor war abgeredt
Dieweil ſein gnadt auff dem ſtaffbedt
In rechter liebe onnerdroſſen
Den heyrat genßlich beſloſſen
Vererdt darzu ir furſtlich gnadt
Mit eynem trefflichen kleynadt

War von rubein erleuchtend hell
Eyn artlich wolgefaßt tafell
Auch ein von klarem dyamant
Eyn ſcheinbar perlin daran hang
Hochgultig zwar vnnd großes werdt
Mit froblich vnd zugtiger berdt
Solch bobe gab nam dankbar an
Die edell Furſtin lobenſan
Der Romiſch kong vnd mechtig furſt
Des bertz nach rechter tugend durſt
Freymutig mit Herr Ferdinandt
Hatt ir zu eyner ſchankung gſandt
Bey ſeyner loblichen botſchaft
Gemacht mit rechter meiſterſchafft
Eynn furtreffendt halſſbandt furwar
Beſetzt mit edlen ſteynen klar
Inn feynes golt kunſtlich verfaßt
In keſten ſchon gaben ſie glaßt
Mit bellem ſcheynen dem brehen
Dyamant Rubein roſen ſpehen
Auch perlin viel vnderſpicket
Daran hieng ſeuberlich gezwicket
Eyn kleynot mit eyner groſſen
Koſtlichen dyamanten roſſen
Darob ein brennender rubein
Mit eynem hangenden perlein

Darzu vier zymern zobeln
Zurbundig gutt man ſoll loben
Das milte konigliche hertzs
Vff ettlich tauſend one ſchertzs
Ducaten ſchwer geachtet ſein
Solch hochwichtige ſchankung ſein
Damit er ſeyne baff vererdt
In baiden ſey viel heils beſcherdt
Nach dem der Churfürſt hochbezirdt
Gar tugentlichen preſentirt
Seyner geliebten gſchweihen klar
Eyn ſchones kleynot welches war
Nachgeender maſſen ordinirt
Ein eychner baum luſtig formirt
Mit perlin groß gleich eicheln gſtalt
Hett ich ſolch frucht in meynem walt
Wurde ich deſt ee meins ellends qweit
Auff diſſem baum erglaſtet weit
Eyn palas mit dymanten zwen
In grünem platzs ſo ſah man ſteen
Eyn hubſchen hirſch trug zu eynr zier
Auff ſeynem rückchen ein ſapbier
Vnden am baum waren behafft
Noch ein Sapbir mit meiſterſchafft
Vnd zwen pallas vaſt bell und ſchon
Eyn gutte ſum magz koſtet bon

Solch hohe gab geantwort wardt
Der hochgepreißten furſtin zardt
Mit einer wolgezierdten redt
Vonn ſeyner gnaden wegen thet
Sein hoffmeiſter berumbt vnd klug
Furtragen auffs freuntlichſt gnug
Mit ſonnderlichem erpieten
Wolt recht freuntſchaft mit ir nieten
Das nam furwar gantz danckbarlich
Die Furſtin an vnd beualh ſich
Hin widderumb mit freuntlichkeit
Zu eynem koſtbarlichen kleit
Deß hertzogen auff Meyenlandt
Vottſchaft zu der hochzeit geſandt,
Thett ſchenken der braut wolgemut
Ein ſchones gulden ſtuckh vaſt gut
Gedoppelt rott In rauhem golt
Eſſ was wol werdt viel reiches ſoldt
Seyner gnaden gemahell war
Der braut leipliche ſweſter klar
Dernwegen er verordnet hadt
Irn gnaden ſolch koſtliche wadt.
Erzeiget auch ſein Schwagerſchafft
Zu beſtettung irer freuntſchafft
Der durchleuchtig hochgeboren her
Des Breutgams geliebter Vetter

Hertzog Ottheinrich mit der ſchenck
Die er antwort Jn irm hendt
Hochſchetzig gut vnd auch koſtlich
Sie nam es an recht danckbarlich
Eſſ war ein koſtlichs Cleynat gut
Hett vier gantzs ſchöner demut
Vnnd in der mitt ein rots Rubein
Jn yedem eckh vier perlein
Vnd hiengen ettlich vnden dran
Luſtig was es zu ſehen an
Darnach durch ſeyne bottſchafften
Auff rechter trew eygenſchafften
Ließ der from vnd hochwirdig herr
Biſchof zu Freiſingen, Welcher
Jſt mit tugent ubergoſſen
Auch vom ſtam der pfaltzs entſproſſen
Des brentgams bruder trew vnd milt
O hoher Furſt der haſt gezilt
Vff eynem durchleuchtigen leib
Die dir wart geben zu eym weib
Auff dem Bayriſchen blut
Solch edell Furſten werdt vnd gut
Vnnd die ſo bruderlich vereindt
Das nichts dan rechte trew erſcheindt
Vnder allen Jren gnaden
Wo ſolch eynigkeit geradten

Bey brüdern thut das gfellet gott
Viel nutzs es auch gewürcket hott
Zum offtermal auff dieſſer erdt
Wie hochlich ſoll werden gemerdt
Dein lob noch heutigs tags furwar
Nach deynem namen Philips klar
Solch hochgemelter biſchoff iſt
Philips genant derſelb trewlichſt
Die furſtlich braut ſein liebe geſchwey
Vereren ließ gantzs heerlich frey
Auch mit eym koſtlichen halßbandt
Acht tafeln waren dran gewandt
Vonn glaſten dem edlen geſtein
Etlich perlin lautter vnd rein
Zwuſchen ſolch tafeln wol verzwickt
Dreyzeben puncten man auch blickt
Das Bayriſch wappen drein florirt
Weiß vnd blo es ſcheinbar zirt
Sieben perlen vnd Dyamant
In eynem kreißlin ſo dran hang
Von purem golt artlich gewirkt
Die ſtein In keſten wol beſterckt
Des frommen Furſten treuw man trifft
Mit danckh entpfing ſie diſſe gifft
Die andern Schwäger vnd herren
Thetten alle freuntlich vereren

Nach einander in ordenung
Mit viel dienſtlicher erpietung
Die loblich braut vnd haben
Viel ſchöner kleinat vnd gaben
Irer gnaden hofflich geſchanckt
In allen wart zuchtig gedanckt
Damit ir liebe verbetſchirt
Vnnd mit der Zeit gemeret wirt
Solch angehengte freuntſchaft gut
Gott hab ir gnaden all In hut
Volgends koſtlicher drinckgſchirr fein
Die von in gaben hellen ſchein
Vonn golt und ſilber wercklich gemacht
Wurden der edlen braut furbracht
Inn gutter zal vonn herren vnd ſtetten
Die ſie allſambt ſchencken thetten
Mit vaſt großer Reuerentz
Erpietlich neben der preſentz
Ganz freuntlich vnd demutiglich
Nach ſeynem ſtandt yder gſchicklich
Als nun ſolch ſchenck ir endung hett
Die braudt gebaben von dem bett
Vnd yederman geſchieden ab
Wart ſie bekleidt mit ander hab
Vnd ſchickt man ſich zu der kirchfart
Wie alles vor beſchieden wart.

Heinrich von Valois, Herzog von Anjou.

Von

Heribert Rau.

1573.

Staubwolken fliegen auf! — Ha! — Reiter groß an Zahl —
Sie sprengen luſtig her durch's ferne Neckarthal. —
Das blitzt und funkelt ja, daß mir die Augen brennen! —
Jetzt rollt das Banner auf — jetzt kann ich sie erkennen —
Es sind Franzoſen, Herr! — Doch sicher nicht zum Streite
Erscheinen sie vor Euch, sie führen Festgeleite."
Also vom Thurme hoch der Wächter eifrig spricht.
Der fromme Friedrich hört's und spricht: „Ich bin bereit,
Sie freundlich zu empfahn. Der Gast ist mir bekannt,
Heinrich von Valois ist's, der jetzt nach Polenland
Mit seinen Mannen zieht, die Krone zu empfangen.
Ihn treibt zu uns, glaubt mir, nicht eigenes Verlangen;
Er trauet sicherlich uns Hugenotten nicht;
Doch macht's sein Bruder ihm, der König, wohl zur Pflicht,
Damit kein Unbill er im fremden Land erfahre,
Und sich der deutschen Gunst im Voraus schon bewahre.
Er komme nur getrost und ziehe friedlich ein;
Zwar werden wir ihm hier ein strenger Mahner seyn;

Doch dinget man bei uns nicht blutbegier'ge Horden,
Den Andersdenkenden im Schlafe zu ermorden."

Der Kurfürſt ſpricht's mit Ernſt, ertheilet die Befehle,
Und zieht ſich dann zurück in ſeines Schloſſes Säle.

Indeſſen war die Schaar der Franken angekommen
Und hat auf flinkem Roß den Burgweg bald erklommen.
Welch zierlich prächt'ger Trupp; wie blitzen die Gewande
Von Gold und Edelſtein! Was ſelbſt die fernſten Lande
An auserleſ'nem Schmuck, an einzig ſchönen Gaben,
An Farbenpracht und Werth nur darzubieten haben,
Dies alles ſieht man hier in lieblichem Verein.
Der Perle reinen Glanz, des Demants Wunderſchein,
Des Tiegers ſcheckig Fell, des Hermelines Pelz,
Den Perlenmutter auch in ſeinem Farbenſchmelz
Vom Reiher und vom Strauß die reiche Federpracht
Von Helm und Harniſch Dir mit Luſt entgegenlacht.
Doch prangt vor Allen wohl im ganzen Reitertroß
Heinrich von Valois auf ſeinem Berberroß.
Hoch ſieht man ihn empor aus ihrer Mitte ragen;
Stolz wieget ſich das Haupt, beſtimmt die Kron zu tragen.

Jetzt iſt das Thor erreicht, es öffnet weit die Flügel,
Der Herzog ſprengt herein, ſchwingt raſch ſich aus dem
Bügel —

Wirft Peitsch' und Zügel weg — — Doch wie? — was
soll das seyn? —
Er findet sich erstaunt im weiten Hof allein.
Kein Diener ist zu sehn von Nahe noch von Fern;
Welch schmählicher Willkomm solch' königlichem Herrn!
Mit unterdrücktem Zorn, mit wuthgebleichten Wangen
Wird endlich an der Thür der stolze Gast empfangen.
Zwei deutsche Edelleut', gepanzert ganz in Stahl,
Die führen schweigend ihn bis zu dem Kaisersaal.
Da öffnet plötzlich sich die zwiegespalt'ne Pforte —
Der Herzog steht erblaßt, — ihm fehlen Sprach' und Worte.
Er schaut entsetzt sich um — welch eine Schreckensstunde —
Denn dicht gedrängt um sich erblickt er in der Runde
Nur Hugenotten, die, der Mordnacht jüngst entflohn'n,
Hier Schutz und Schirm gesucht an Kurfürst Friedrichs
Thron;
Und ihm entgegen blickt, hoch an des Saales Wand
Coligny, wie er stirbt, gemalt von Meisterhand.
Von der Begeistrung Strahl die Züge übergossen,
Erblaßt der alte Held durch Valois Mordgenossen. —

Noch starrt der Herzog stumm hin nach dem grausen
Bild,
Da grüßt der Kurfürst ihn mit Worten sanft und mild,
Und wünscht ihm alles Glück zu seiner neuen Krone,
Und friedlich Regiment auf Polens schönem Throne.

Drauf muß der Frankenfürſt manch ſtrenges Wort noch hören
Von jenem ſchändlichen, blutdürſtigen Verſchwören
Der unglückſeligen Bartholomäusnacht,
Die blinder, wilder Haß unchriſtlich angefacht;
Von Frankreichs Hinterliſt und oft gebrochner Treue,
Und daß der Hof ſich nicht des frechſten Laſters ſcheue.
So ſpricht der deutſche Fürſt mit Würde und mit Ruh,
Dem ſtolzen fränk'ſchen Gaſt an ſeinem Hofe zu.
Dann läßt er königlich und reich bewirthen ihn,
Doch mundets Valois nicht, er ſehnt ſich, fortzuziehn.
Von Heidelberg hinab, dem ſchönen Felſenſchloß,
Eilt ſchweigend und beſchämt alsbald der fremde Troß.
Es blitzet Gold und Stein vom Harniſche, dem blanken,
Es weht der Federnſchmuck im Wind mit ſtolzem Schwanken,
Doch hört der Pförtner noch den Herzog Anjou ſchwören;
Von nun an ſoll kein Gott ihn jemals mehr bethören,
Selbſt in der größten Noth, bei ſolchen deutſchen Bären —
Noch gar auf Heidelberg — je wieder einzukehren [1])! —

[1]) „Als zu Ende des Jahres 1573 und zu Anfang des folgenden, Heinrich, Bruder des franzöſiſchen Königs Karl IX. und deſſen Nachfolger als erwählter König von Polen dahin durch Teutſchland reiſete, wurde ihm Ludwig, Graf von Löwenſtein, Herr von Scharfeneck als kaiſerlicher oberſter Begleitungs-Commiſſär beigegeben. Ein ungenannter Sekretär deſſelben hielt hierüber ein umſtändliches Tagebuch, welches auf 7 Bogen in Quart gedruckt erſchienen iſt. Hierin kömmt

unter andern interessanten Zügen folgende Anekdote vor: „Auf wiederholte Einladung Kurfürstens Friedrich III. zu Pfalz durch seinen zum Empfang und Begleitung entgegengesandten Prinzen Christoph, daß, weil er Leibsschwachheit halber nach Oppenheim nicht kommen könne, der König ihn zu Heidelberg besuchen möchte, begab sich dieser am 11. December dahin. Der Kurfürst lag zu Bette und konnte deßwegen keiner Freude mit dem Könige pflegen, oder sich viel mit ihm besprechen. Auf dessen Anregung aber las ihm, als er ein wenig erwarmt war, Graf Ludwig von Nassau, des Prinzen von Oranien Bruder, im Kurfürstlichen Gemache bei genommener Gelegenheit eine ernstliche Collecte (Text) wegen des vor einem Jahre in Paris und andern Orten Frankreichs, wider alle Treue und Glauben an dem Admiral (v. Coligny) und Einem Glaubensgenossen unmenschlicher Weise verübten Mords (Pariser Bluthochzeit) welche Gott nicht ungestraft lassen würde. Der König suchte denselben damit zu entschuldigen, der Admiral habe auf der Hochzeit eine heimliche Meuterei anrichten, und den König seinen Bruder überfallen wollen. Der Kurfürst fragte ihn aber flugs: Lieber! Wie stark ist der Admiral mit allen seinen Hugenotten auf die Hochzeit kommen? Und da der König geantwortet: auf tausend Pferde stark, fragte der Kurfürst weiters: Ist gut, Lieber, wie stark ist aber der König wohl da gewest? Auf des Königs Antwort: auf dreitausend, sagte der Kurfürst: Da liegts! Wie hätten tausend wider dreitausend etwas anfangen dürfen in einer solchen großen Stadt, wo männiglich gern die Hände in der Hugenotten Blut gewaschen hätte? Sehet selbst, wie es so gar nicht klapte, und eure Reden wider euch selbst zeugen. Diese verdrußliche Vorhaltung soll in die fünf Stunden lang gewährt haben, worüber sich auch des Königs Kanzler zu Oppenheim hernach sehr beschwert hat." (Aus Freih. von Hormayr's Taschenbuch 1853 p. 43—44).

Andere Chroniſten erzählen dieſe Scenen mit verſchiedenen Varianten, wie Rau in ſeinem Gedicht. Man vergleiche hierüber die Worte des Präſidenten de Thou, des P. Daniel und Xavier's Schauplatz p. 395. Schreibers Vaterländiſche Blätter 1812. Nr. 18 ꝛc.

Kurfürſt Friedrich V. von der Pfalz. Der Winterkönig,

von

Eduard Duller.

I.

Des Kurfürſten Tafel zu Amberg.

(1619.)

Im ſchönen Böhmerlande war blut'ger Haß entbrannt,
Man ſah vom Thron geſtoßen den König Ferdinand [1]),
Der alt' und neue Glaube entflammte jedes Herz
Zu kühnen Männerthaten zu Muth in Noth und Schmerz.

Da war's in jenen Tagen, vom blut'gen Haß erfüllt,
Daß Kurfürſt Friedrich fröhlich zu Amberg Tafel hielt.
Zu Gaſt ſaß edler Herren 'ne ungemeſſne Zahl,
Manch Sprüchlein ward geboten beim goldenen Pokal.

„Was bet' man für ein Sprüchlein," nimmt nun der Fürſt das Wort,
„Zög ich als Böhmerkönig nach Prag zur Krönung fort?" —
„„Ihr ſeyd gar keck in Wünſchen! Wünſcht Euch dergleichen nicht!
„„Der Spruch klänge ſchlimm!"" ſein Vetter, Herr Max von Bayern ſpricht. —

Der alte Fürſt von Anhalt verſetzt dafür ihm ſchnell:
„Kommt That, folgt Rath! Das wäre das Sprüchlein, das ich wähl'."
„„Noch ſchlimmrer Spruch als Wünſche!"" Herr Max von Bayern meint;
„„Kommt Rath, folgt That, ſoll's heißen, dem Sprüchlein wär ich Freund!""

Wie ſie ſo freundlich zanken, hebt Friedrich den Pokal,
Da treten zwölf edle Böhmen, geſandt vom Tag der Wahl,
Herein zur vollen Tafel, und ſprechen dieſen Gruß: —
„Heil dir! du neuer König! — dem Böhmen huldigen muß!" —

„Was bebt Ihr vor der Nachricht, die Euch ſo freudig klingt?"
Spricht leiſe der Fürſt von Anhalt; — „Wie? aus der Faſſung bringt

„Euch dieſes Wörtlein: König! das hoch vor aller Welt
„Den edlen Fürſten Friedrich auf des Lebens Gipfel ſtellt!?“

Der Kurfürſt aber ſchweiget und wird ſo trüb und bleich,
Und läßt den Becher ſinken! — „Mein Vetter! hütet Euch,“ —
So warnt Herr Max noch einmal; „weiß Gott! ich lieb Euch warm!
„Aus dieſer Krone wächſt Euch viel Leid und bittrer Harm.“

„Der Gott, der Kön'ge ſalbet, der krönte Ferdinand,
Daß ihn vom Thron nicht ſtürzen kann der Rebellen Hand.
Und iſt er auch jetzt vertrieben; der Glanz der Majeſtät
Strahlt heller als die Sonne; da er nie untergeht.“ —

„Drum nach dem Gut des Andern ſtreckt nicht die reine Hand! —
Nehmt's auch nicht an, geboten; — 's iſt Eures Unglücks Pfand! —
Beſtand hat nie das Unrecht auf Erden durch lange Friſt! —
Traut nicht, mein theurer Vetter! des Glückes Hinterliſt!“ —

Der Kurfürſt ſchweigt; es iſt ihm die tiefſte Bruſt bewegt,
Wenn auch das Herz, begierig, entflammt ihm höher ſchlägt.
Ein Wink entläßt die Tafel, die er den Gaſten gab; —
Noch reiſ't am ſelben Abend Herr Max nach Bayern ab.

[1]) „Man ſah vom Thron geſtoßen den König Ferdinand.“ — Ferdinand der Habsburger, von des Hauſes Steyriſcher Linie, ward nach dem Ausſterben des öſterreichiſchen Hauſes in den Brüdern und römiſchen Kaiſern Rudolph II. und Matthias, Herr der geſammten Habsburgiſchen Erblande in Ungarn, Böhmen, Oeſterreich, Steyer, Kärnthen ꝛc. und römiſch teutſcher Kaiſer. Bereits im Jahre 1617 am 29. Juni ward er, noch bei Lebzeiten des Mathias als König von Böhmen deſignirt. Böhmen, Mähren, Schleſien und die Lauſitz aber gingen auf allgemeiner Verſammlung zu Prag am 28. Juli 1619 (nach Mathias Tode) damit um, ihm Böhmens Krone zu nehmen. Während dieſer Zeit war Ferdinand, der Zweite ſeines Namens, zu Frankfurt zum Kaiſer gewählt, und ebendaſelbſt als ſolcher gekrönt worden. Aber im ſelben Monat (Auguſt 1619) erklärten die böhmiſchen Stände ihn ihrer Krone verluſtig, dieſe mithin wahlfrei, und vollzogen am 26. Auguſt beinahe einſtimmig die neue Wahl Friedrichs V. von der Pfalz, der am 25. October zu Prag gekrönt ward.

II.

Des Churfürſten Entſchluß.

Im alten Säulengange bei Nacht der Churfürſt ſtand,
Noch ſpät der Zukunft ſinnend, das Haupt geſtützt in die Hand;

Des Vetters treue Warnung trägt er in tiefer Seel'
Und ſchwankt mit ſchwachem Muthe jetzt zwiſchen Recht und Fehl! —

Da tritt zu ihm die Gattin, die Männin Eliſabeth,
Des Brittenkönigs Tochter [1]), ein Weib voll Majeſtät,
Und ſpricht die zürnenden Worte: „Dies Zögern ziemt Euch ſchlecht; —
„Wagt, (darf man's Wagniß nennen! —) wer wagt, hat gutes Recht!"

„O wie ſo ganz unmännlich Ihr jetzo vor mir ſteht! —
Das Glück, es beut Euch Kronen! — Ergreift ſie nicht zu ſpät! —
Das Glück hat Königs-Laune, faßt es mit Königs-Kraft,
Lehrt es nicht, Euch verachten; wahret es in ſichrer Haft!" —

Der Kurfürſt, bange flüſternd, erfaßt ſie bei der Hand,
Und ſpricht: „Wohl hab' ich manches im Geiſte jetzt erkannt,
„Auch ſprach mir Max, mein Vetter von Bayern ein redlich Wort;
Wie bald mag um die Krone entglühen Krieg und Mord!"

„Du wankſt, — erbleichſt?“ verſetzt ihm die Fürſtin,
„bleiche Schmach!“
Biſt du vom alten Blute der tapfern Wittelsbach? —
Weh mir, daß ich den Schwächling erkor zum Ehgemahl,
Der, wenn man Kronen bietet, flieht vor der Königswahl!“ —

„O laß dich träumen mind'ſtens, du ſchöner goldner Reif,
Den ich, des Schwachen Hausfrau, im Leben nie ergreif'!
Weh jener Stunde, da ich mit dir ſtand am Altar,
Da uns der Prieſter Gottes hieß ein gefürſtet Paar!“

„Auf Englands ſtolzem Throne ſah ich das Licht der Welt;
Sah alle Meer' der Erde vom Königsnamen geſchwellt,
Wer eine Königstochter gewagt von Englands Thron
Zur Gattin ſich zu wählen, zagt er vor einer Kron'?“ —

„Weib! Weib!“ verſetzt der Kurfürſt, „du gebierſt mir mein Geſchick!
Sey's, wie es ſey; ich folg' dir; ich will vertrau'n dem Glück!
Wer weiß zwar, was uns morgen mitbringt der junge Tag,
Doch! — fort! — Ich folg dir! — Morgen geht unſ're Reiſ' nach Prag.“

[1]) „Kurfürst Friedrich V. führte Elisabeth, König Jacob von England Tochter heim (1613). — — Seltener Art, und besonders prachtvoll, waren die Feste, als Friedrich seine Neuvermählte nach Heidelberg brachte. Die Stadt soll, so wird erzählt, das militärische Gepränge abgerechnet, mit Oberon's Zauberpallast zu vergleichen gewesen seyn. Große und Edle aus allen Theilen des protestantischen Deutschlands hatten sich eingefunden, unter ihnen Prinz Christian von Anhalt und Graf Wilhelm von Mannsfeld. „Der „Kurfürst und seine hertzgeliebte Ehegemahlin, sambt ihrem „Comitat, wurden in gegenwart Zwelff Fürsten, vieler Graf„sen und Herrn, mit 16 Fahnen Fußvolkes und einer Batte„rey von 26 halben Carthaunen, beneben einer stattlichen „Ritterschaft von 2000 Pferden, im Feldlager empfangen „und in die Residenz in guter Ordnung begleitet." Die Siegesbogen und Ehrenpforten waren zahlreich. (Als ein ahnungsvolles Vorzeichen hätte die Krone gelten können, welche beim Einzuge, aus der Höhe eines der Triumpfbogen auf das Haupt der Neuvermählten an einer Seidenschnur herabgelassen wurde, jedoch nur für einen Augenblick.) Von den vier Facultäten der „alten weitberühmten Universität" hatte eine jede ihr besonderes Triumpf-Portal. Ein Freudenfest, ein Schauspiel verdrängte das andere: „kurzweilige Fischerkämpfe auf dem Neckar," Ritterspiele, Ringelrennen, Kübelstechen, Lustjagen, Feuerwerke auf dem Flusse abgebrannt, Ehrentänze von fürstlichen Personen aufgeführt, endlich ein Turnier, das Alles überbot, was von solcher Art bisher in Deutschland war gesehen worden."

(Aus Leonhards Fremdenbuch I. Bd. pag. 29)

Miß Berger behauptet in ihren: **Memoirs of Elisabeth Stuart.** London 1825. Vol. I. p. 204, daß diese Feierlichkeiten „nearly three hundred thousand pounds" (3,600,000 Gulden) gekostet hätten. Das Nähere über diese Feierlichkeiten

iſt zu leſen in: Beſchreibung der Reiß; Empfahung des ritterlichen Ordens; Vollbringung des Heyraths und glucklicher Heimführung; wie auch der anſehnlichen Einführung, gehaltener Ritterſpiel und Frewdenfeſts, des Herrn Friedrichen des Fünften u. ſ. w. und der Princeſſin Eliſabethen u. ſ. w. Heidelberg; 1613." —

III.

Des Kurfürſten Abſchied von ſeiner Mutter.

Es ſteht der Kurfürſt ſcheidend im frühen Morgenroth
An ſeiner Mutter Seite, die voll von Angſt und Noth,
Des Sohnes Bruſt umſchlungen mit treuen Armen hält; —
„Du gehſt von mir, mein Leben, mein Sohn, mein Glück,
meine Welt!?„

„Könnt' ich die düſtre Ahnung, der ich mir bin
bewußt,
Im bangen Herzen tilgen, in mütterlicher Bruſt!
Du nimmſt mir alles, Böhmen! — der Glanz nicht
deiner Kron'
Erſetzt mir, was ich verloren — den heißgeliebten
Sohn!" —

„Um dieſe Kron' erſchau' ich viel namenloſes Weh;
Mög' nie zur Wahrheit werden, was ich im Geiſt jetzt
ſeh'; —

Des Glückes Sonn' geht unter, und geht nie wieder auf! —
Eine Nacht voll Schmach und Elend verhüllt mir ihren Lauf."

O! bleib' in der Pfalz daheime, bleib' in dem schönen Land,
Das harmlos abgeschieden fast nie den Krieg gekannt,
Hier, wo dich pflegt die Mutter, wo dich der Bürger schützt,
Wo der alte, heil'ge Frieden fromm auf den Marken sitzt."

„Wie anders im Land der Böhmen, wo dich kein Herz noch kennt,
Der Meinung furchtbar Ringen frech alle Bande trennt,
Wo der Trotz in den Burgen hauset, wo die Tücke im Hinterhalt
Selbst am Altare lauernd vorbricht mit Riesengewalt! —

„Uebt Mutterſegen Zauber, — so hält es dich jetzt fest. —
Bringt Glück ein Mutterſegen, — weiß ich, daß dich's nicht laßt. —
Sind Mutterwort' gewaltig, — so rufen sie: „Bleib hier!" —
Sind Mutterthränen Fesseln, — so lassen sie dich nicht von mir!" —

Sie spricht's; der Kurfürst sinkt ihr still weinend an
das Herz,
Sie beugt sich über den Sohn hin mit heißer Angst und
Schmerz.
„Kannst du den Abschied nehmen? — Sag, ob's dein
Herz vermag!“
Da ruft des Fürsten Gattin: „Wann reisen wir nach Prag?“ —

Er reißt sich los von der Mutter; vermag zu sprechen
kein Wort,
Fort rasselt der Reisewagen. — „Sein Schicksal reißt
ihn fort;“ —
Die Mutter ruft es leise, — „er kann ihm nicht widersteh'n;
Da reis't die Pfalz gen Böhmen! [1]) — Ich werd'
ihn nie mehr seh'n!“

[1]) „Die Churfürstliche Frau Mutter sahe ihm aus dem Fenster nach, als er verreißte, und sprach: Nun gehet die Pfaltz in Böhmen, (Arnolds Kirch.-Hist. T. 2. c. 1. §. 10. p. 891.) welches auch in Ansehung der daher rührenden Verwüstung der Pfaltz richtig eingetroffen. Ehe aber dieses Unglück seinen völligen Ausbruch nahme, erschienen zu jedermanns Entsetzen in diesem Jahr drei Sonnen am Himmel.“ (S. Kayſers Schauplatz von Heidelberg. Frankfurt 1738. Pag. 325. Ueberhaupt geschahen sehr viel „erschröckliche und grausame Wunder-Zeichen“ am Himmel während der Regierung des Churfürsten Friedrich, welche in Kayſers Schauplatz ꝛc. zu lesen sind.

IV.

Friedrich's Walten zu Prag und die Schlacht auf dem weißen Berge.

(8. November 1620.)

Zu Prag im Schloſſe tafelt, beim goldenen Pokal
Der neue Böhmerkönig; — er hält ein frohes Mahl, —
Es ſtarrt die reiche Tafel von Silber und von Gold,
Und rings von Kannen und Schüſſeln, kunſtreich verziert und hold.

An ſeiner Seit' die Gattin, der alte Chriſtian
Von Anhalt auch daneben und mancher edle Mann,
Die ſchmauſen unbekümmert und führen frohe Red,
Dabei wird edlen Weines auch wahrlich nicht verſchmäht.

„Die Kaiſerlichen halten wohl jetzt kein ſolches Mahl,
Klar Waſſer füllt man ſelten in einen Goldpokal,
Und trocken Brod zum Imbiß verdirbt den Magen nicht." —
Herr Chriſtian von Anhalt, der alte Kriegsmann, ſpricht:

„Mein Sohn hackt ihnen die Biſſen, der jetzt die Sporen verdient,
Daß keiner von Kaiſers Leuten zwei Hufen Lands hier gewinnt;
Kein Pfaff ſoll Meſſe ſingen, ſo lang wir ſtehn darin,
Die Becher angeklungen! — Hoch lebe Herr Calvin!"

Und wie die Becher klingen, tritt bleich herein ein Both',
Der ſpricht: „Herr König! rettet Euch ſchnell vor Schmach und Tod."
„„Biſt du von Sinnen?"" ruft ihm der König lachend zu; —
„„Schaff uns von deinem Wahnwitz beim frohen Mahl hier Ruh!""

„Mit nicht!" — verſetzt erſtarrend der Both'; — „die Kund iſt wahr;
Wohl dünkt mich hier beim Himmel das Mahl des Belſazar. —
Derweil Ihr fröhlich ſchmauſet, geht Euer Reich verloren," —
Er ſpricht's, da dringt der Schlachtlärm ſchon zu des Königs Ohren.

„Dieß Brauſen wie Meereswogen ſtammt vom Gewog der Schlacht;
Schon immer näher wälzt ſich's, der Sieg iſt längſt vollbracht.
Der junge Fürſt von Anhalt gefangen in Feindes Händen [1]). —
Das Glück, beim Himmel! eilt ſich, mit Euch, Herr König! zu enden."

Bleich tritt der König an's Fenſter, er ſieht mit ſtarrem Blick
Der Seinen Flucht und Unglück, der Kaiſerlichen Glück.
„Weh mir! ruft er verzweifelnd, — o unglückſel'ger Tag,
Da mich zuerſt begrüßte als König das ſtolze Prag.“

„Und weh der Unglücksſtunde, da mir der Antrag kam,
Da ich dem Glück vertrauend der Böhmen Krone nahm! —
O Mutter! — und du mein Vetter, Maximilian, jetzt mein Feind!
Umſonſt! für taube Ohren haſt du gewarnt als Freund.“

„Steckt auf die Friedensfahne! — Acht Stunden Stillſtand nur,
Das Theuerſte zu retten auf unverfolgter Flur.
Dein Königstraum, o Gattin! er nahm ein ſchlimmes End'. —
Verſtummſt du? — Eilt zum Feinde, daß er den Stillſtand benennt!“

„Dein Haupt,“ verſetzt die Gattin, „war ſtets der Kron' zu ſchwach,
„Niemals kann Kön'ge beugen Unglück und Flucht und Schmach. —
Und müſſen wir auch ſchnöde jetzt vor der Ohnmacht fliehn; —
Ich bleib' und ſterb' unbeugſam der Böhmen Königin!“ — *).

Da kommt der Both vom Feinde und bringt den Stillstand mit,
Der König mit der Gattin schnell in die Fremde flieht; [3])
Wohin er kam, man hegt' ihn, doch Hülfe fand er wenig;
Unglück hat selten Freunde; — er hieß der Winterkönig. —

Am andern Tag, früh morgens ritt Herr Maximilian
Hinein durch's Thor der Hauptstadt und zu dem Schloß hinan,
Mit einer Thrän' im Auge schaut er den leeren Thron; —
„Du unglückseelger Vetter! — wie schwer wog deine Kron'!"

Im Kapuzinerkirchlein sang man das alte Lied,
Das: „Te deum laudamus!" — der Herzog sang es mit,
Da fällt sein trübes Auge auf's Kreuz am Hochaltar; —
„Das ist der Glaub'! — dieß stärkt mich! — den schirmt ich vor Gefahr!"

Wie Ferdinand vernommen die Kund' der Pragerschlacht,
Erging ob Friedrichs Haupte des Reiches strenge Acht; — [4])
Zu Regensburg geschah es; — Bayern! denk' ewig dran! —
Denn — Churfürst hieß von Bayern jetzt Maximilian [5]).

[3]) „Um Mittagszeit erhob sich allgemeiner Angriff; halbstündiges Feuer auf der weiten Kampflinie. Zählings brach

aber von böhmiſcher Seite der Fürſt von Anhalt mit ungariſchen Reitern hervor, warf in Wetterſchnelle einige Geſchwader des verbündeten Heeres, nahm den Anführer Breuner gefangen, und ſchreckte mit Siegesgeſchrei den ganzen linken Flügel. Wilhelm Verdugo's Wallonen hielten mauerfeſt, bis Oberſt Kratz, Graf von Scharfenſtein, der tapfere Rheinländer, auf Tillys Gebot mit fünf [illegible]chen Geſchwadern nach einem halbſtündigen Gefecht das [illegible]chgewicht des Treffens herſtellte. Die Ungarn wichen dem Stoß. Umſonſt wehrte Fürſt Chriſtian, der heldenmüthige Jüngling von Anhalt, ihrer Flucht. Er ſtürzte blutend vom Roß in der Wallonen Hände. Inzwiſchen hatte Karl Spinello ſich einer böhmiſchen Schanze bemeiſtert, und die zwei Stücke derſelben auf die nächſten Haufen der Feinde gerichtet. Das brachte Tod und Verwirrung in ihre Glieder. Er drang hindurch; entriß den Böhmen den gefangenen Breuner wieder und drei verlorne Fahnen. Da wurden von allen Seiten die Höhen erſtiegen; die Schanzen erſtürmt. Noch ſtanden die Königiſchen. Aber die thurniſche Schaar, unter ihnen die älteſte, auf welche die übrigen alle ſahen, wandte, von unbegreiflichem Schrecken befallen, plötzlich den Rücken, da ſie vom Feinde nur noch dreihundert Schritte war. Ihrer Flucht entſetzten ſich die Uebrigen. In verworrenem Getümmel zerlöſeten ſich plötzlich die böhmiſchen Schlachthaufen fliehend die Waffen weggeworfen. Die Reiterei zerſtob entſchwadert. Nur wenige wurden gefangen; aber bei viertauſend ihrer Todten bedeckten das Wahlfeld. Die Schlacht hatte kaum drei Stunden Dauer gehabt. Zehn Stück groben Geſchoſſes und gegen hundert Fahnen waren des Sieges Ehrenzeichen.“ (Aus Zſchokkes bayr. Geſch. 5. Buch. 2. Abſch. 6. —).

*) „Pfalzgraff Friedrich's hinterlaſſene Gemahlin, Eliſabeth, welche noch biß ad annum 1662 gelebet, und ſtets in Hollandt, auch noch ſo hoch intoniret, verblieben, daß, als

ſie Anno 1642 die Einraumung ihres Witthumb-Sitzes Frankenthal geſuchet, ſie in dem Schreiben an Kayſerliche Mayeſtät den völligen Titul einer Königin in Böhmen, Marggraffin zu Mähren, auch Lauſſnitz, und Herzogin in Schleſien geführet, ſich auch zugleich des völligen Wappens gebrauchet, welches aber dergeſtalt übel aufgenommen worden, daß man ihr ſolch Schreiben originaliter unbeantwortet zuruck geſchicket."

(Aus Buckiſch hist. geneal. P. post. Pag. 116.)

*) Die Reiſe ging über Breslau nach Berlin, und ferner in Holland, auf daß Engelland, Frankreich, und Dennemark deſto leichter zur Aſſiſtenz möchten beweget werden. Alſo iſt Pfalzgraff Friedrich Churfürſt, zu Prag gekrönter König" geweſen ein Jahr und 3 Tage."

(Buckisch hist. genealog. P. p. pag. 90.)

*) „Die Achtserklärung ergieng zu Wien am 12/22 Jänner 1621 ſowohl über Friedrich von der Pfalz als über ſeine Bundesgenoſſen, den Fürſten Chriſtian von Anhalt, Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf, und Georg Friedrich Grafen von Hohenlohe; mit der Vollziehung derſelben in der Oberpfalz ward Herzog Max von Bayern, in der Unterpfalz der General Spinola beauftragt. Dadurch wurde die Oberpfalz wieder bayeriſch." (Duller's Wittelsb.)

*) „Kayſer Ferdinand, die Anſtrengungen Herzog Maximilians um ſo reicher zu belohnen, je uneigennüziger ſie unternommen waren, verſammelte gegen Ende des Jahres 1622 einen Kur- und Fürſtentag zu Regensburg, und zwar katholiſcher Seite Herzog Max von Bayern, den Pfalzgrafen von Neuburg, den Erzbiſchof von Salzburg und den Biſchof von Bamberg, die Kurfürſten von Maynz und Cöln; — proteſtantiſcher Seite den Landgrafen Ludwig von Heſſen Darmſtadt, und die Geſandten der Kurfürſten von Sachſen und

Brandenburg. Auf den kaiserlichen Vortrag: „er habe aus „kaiserlicher Machtvollkommenheit gedachte pfälzische Kurwurde „dem Herzog Max von Bayern, der bei dieser Rebellion des „Reiches Wohlfahrt und Rettung anderer gehoriamen Stände „mehr denn seines eigenen Hauses von seinem Vetter unbillig „gesuchte Erhohung vor Augen gehabt — — — — aus kai„serlicher Dankbarkeit aufgetragen, bis auf die feierliche Inve„situr, die er auf diesem Konvente vollziehen zu lassen ent„schlossen sey" — erfolgte durch Stimmenmehrheit am 13/23. Hornung der Beschluß des Reichs, daß dem Herzog Maximilian von Bayern („mit Vorbehalt des Ausschlages von Gute oder Recht nach seinem Tode") die Kurwürde verliehen sey. Auch Sachsen und Kurbrandenburg, die früher ihre Einwilligung zu diesem Schlusse verweigert hatten, sagten diese 1624 und 1626 zu." (Duller's Wittelsbacher.)

Die Ahnung.

Von

Heribert Rau.

1655.

Warum so trüb, gestrenger Herr?
Warum denn so allein?
Ihr schaut ja in das Abendroth
Und nicht in's Grab hinein! —
„Ich schaue in das Abendroth
Mir daucht's ein See von Blut;
Mir daucht's ein weites Flammenmeer
In seiner dunklen Glut."

„Und ſeht nur, wie es gierig ſich
An meine Burgen legt,
Und aus den Fenſtern, aus den Höh'n
Mit Purpurzungen ſchlägt!“ —
Herr Pfalzgraf, ei! — was fehlet Euch,
So ſah ich Euch noch nie;
Welch tolle Bilder malet doch
Erhitzte Phantaſie. —

„Nicht Phantaſie, mein Burgvogt, nein!
Ich fühl's im Herzen tief,
Zur Wahrheit wird das Unglückswort
Das jene Stimme rief.“
Mein edler Herr, Gott ſchütze Euch! —
Ich kann Euch nicht verſteh'n.
Sprecht Ihr von böſer Ahnung denn,
Habt Geiſter Ihr geſeh'n?

„Ich ſaß in meinem Speiſeſaal
Und aß, wie ſtets, allein,
Da tönt der mitternächt'ge Schlag
Durch's Fenſter dumpf herein.
Und wie der letzte Schall erſtirbt,
Da wird ſo bang es mir,
Und eine Stimme hohl und tief,
Ruft: „„Wehe Pfalz! Weh dir [1])!““

Ich bab in mancher heißen Schlacht
Den Tod ſchon angeſchaut,
Es hat mir nie vor ſeiner Macht,
Vor ſeinem Ruf gegraut.
Doch dieſer Stimme Grabeston,
Die dreimal ich gehört,
Sie hat den Muth, hat meine Kraft,
Hat all' mein Mark verzehrt."

„Es drang der Ruf aus jener Welt
Mir tief in's Herz hinein.
Bald wird die ſchöne ſtolze Burg
Ein Trümmerhaufen ſeyn!"
Der Pfalzgraf ſprach's und ſchlich davon,
Das Herz ward ihm zu ſchwer;
Das Leben war ihm öd' und kalt
Er lächelte nie mehr!

*) „Und eine Stimme hohl und tief
Ruft: „„Wehe Pfalz! Weh dir!""

„Dann wird's mit der Pfalz bei Rhein verloren ſeyn. Was vor eine Menge Truppen, was vor Lärmen und Gedränge!" Mit dieſen Worten fuhr der kranke Kurfürſt Karl eines Tages plötzlich aus dem Schlafe auf. Der bei ihm wachende Arzt erſchrack darüber, aber nicht wegen des Inhalts der Worte — wie konnte er ahnen, welch traurige Weiſſagung ſie enthielten? Sichtbar ſchwanden jetzt mit jedem Tage die Kräfte des Kurfürſten, und nach fünf Wochen um

die Mittagszeit des ſechszehnten Mai 1685, erloſch ſein abgezehrtes Leben. (Badenia I. Jahrg. pag. 277.)

Sein Tod — mit ihm endigte die ſimmeriſche Linie des pfälziſchen Hauſes — führte den Orleans'ſchen Krieg wegen der pfälziſchen Erbfolge herbei, der ſo verderblich für die Pfalz ward.

Der Pfalzgraf [1]).

Volkslied.

1689.

Es reitet die Gräfin weit über das Feld
Mit ihrem gelbharigen Töchterlein fein,
Sie reiten wohl in des Pfalzgrafen ſein Zelt,
Und wollen ſein fröhlich und luſtig ſeyn.

„Frau Gräfin, was jagt ihr ſo früh ſchon hinaus?
O reitet mit eurem fein Liebchen nach Haus,
Der Pfalzgraf kömmt ſelber gleich zu euch hinab,
Sie tragen ihn morgen hinunter in's Grab:

„Es hat ihn eine Kugel ſo tödtlich verwundt,
Da ſtarb er ſogleich in der nämlichen Stund,
Da ſchickt er dem Fräulein ein Ringelein fein,
Soll ſeiner bei'm Scheiden noch eingedenk ſeyn."

„„Hat dich, o Pfalzgraf, die Kugel getroffen,
War ich viel lieber im Neckar erſoffen;
Trägt man den Liebſten zum Kirchhof herein,
Steig ich wohl mit ihm in's Brautbett hinein.

„„Will reichen ihm meinen jungfräulichen Kranz;
Will ſterben und ſcheiden von Güter und Glanz;
Lieb Mutter, ſetz du mir den Kranz in das Haar,
Auf daß ich ſchön ruhen kann auf der Bahr.

„„Steck mir an den Finger das Ringelein fein,
Es mit mir ſoll liegen in's Grab hinein,
Ein ſchneeweißes Hemdelein zieh du mir an,
Auf daß ich kann ſchlafen bei meinem Mann.

Auf Töchterleins Grab ſollſt legen ein'n Stein,
Drauf ſollen die Worte geſchrieben ſeyn:
„Hier ruhet der Pfalzgraf und ſeine Braut,
Da hat man den Beiden das Brautbett gebaut.““

*) Wahrſcheinlich des Churfürſten Philipp Wilhelms Sohn, Pfalzgraf Friedrich Wilhelm, der vor Mainz den 30. Juli 1689 erſchoſſen wurde. Vergl. Wunderhorn II. S. 262.

Heidelberg.

Der Phönix.

Von

Heribert Rau.

1764.

Geendet iſt der Streit,
Des Krieges Furie ſchweiget,
Aus Schutt und Aſche ſteiget
In junger Herrlichkeit,
Begrüßt durch Jubellieder,
Der Phönix Friede nieder.

Was mit Barbaren Wuth,
Der Schande unbekümmert,
Auch Frankreichs Haß zertrümmert,
Strebt nun mit neuem Muth
In Deutſchland's ſchönſten Gauen
Der Deutſche aufzubauen.

So aus dem Schutt empor,
Iſt in den Pfalzer Landen
Auch Heidelberg erſtanden.
Es will Karl Theodor
Dort allen Glanz entfalten,
Noch heut den Einzug halten.

Der Tag iſt drückend ſchwül;
Kein Lüftchen will ſich regen,
Kein Blättchen ſich bewegen.
Ein ängſtliches Gefühl,
Ein wunderbares Bangen
Hält Menſch und Thier umfangen.

Da kommt in finſtrer Pracht
Am fernen Himmelsbogen
Allmählig hergezogen
Die dichte Wolkennacht,
Auf ihren ſchwarzen Schwingen
Verderben herzubringen.

Wie düſter liegt das Schloß —
Gleich einem rieſ'gen Drachen,
Den Thalgrund zu bewachen —
Der Finſterniß im Schooß.
Wie ragen ſeine hohen
Thürme mit ſtolzem Drohen.

Jetzt bricht das Wetter aus,
Und wie aus Höllenrachen
Ertönt des Donners Krachen,
Der Stürme wild Gebraus.

Doch wehe! — Welch ein Schlag!
Welch Feuermeer! — Es ziſchet
Raſch Bliß auf Bliß und miſchet
Die Nacht mit lichtem Tag.

Hört ihr! es wimmert Sturm!
Es ſteht das Schloß in Flammen!
Schon ſtürzt es dort zuſammen
Nah bei dem Glockenthurm.

Wie wild der Sturmwind ſchnaubt,
Und aller Hülf zum Hohne
Drückt er die Flammenkrone
Der ſtolzen Burg auf's Haupt [1]).

Es iſt um ſie geſcheh'n! —
Die Zinnen ſind gefallen,
Verödet ſteh'n die Hallen,
Gepeitſcht von Windeswch'n.

Du trotzeſt kühn der Zeit
Gefräß'gem Ungeheuer,
Nun hat des Himmels Feuer
Zerſtört die Herrlichkeit.

Träum' ſanft! — in Todesnacht
Biſt ſelbſt du noch erhaben!
Laſſ' ſich die Nachwelt laben
An deiner alten Pracht.

[1]) Die Feigheit des Stadtcommandanten, General Heidersdorf, hatte im Orleans'ſchen Erbfolgekriege Stadt und Schloß Heidelberg den Franzoſen in die Hände geſpielt. Feſtungswerke, Thürme und die Neckarbrücke wurden geſprengt und Stadt und Schloß in Brand geſteckt. Das Glück war für Heidelberg dahin. Zwar ließen die Churfürſten Johann Wilhelm und Karl Philipp Stadt, Schloß und Brücke wieder herſtellen, da aber letzterer wegen der Kirche zum heil. Geiſt mit den Bürgern in Streit gerieth, verlegte er ſofort ſeine Reſidenz von Heidelberg nach Mannheim, wo er das neue Schloß und die Jeſuitenkirche erbauen ließ. Sein Nachfolger Karl Theodor beſuchte an einem heitern Frühlingstage die verödeten Hallen des Sitzes ſeiner Vorgänger. Das Geläute der Glocken, eine über den Schloßberg wallende Proceſſion, die Erinnerung an die vergangene Herrlichkeit und der Zauber der maleriſchen Umgebungen machten einen ſolchen Eindruck auf ihn, daß er ſich entſchloß, hier den churfürſtlichen Thron wiederum aufzuſchlagen. Schon war alles zu ſeinem Empfange bereit, als am 24. Juni 1764 der Blitz alle vom Kriege verſchont gebliebenen Reſte des Schloſſes zertrümmerte und verbrannte. Karl Theodor, der ſehr abergläubiſch war, hielt dies für einen Fingerzeig Gottes, und wagte nicht, das Schloß aus ſeinem Schutte wieder zu erheben.

Lied

von eines Studenten Ankunft in Heidelberg und seinem Traum auf der Brücke, worin ein schöner Dialogus zwischen Frau Pallas und Karl Theodor. In der Nacht vor dem Dankfeste, den 26. Juli 1806.

Aus einem größeren Gedichte
von
Cl. Brentano.

Im achtzehn hundert sechsten Jahr
Der sechs und zwanzigst Juli war,
Für mich ein schöner Reisetag,
Mein Bündlein leichter auf mir lag,
Ein Sabel oben drüber hing,
Ganz froh ich durch die Bergstraß' ging
Und sah mich ganz vergnüget um
In Gottes Welt, dem Heiligthum,
Die Berge rechts mit Wein bekränzt,
Die Ebne links wie Gold erglänzt
Von mancherlei Frucht und Getreid,
Darin viel Schwab'sche Schnitterslent';
Die Sonn' sank nieder überm Rhein,
Gab Himmel und Erd einen schönen Schein,
Die Wölklein, die am Himmel schwammen,
Die zogen gülden sich zusammen,

Ein warmer Regen goß herab,
Den wart' ich unterm Nußbaum ab,
Ein Bäuerlein trat auch darunter,
Und grüßt mich da ganz froh und munter:
„Ein guter Abend, ein' gute Zeit,
Wohin geht noch die Reise heut?"
„„Nach Heidelberg, bin ein Student,
Von Jena komm ich hergerennt,
Die Sonn' sich neigt, hab' ich noch weit?""
Der Landmann sprach: „Nehm er sich Zeit,
Ein' kleine Stund', dort um die Eck,
Da schaut es ihm entgegen keck."
Da bot ich ihm ein' gute Nacht,
Und hab mich auf den Weg gemacht,
Und da ich um die Ecke bog,
Ein kühl Lüftlein mir entgegen zog.
Der Neckar rauscht aus grünen Hallen,
Und gibt am Fels ein freudig Schallen,
Die Stadt streckt sich den Fluß hinunter,
Mit viel Geräusch und lärmt ganz munter;
Und drüben an grüner Berge Brust,
Ruht groß das Schloß und sieht die Lust;
Und da ich auf zum Himmel schaut',
Sah ich ein Gottes Werk gebaut,
Vom Königsstuhl zum heil'gen Berges Rücken
Sah ich gesprengt eine goldne Brücken,

Sah ich gewölbt des Friedens Regenbogen,
Und ſah ihn wieder in Fluſſes Wogen.
Da war er doch nicht alſo klar,
Der wilde Fluß zerriß ihn gar,
Gab mir ſo recht ein Beiſpiel breit
Von Gottes Fried' und Menſchen Streit,
Und wie ich denk' und ſeh in Fluß,
Da fällt ein ſchwerer Kanonenſchuß;
Frau Echo murrt im Thal noch lang,
Da hebt ſich aber ein froher Klang,
In allen Thürmen die Glocken ſchwanken,
Beginnen ein hell harmoniſch Zanken;
Da war mein Herz mir ganz bewegt,
All' Bangigkeit ich von mir legt,
Den Sinn in freud'gen Ernſt geſtellt,
War mir's beinah als einem Held;
That auch den Säbel um mich ſchnallen,
Ein' Epheukranz vom Hut ließ wallen,
Und grüßte froh die werthe Stadt,
Die mein Ahnherr *) beſungen hat.
Mir war, als wär das Läuten und Schießen,
Für mich ein freudiges Begrüßen;

---

*) Martin Opitz von Boberfeld, ein Schleſier, ward 1615 den 17. Juli in Heidelberg immatrikulirt. S. die Note zum Weiſſebrunnen, Sonnett von Opitz.

Mein Herz auch ganz in Jugend ſprang,
Und erzittert im hellen Glockenklang;
Da eilt' ich ſchnell, ſah nicht zurück
Bis auf die kühne Neckarbrück';
Dragoner fragten ſehr höflich
Um meinen Stand und Namen mich.
„Opiß von Boberfeld, Student,"
— „Paſſirt" — ich macht' ein Kompliment,
Und auf der Brücken, die feſt und rein,
Sah ich zwei künſtlich Bild von Stein,
Frau Pallas ſchaut ernſt in's grüne Thal,
Mit vier Fakultäten allzumal;
Ich that ſie höflich ſalutiren,
Und meinen Säbel präſentiren,
Steckt ihn doch wieder ein gar ſchnell,
Als ein beſcheidener Geſell,
Beim zweiten Bild, gleich an dem Thor,
Dem verſtorbnen Fürſt, Carl Theodor,
Mein Bündel legt ich ab im Hecht,
Der Wirth, der Kellner und Hausknecht
Erquickten mich auf alle Weiſ'
Mit Waſſer, Wein und guter Speiſ'.
Nach Tiſch konnt' ich nicht ſitzen bleiben,
Wollt' mich noch durch die Stadt 'rum treiben.
Es fiel ein heller Mondenſchein
Gar lockend in die Straßen ein;

Viel Volk ſah ich herummer ſchweifen,
Den einen ſingen, den andern pfeifen,
Viel Jungfern ſich in Arm gehängt,
Kamen da auf und abgeſchwenkt.
Auf einmal geht es an ein Laufen,
Sie rennen ſich gar übern Haufen,
Steh'n auf und hören's gar nicht an,
Spricht einer: „Hab's nicht gern gethan.“
Einen Trompeter hört man blaſen,
Muſik ſticht ihnen in die Naſen,
Da lauf ich immer hintendrein,
Bis zu dem Mittelthor hinein,
Da ſteht gedrückt ein großer Klumpen,
Von Mägd' und Knechten, die ſich ſtumpen,
Ein lebend'ge Schanz, von Leuten dick,
Drückt rings ſich um die Nachtmuſik.
Am Wachthaus ſchleich ich mich heran,
Und komm auf einen weiten Plan,
Da war mir's wohl, da hört ich's ſchallen,
Von hohen Häuſern wiederhallen,
Oben über eine andre Welt,
Grüne Berge rings herum geſtellt;
Fagot, Flöt' und Klarinetten,
Beginnen da ein lieblich Wetten,
Die ſüßen Pfeifen drum her ſchleifen,
Trompeten ſcharf in die Nacht eingreifen,

Waldhorn bald fern, bald nahe ruft,
Muſik ſchwamm ſelig in Sommerluft.
Auf einer Bank ich nieder ſaß,
Und in den Melodien las,
Da hob ſich an ein Melodei
Gar ernſt von aller Weltluſt frei:
„God save the King", ſo heißt das Lied,
Das feierlich zum Himmel zieht,
Und flebt mit rührenden Gebärden:
O Schöpfer Himmels und der Erden!
Erhalte uns den guten Herrn,
Wir wiſſen's wohl, du haſt ihn gern;
Doch ſieh ſein treues Volk auch an,
Wir ſind mit Freuden Unterthan;
In hoher Tugend führt der Greis,
Des Landes Glück in ſicherm Gleis,
Bricht's rings umher in dieſer Zeit,
Er führt uns herrlich durch den Streit;
Die Künſte ſind ihm wohl vertraut,
Hat ihnen manchen Sitz erbaut;
Was göttlich in dem Geiſt erſteht,
Was lebend hinterm Pflug aufgeht,
Den geiſtlichen und ird'ſchen Samen
Streut fromm er aus in Gottes Namen,
Laß ihn der Frucht theilhaftig werden.
O Schöpfer Himmels und der Erden!

Erhalte uns den guten Herrn,
Wir wissens wohl, du hast ihn gern;
Doch sieh sein treues Volk auch an,
Wir sind mit Freuden Unterthan;
In hoher Tugend führt der Greis,
Des Landes Glück in sicherm Gleis,
Bricht's rings umher in dieser Zeit,
Er führt uns herrlich durch den Streit;
Die Künste sind ihm wohl vertraut,
Hat ihnen manchen Sitz erbaut;
Was göttlich in dem Geist ersteht,
Was lebend hinterm Pflug aufgeht,
Den geistlichen und ird'schen Samen
Streut fromm er aus in Gottes Namen,
Laß ihn der Frucht theilhaftig werden,
O Schöpfer Himmels und der Erden!
Erhalte uns den guten Herrn,
Wir wissen's wohl, du hast ihn gern!
God save the king! sprach Melodei,
Und Wiederhall sprach laut: Es sey!
Dann spielten sie was Lust'ges auf,
Doch gab ich nicht recht Acht darauf,
Denn zu mir auf die Bank sich setzten,
Zwei Ehrenleut', die freundlich schwätzten;
— Die Frau sprach: „Leg' mir's deutlich aus,
Wo will's mit all' dem Jubel 'naus;

Was ſoll das Schießen und das Läuten,
Und wied'rum die Muſik bedeuten?
's gibt wieder Huldigung nicht wahr?"
— Der Mann ſprach: „Ei warum nicht gar,
Es iſt ein frommes Freudenfeſt,
Denn unſer Herr [1]) iſt krank geweſt,
Sehr krank und iſt wied'rum geneſen,
Ich hab's in Zeitungen geleſen."
— Die Frau ſprach: „Hätten's wir recht gewußt,
Das Feſt macht uns wohl doppelt Luſt,
Doch höre, Mann! welch luſt'ger Tanz!
Vor war die Muſik ernſthaft ganz."
— Der Mann ſprach: „Jen's zum Himmel ging,
Ein Gott ſey Dank, God save the King!
Dies iſt ein muntres Hochzeitfeſt,
Es wünſcht dem jungen Paare Glück,
Dem lieben Erbprinz und ſeiner Gemahl,
Die ihm geſchenkt durch Gottes Wahl
So freundlich, hell, ſo klar und fromm,
Als ob ſie aus dem Himmel komm'.
Wie iſt's wohl unſerm Herrn geweſen,
Als er war wiedrum neu geneſen,
Und ihm der Enkel, der ſtattliche Mann,
Das liebe Weib geführt heran [2])."
— Die Frau ſprach: „Das war neues Leben,
Neu Hoffnung ihm und uns gegeben!"

— Der Mann ſprach: „Komm, es ſchlägt ſchon Zehn,
Du mußt noch mein Montur nachſeh'n.
Dann gingen heim die Ehrenleut',
Gott geb' ihn'n in den Kindern Freud'!
Auch ich ſagt' der Muſik gut' Nacht,
Und hab' mich auf den Weg gemacht;
Manch Bierhaus da noch offen ſtand,
Sie ſangen, als ging's für Vaterland.
Und wie ich gen die Brücke ſchaut,
Hört ich den Neckar rauſchen laut,
Der Mond ſchien hell zum Thor herein,
Die feſte Brück gab klaren Schein,
Und hinten an der grüne Berg!
Ich ging noch nicht in mein' Herberg,
Der Mond, der Berg, das Flußgebraus
Lockt' mich noch auf die Brück' hinaus:
Da war ſo klar und tief die Welt,
So himmelhoch das Sternenzelt,
So ernſtlich denkend ſchaut das Schloß,
Und dunkel, ſtill das Thal ſich ſchloß,
Und um's Geſtein erbrauſt der Fluß,
Ein Spiegel all dem Ueberfluß:
Er nimmt gen Abend ſeinen Lauf,
Da thut das Land ſich herrlich auf,
Da wandelt feſt und unverwandt
Der heil'ge Rhein um's Vaterland

Und wie an's Vaterl[illegible] ich dacht',
Das Herz mir wei[illegible], das Herz mir lacht',
Setzt nieder mich [illegible]uf einen Stein,
Als wär' ich auf der Erd' allein,
Das steinen Bild von Frau Minerven
That zu mir her ein'n Schatten werfen,
Ich sah den Helm, ich sah den Speer,
Die Augen waren müd' und schwer,
Recht innerlich geheim mein Denken,
Ein Schlummer that sich niedersenken,
Der Mond hinter ein Wölklein trat,
Ein Traum mich auch umgeben hat,
Ein seltsam Zwiesprach ich vernimm,
Karl Theodors Bild erhebt die Stimm [3]).

Karl Theodor.

„Frau Pallas sagt, was will man heut'
Mit all dem Schießen und Gelaut'?"

Pallas.

„Karl Friederich ist krank gewesen,
Wir danken Gott, daß er genesen."

Karl Theodor.

„Wir, sprichst du, bist du auch dabei,
Ich glaubt', dir wär's ganz einerlei."

Pallas.

„O sprich nicht so, und denk daran,
Was alles er für mich gethan:

Die Stadt ſtellt mich hierher in Stein,
Er ſtellt in's Leben mich hinein —
Zu meinen Füßen Gerechtigkeit
Durch ihn ſich großer Lehrer freut,
Daneben Handel und Ackerbau
Lebendig gehn durch Land und Au;
Der Medizin ſchenkt er ein Haus,
Manch Kranker geht geſund heraus.
Chemia, Phyſika, Philoſophei,
Studier'n und ſprechen, was Leben ſey.
Auch durch der Theologia Schleier
Strahlt neu ein Licht, ein Augenfeuer.
Was nur die großen Heiden dachten,
Daß ſie ſo gar nichts Schlechtes machten,
Das thut Philologia lehren,
Der Alten Spiegel recht ſauber kehren,
Daß Mann und Jüngling und auch Kind
Die Helden ſchau', die nicht mehr ſind;
Paßt gleich der Spiegel nicht in die Zeit,
Erquickt ſich drein die Ewigkeit.
Hiſtoria naht ſich auch herzu,
Und was geſcheh'n, was man noch thu,
Das ſpricht ſie aus, das ſieht ſie ein,
Sie ſoll des Lebens Herold ſeyn,
Und wenn mit Gott das Werk gedeiht,
So geht hervor ein' neue Zeit,

Dann mag der Herold ſo wie ich,
Laut preiſen den Karl Friederich *)!“
Solch Red' Frau Pallas ernſthaft führt,
Zu ihren Füßen es ſich rührt,
Juſtitia mit der Waage klingt,
Merkurius die Flügel ſchwingt,
Feldbau rauſcht mit dem Erndte-Kranz,
Religio's Haupt umgibt ein Glanz. —
Ein jedes thät ſeinen Beifall geben,
Karl Theodor wollt' die Stimm' erheben,
Da kömmt ein großer Zug durch's Thor,
Von alten Männern ein Ehrenchor,
Sie trugen Bärt', ſeltſam Gewand,
Wie ich etwa gemahlet fand
In alten Büchern die Doctoren,
Die Philoſophen und Profeſſoren.
Ich ſchaut' ſie gar andächtig an,
Erkannt auch manchen großen Mann,
Den ich etwa im Bildniß ſah:
Erasmus, Dalberg, Agricola,
Reuchlin, Wimpfling, Oecolampadius,
Melanchton und auch Münſterus,
Marquardus Freher und auch Mizyll,
Donellus dann und andre viel,
Die all' einſt hier gelebret hatten,
Und auch gelernt; die heil'gen Schatten

Umgaben feierlich mit Fleiß
Frau Pallas Bild in halbem Kreis.
Ihr Antlitz ſtrahlt in Freude ganz,
Ihr' weiße Bärt' gab'n einen Glanz,
Die Lippen ſie bewegen thäten:
Doch war es ſtill, ich hört nicht reden,
Die Hüt' und Barett thäten ſie ſchwingen,
Als ließen ſie ein Vivat erklingen;
Weil ich aber kein Stimm' hört' ſchallen,
Wollt' mir das Ding nicht recht gefallen;
Beim Mantel zupft ich einen da,
Den ich vor nicht im Antlitz ſah,
Er dreht ſich um — der Muſenheld,
— Gekrönt — Opitz von Boberfeld!
Der theure, werthe Ahnherr mein,
Schaut feurig mir in's Herz herein;
Das wallt mir auf, die Zung' erbebt,
Die Stimme mein ſich laut erhebt,
Ich thät ein Lebehoch ausbringen,
Karl Friedrich hoch! thät's wieder klingen,
Weiß nicht, ob es Frau Echo war,
Oder der alten Gelehrten Schaar,
Es gab ein'n Schall, daß ich erwacht, —
War ganz allein um Mitternacht,
Von meinem Burſchenhut ich nahm,
Den Epheukranz, mit Zucht und Schaam

Thät ich ihn hin nach Frau Minerven,
Als eines Jünglings Opfer werfen;
Ich dacht', bleibt er nur hängen oben,
Als gutes Zeichen will ich's mir loben.
Da flog der Kranz, da fiel der Kranz
Ihr um den Helm im Mondesglanz!
Gott gebe seinen Segen zu!
Gut' Nacht, ich geh nach Haus zur Ruh;
Und wie ich in das Thor eintrat,
War schlummerstill die ganze Stadt,
Nur fern noch hört' ich jubiliren,
Ein einsam nächtlich Komerschiren,
Den Landesvater hört' ich Euch singen,
Thät Euch Studenten gut gelingen.
Seyd fleißig nur — fromm — toll — mit Witz,
Dies wünscht von Boberfeld Opitz.

[1]) Karl Friedrich war 1803 in Folge des Reichs-Deputationsschlusses Herr der Pfalz geworden. Karl Friedrich war auch der Gründer des Großherzogthums Baden, welches durch die bekannten Ereignisse, namentlich durch die Friedensschlüsse von Lüneville und Preßburg zu seiner jetzigen Größe erwuchs. Diese neue Vergrößerung jedoch konnte in Karl Friedrichs edlem Herzen eine schmerzliche Regung patriotischer Gefühle nicht zurückdrängen. Als ihm einer seiner vertrautesten Räthe die erste Nachricht zugleich von der Aufhebung des deutschen Reichs und dem Badischen Länderzuwachs hinterbrachte, versank der greise Fürst in ein tiefes Nachdenken, woraus er sich endlich mit Thränen im Auge

erhob, „den einzigen wohl, welche damals an einem deutſchen Hofe um das deutſche Vaterland geweint worden ſind!“ ..... „Karl Friedrich“, ſagt ein vaterländiſcher Gelehrter, „hat nie ein Heer geführt, nie mit blutbeflecktem Lorbeer Siege gefeiert; ſeine heiligen Silberhaare umgab die Bürgerkrone; er hat in der Tugend Eroberungen gemacht und mit milder Weisheit ſeine Gränzen vergrößert; er hat nur einmal Menſchen gekränkt — durch ſeinen Verluſt.“

(Vergl. Bader badiſche Landes-Geſchichte, S. 590. 592. 593 und 595.

*) „Karl Friedrich hatte im fünften Jahre nach dem Hingange der unvergeßlichen Markgräfin Karoline, mit einer Tochter des Landes, dem Fräulein Luiſe von Geyersberg, eine zweite Ehe eingegangen, aus welcher noch drei Söhne hervorgingen (darunter der jetzt regierende Großherzog Leopold). Die Früchte jener erſten aber waren der Erbprinz Karl Ludwig, alsdann Friedrich und Ludwig Wilhelm Auguſt. Karl Ludwig vermählte ſich mit Amalie Friederike von Heſſen, und hinterließ bei ſeinem unvermuthet frühen Tode in Karl Ludwig Friedrich den Erben des badiſchen Thrones, der ſpäter (im Sommer 1818) dem Volke die landſtändiſche Verfaſſung gab. Karl hatte bald nach dem Preßburger Frieden zu mehrerer Befeſtigung des freundſchaftlichen Verhältniſſes zwiſchen Napoleon und dem badiſchen Fürſtenhauſe, die Adoptivtochter des großen Kaiſers zur Gemahlin erhalten, Stephanie Taſcher, deren Vermählung im obigen Liede erwähnt iſt, und welche jetzt noch in Mannheim reſidirt.

*) Die beiden Statuen, Karl Theodor und Minerva ſind ein Werk des Hofbildhauers Link von Mannheim; zu den Füßen der erſteren liegen die Gottheiten der vaterländiſchen Flüſſe: Rhein, Neckar, Donau und Moſel, die Füße der andern umgeben ſymboliſche Figuren, welche die vier Fakultäten der Univerſität vorſtellen.

*) Durch die französischen Kriege war die Universität auf's äußerste herunter gekommen. „Karl Friedrich, der väterliche Herrscher, den sein Zeitalter den Weisen nannte, und der fortlebt in der Verehrung seines Volkes, unter dem jede nützliche Thätigkeit Aufmunterung, die Künste Beschäftigung und Belohnung fanden, wurde Wiederhersteller, oder vielmehr zweiter Stifter der Universität, durch eine neue Ausstattung, durch neue Gesetze, durch Ergänzung des Lehrer-Personals. Bestehende Anstalten und Sammlungen wurden erweitert und vermehrt, und neue begründet; Alles erhielt, ungeachtet des Drucks der Zeiten, die erfreulichsten Beweise großmüthiger Freigebigkeit. Die Ruperto-Carolina wird nie aufhören, das Andenken Karl Friedrichs dankbar zu ehren. — Der erhabene Fürst war nicht blos Beförderer, sondern auch Kenner der Wissenschaften. Seine Werke sind: Table raisonnée sur le système physiocratique. Carlsr. 1772. — Abrege des principes de l'Economie politique. Heidl. 1772. (Deutsch: des Markgrafen von Baden, Karl Friedrichs, kurzgefaßte Grundsätze der Staats-Haushaltung u. s. w. 2. Aufl. Leipzig 1783.) — Meine Antwort auf die Danksagungen des Landes nach Aufhebung der Leibeigenschaft und einiger Abgaben. Karlsr. 1783.

Dieses letztere gibt uns das schönste Zeugniß von des Markgrafen edlen Gesinnungen. Er hatte nämlich am 23. Juli 1783 das Edikt erlassen, worin er die Leibeigenschaft in allen seinen Landen aufhob. Auf den Jubel und die Danksagungen des badischen Volkes antwortete diesem der Fürst: „daß das Wohl des Regenten mit dem Wohl des Landes innig verbunden sey, so daß beider Wohl- oder Uebelstand in eins zusammen fließen, ist bei mir, seitdem ich meiner Bestimmung nachzudenken gewohnt bin, ein fester Satz gewesen. Ich kann also, wenn ich etwas zum Besten des Landes thun kann, dafür keinen Dank erwarten, noch

annehmen. Was mich ſelbſt vergnügt, mir Beruhigung gibt, mich der Erfüllung meiner Wünſche, ein freies, wohlhabendes, geſittetes und chriſtliches Volk zu regieren, nähert, dafür kann man mir nicht danken. Ich aber habe dem Höchſten zu danken, der mich die Erfüllung meiner Wünſche hoffen läßt. Menſchen aller Klaſſen im Staat, Freunde, Landsleute, Patrioten, freie deutſche Männer, ihr, die ihr einen der fruchtbarſten, gelindeſten Himmelsſtriche Deutſchland's bewohnt, wo ihr ſchon vor ſieben hundert Jahren von Zähringern, aus deren Blut ich abſtamme, von Generation zu Generation geführt wurdet, vereinigt eure Kräfte mit den meinigen, der ich nun gleich ſieben und dreißig Jahre die Gnade von Gott habe, unter ſeinem Segen, jedoch nicht ohne Leiden, Schmerz und Betrübniß, euch vorzuſtehen, vereinigt euch mit mir zum allgemeinen Wohle. Laßt mich den Troſt mit in die Ewigkeit hinnehmen, daß ich ein an Wohlſtand, Sittlichkeit und Tugend wachſendes Volk zurückgelaſſen habe. Seyd fleißig, ſeyd tapfer, liebet euer Vaterland, ſeyd ſparſam ohne Geiz; gibt euch Gott Reichthum, ſo verſchwendet ihn nicht in Ueppigkeit; laßt den ſchon eingeſchlichenen Luxus nicht weiter einreißen; er ſchadet noch mehr dadurch, daß er die Sitten verdirbt, als dadurch, daß er der Habſeligkeit wehe thut. Seyd lieber tugendhaft und arm, als laſterhaft und reich. Erziehet eure Kinder zur Tugend; lehret ſie, wahrhaft ſeyn und die Lüge haſſen; gehet ihnen mit guten Beiſpielen vor; es iſt hohe Pflicht; Gott forderts von euch; ihr ſeyd es euern Kindern, euch ſelbſt, euerm Vaterlande ſchuldig; ſie ſind der Segen eures Hauſes, die Stütze eures Alters, die Stärke des Staats, wenn ſie Tugend, Religion und Ehre kennen."

Da ſehen wir einen Fürſten, wie er ſeyn ſoll, einen Vater ſeines Volks. Das ſind Worte, die ſich jeder Fürſt in's Herz und in den Kopf ſchreiben ſollte, ja das ſind wahrhaft

königliche Worte und, weil wirklich Thaten bezeichnend, nicht zu vergleichen mit den ſchwätzeriſchen und hohlen Phraſen, wie wir ſie in neuerer Zeit zu hören gewohnt ſind.

Auf dem Schloſſe zu Heidelberg,

im Julius 1814,

von

Max von Schenkendorf.

Es zieht ein leiſes Klagen
Um dieſes Hügels Rand.
Das klingt wie alte Sagen
Vom lieben deutſchen Land.
Es ſpricht in ſolchen Tönen
Sich Geiſter-Sehnſucht aus:
Die theuren Väter ſehnen
Sich nach dem alten Haus.

Wo der wilde Sturm nun ſauſet
Hat in ſeiner Majeſtät
König Ruprecht einſt gehauſet,
Den der Fürſten Kraft erhöht.
Sänger kamen hergegangen
Zu dem freien Königsmahl,
Und die goldnen Becher klangen
In dem weiten Ritterſaal.

Wo die granitnen Säulen
Noch ſteh'n aus Carl's Pallaſt,
Sah man die Herrſcher weilen
Bei kühler Brunnen-Raſt.
Und wo zwei Engel koſen [1]),
Der Bundespforte Wacht,
Zeigt uns von ſieben Roſen
Ein Kranz, was ſie gedacht.

Ach! es iſt in Staub geſunken,
All' der Stolz, die Herrlichkeit:
Brüder, daß ihr letzter Funken
Nicht erſtirbt in dieſer Zeit,
Laßt uns hier ein Bündniß ſtiften,
Unſ're Vorzeit zu erneu'n,
Aus den Grüften, aus den Schriften
Ihre Geiſter zu befrei'n.

Vor allen, die geſeſſen
Auf Ruprechts hohem Thron
War einem zugemeſſen [2])
Der höchſte Erdenlohn.
Wie jauchzten rings die Lande
Am Neckar jener Zeit,
Als er vom Engellande
Das Königskind gefreit.

Viel der beſten Ritter kamen,
Ihrem Dienſte ſich zu weih'n.
Dort wo noch mit ihrem Namen
Prangt ein Thor von rothem Stein,
Ließ ſie fern die Blicke ſchweifen
In das weite grüne Thal.
Nach den Fernen ſoll ſie greifen
In des Herzens falſcher Wahl.

Da kam wie Meereswogen,
Wie rother Feuersbrand
Ein bitt'res Weh gezogen
Zum lieben Vaterland.
Die alten Veſten bebten,
Es ſchwand des Glaubens Schein,
Und finſtre Mächte ſtrebten,
Die Fremden zogen ein.

Weit erſchallt wie Kirchenglocken
Deutſchland deine Herrlichkeit,
Und es weckt ſo ſüßes Locken
Immerdar des Welſchen Neid.
Wunden mag er gerne ſchlagen
Dir mit frevelvoller Hand,
Wie er in der Väter Tagen
Die geprieſ'ne Pfalz verbrannt.

Zu lang nur hat gegolten
Die ſchmähliche Geduld;
Doch was wir büßen ſollten,
Wie groß auch unſre Schuld, —
Sie iſt rein abgewaſchen
Im warmen Feindes-Blut,
Und herrlich aus den Aſchen
Steigt unſer altes Gut.

Lange hielten drum die Wache
Jene Ritter an dem Thurm [3]),
Ob nicht käme Tag der Rache,
Ob nicht wehte Gottes Sturm.
Jetzt erwarmen ſie am Scheine
Von dem holden Freiheit-Licht,
Daß die Bruſt von hartem Steine
Schier in Wonn' und Liebe bricht.

So ſtieg nach dreißig Jahren
Eliſabeth dein Sohn [4]),
Der manches Land durchfahren,
Auf ſeines Vaters Thron.
Er that wie Ritter pflegen,
War ſeines Landes Schutz,
Und bot mit ſeinem Degen
Dem Welſchen Schimpf und Trutz.

Nimm denn auf deinem Throne,
Theurer, höchster Heldenschatz,
Angethan mit goldner Krone:
Deutschland wieder deinen Platz.
Alles will für dich erglühen,
Alte Tugend ziehet ein,
Und die deutschen Würden blühen
An dem Neckar wie am Rhein.

[1]) Ruprecht III., Römischer König 1400. Er erbaute den Theil des Schlosses, der noch seinen Namen trägt, und dessen vordere Wand sich noch bis jetzt erhalten hat, mit mehreren historischen Merkwürdigkeiten an derselben, als dem einfachen Reichsadler, dem alten pfälzischen Wappen, und vor allen mit der Verzierung über dem Haupteingang dieses Baues. Zwei Engel halten einen Kranz von sieben Rosen, in dessen Mitte sich ein aufrecht stehender Zirkel befindet.

[2]) Friedrich V., der Gemahl der Elisabeth von England, einer der schönsten, ehrgeizigsten und unglücklichsten Fürstinnen. Die besten Ritter bewarben sich um ihren Dienst; Christian von Braunschweig trug ihren Handschuh am Hut, und ließ in seine Fahnen setzen: Für Gott und Sie. Friedrich erbaute ihr zu Liebe den sogenannten englischen Bau, von dem noch wenig Trümmer vorhanden sind.

[3]) An dem viereckigen Eingangsthurm, in welchen die Brücke führt, befinden sich diese zwei Ritter; es sind zwei, etwas unförmliche Schildknappen, die trotz ihres kolossalen Gliederbaues sich ihre dicken Spieße mit sammt dem silbernen pfälzischen Wappen, welches sie zu bewachen hatten, von den Franzosen entwenden ließen.

[4]) Carl Ludwig, der Sohn Friedrichs und Elisabeths, war 33 Jahre alt, als er nach dreißigjähriger Verbannung in sein verwüstetes Vaterland zurückkehrte.

Das Neckarthal.

Die Sage vom Wolfsbrunnen.

Schon ſpiegelt auf des Neckars Flut
Der Mond ſein wachſend Horn,
Wer wallt noch flink und wohlgemuth
Waldein zum grünen Born?

Ein Mägdlein iſt's, vom Jettenbühl
Die ſchöne Seherin.
Getreuer Minne Machtgefühl
Ermuthigt ihren Sinn.

Allabendlich zum Waldborn kam
Ein fremder Jägersmann,
Ein Recke kühn und minneſam,
Den Jutta lieb gewann.

Oft bei des Mondes Dämmerſtrahl
Hat ſie der Quell belauſcht,
Da ward gekost ſo manches Mal
Und Kuß um Kuß getauſcht.

Auch heute wagt ſie ihm zur Huld
Den ſpäten Pilgergang,
Vor heißer Herzensungeduld
Deucht ihr der Pfad ſo lang.

Sie hat nicht Ruh, ſie hat nicht Raſt,
Es drangt ſie mehr und mehr,
Waldvöglein ſang vom Tannenaſt:
„O eile nicht ſo ſehr!“

Bald nahet dem Ziel ihr flinker Fuß,
Sie ſieht, von Buſch umzweigt,
Den Buhlen ſchon. „Mein Schatz biſt du's?“
Er regt ſich nicht und ſchweigt.

Da flog das Magdlein ſehnſuchtsſchnell
Ihm zu — mit Ungeſtüm
Umfangt ſie, weh! nicht ihr Geſell,
Ein lechzend Ungetüm.

Ein Wolf, der dort den Durſt geſtillt,
Hat gierig ſie umklaut,
Vom Blut, das ihrer Bruſt entquillt,
Wird Buſch und Moos bethaut.

Sie ſtöhnt und jammert. Hört kein Ohr
Ihr herzzerreißend Schrei'n?
„O Weidmann, Weidmann komm hervor,
Dein Liebchen zu befrei'n!“

Horch auf, er iſt's, er eilt herbei,
Gewaltig trifft ſein Streich,
Das Unthier ſinkt, die Maid iſt frei,
Doch leichenkalt und bleich.

Sie blickt zum letzten Mal ihn an,
Der Glück und Tod ihr gab,
„Fahr' wohl, herzlieber Jägersmann,
Mein Brautkranz fällt in's Grab.“

Ihr Auge brach am Jettenbühl,
Wo lebend ſie gehauſt,
Da ruht die Jungfrau tief und kühl,
Von Neckarflut umbrauſt.

Bei Heidelberg im Pfälzerland
Begab ſich ſolches Leid,
Und Wolfsbrunn ward der Quell genannt
Sofort von jener Zeit [1]).

[1]) „Die älteſte Kunde erzählt: Einſt habe die Zauberin Jetta, die auf dem Schloßhügel bei Heidelberg hauſte, an einem ſonnigen Tage ihre alte Kapelle verlaſſen, um ihren ermüdeten Geiſt durch einen Gang nach den Bergen zu erquicken. Das Schickſal habe ihre Schritte verhängnißvoll über die Hügel in dies Thal herabgeleitet, wo die dichteſte Wildniß den mooſigen Boden bedeckte. Entzückt von den rauſchenden Waſſern und den dunkeln Schatten umher ſey ſie an der Quelle hingeſunken, die Glut ihrer Lippen in den kühlenden Fluten zu laben. Da habe eine hungrige Wölfin das ruhende Weib aus dem nahen Gebüſche erblickt, ſey plötzlich mit ihren Jungen hervorgeſprungen, und habe die Prophetin, die flehend ihre Hände um Rettung zum Himmel erhob, auf der Stelle in Stücke zerriſſen. Von dieſem ſchrecklichen Ereigniſſe habe die Quelle ihren heute noch dauernden Namen.“ (Vergl. Leger Zuhrer. 2. Aufl. S. 87. und Leodius de Heidelbergae antiquitatibus, in ejusdem annalibus de vita et rebus gestis Friderici II. Electoris Palat. &c. Francofurti, 1624. pag. 297.) Nach vielen Schriftſtellern ſoll dieſe Jetta niemand anders als die Velleda der Bructerer geweſen ſeyn, hiſtoriſch iſt dies jedoch keineswegs begründet. Aus römiſchen Hiſtorikern erſehen wir blos, daß Velleda gefangen nach Rom geführt worden iſt; daß ſie aber jemals zurückgekehrt, darüber mangeln uns alle Nachrichten. (Vergl. Tacit. Germ. 8., Tacit. Hist. IV. 61. 65. V. 22. 24., Statius silv. I. 4. 90., auch Grüter's Iduna 1816. Nro. 6.) Sehr geiſtreich erzählt iſt das Leben der Jetta in der „Sage vom Wolfsbrunnen,“ ein Mährchen von Amalie von Helwig, geb. von Imhoff. Einſt

beschattete eine mächtige, uralte Linde die sprudelnde Felsenquelle, in ihrem Schatten war manches Lied zu Ehren der Nymfe gedichtet, und manches liebende Paar hatte sich unter ihrem Laubdache ewige Treue geschworen; allein der Weiher wußte sich ihrer zu bemächtigen, und sie ward gefällt:

„Einsam klagt die Nymfe dieser Quelle
Um die Linde, die ihr Schatten gab,
Liebend bog sich sonst der Baum herab,
Aber leer und wüst ist nun die Stelle,
Und kein frommer Pilger steckt den Stab,
Daß er grüne an die öde Schwelle.

Nur des Berges rauhe Winde wehen,
Nicht mehr wird des Sängers Lied gehört!
Wenn die Zeit das Heilige zerstört,
Muß zugleich das Schöne mit vergehen."

Die Hochzeitfeier

von

H. Wenzel.

Im Grafenschloß beim Kerzenschein
Steht eine schwarze Bahre,
Drin ruht ein blasses Mägdelein
Mit langem blonden Haare;
Im Antlitz zuckt ihr noch der Schmerz,
Der ihr den Tod gegeben,
Doch stille steht das arme Herz
Und ruhet aus vom Leben.

Ein mächt'ger Herzog, schön und fein,
Hat ihr die Treu versprochen,
Und hat dem armen Magdelein
Nachher sein Wort gebrochen,
Hat ihr geraubt der Unschuld Glück,
Sie treulos dann gemieden,
Da brach der Tod den trüben Blick,
Und gab ihr seinen Frieden.

Am Sarge steht der alte Graf,
Kein Wörtlein läßt er hören,
Als fürchtet er, aus süßem Schlaf
Die Tochter aufzustören;
Doch wie er hinblickt auf den Sarg,
Denkt an ihr frühes Ende,
Da wird sein Schmerz zu tief und stark,
Als daß er Thränen fände.

Und endlich rafft der Greis sich auf,
Und rufet seine Knechte:
„Wer ist, der wohl in schnellstem Lauf
„Dem Herzog Kunde brachte?
„Der möge, daß in stiller Nacht
„Von heut nach dreien Tagen
„Mein blasses Mädchen Hochzeit macht,
„Dem stolzen Herzog sagen.

„Der lad' ihn auch fein höflich ein,
„Er mög' es nicht verſchmähen,
„Mit mir und meinem Töchterlein
„Die Hochzeit zu begehen;
„Der ſag ihm auch, man warte ſein
„In Liebe und in Freude,
„Geſchmückt ſei ſchon mein Töchterlein
„Mit ihrem Hochzeitkleide!"

So ſpricht der Greis, und ſchnell enteilt
Ein Knecht mit flücht'gen Schritten,
Den Herzog, der zu Hauſe weilt,
Zur Hochzeit herzubitten.
Er tritt hinein zum ſtolzen Mann,
Und bringt mit kühnem Munde,
Sieht dieſer gleich ihn finſter an,
Die aufgetragne Kunde.

„Herr Herzog, daß in ſtiller Nacht
„Von heut nach dreien Tagen
„Des Grafen Tochter Hochzeit macht,
„Das hab ich euch zu ſagen.
„Auch ladet er durch mich Euch ein,
„Ihr möchtet nicht verſchmahen,
„Mit ihm und ſeinem Töchterlein
„Die Hochzeit zu begehen."

Der Herzog ſieht den Boten an,
Und ſpricht: „„Ich werde kommen!
„„Daß ſie des Leids ſich abgethan,
„„Mag Eurer Herrin frommen!““
Der Diener ſieht den Herzog an,
Und ſpricht: „So iſt's geſchehen,
„Daß ſie des Leids ſich abgethan,
„Ihr werdet ſelbſt es ſehen!“

Nach dreien Tagen in der Nacht
Glänzt hell vom Fackelſcheine
Des Grafen Schloß in düſtrer Pracht
Aus dunklem Eichenhaine;
Doch ſtill iſt's drinnen in dem Schloß
Mit Werken und mit Worten;
Da kömmt der Herzog, hoch zu Roß,
Und donnert an die Pforten.

Der Graf geht hin und läßt ihn ein,
Und heißt ihn ernſt willkommen,
Daß er zu ſeinem Töchterlein
Zur Hochzeit hergekommen;
Drauf führt er ihn durch einen Gang
In abgemeſſ'nem Schritte,
Die Treyp' hinauf, die Hall' entlang
Bis in des Hofes Mitte.

Doch ſtill und ſtumm iſt's überall
Bis in des Hofes Mitte;
Der hohen Wände Wiederhall
Verhöhnt die leiſen Schritte;
Da tönt kein Jubel, tönt kein Klang,
Der an die Hochzeit mahne;
Der Wind nur ſauſ't im öden Gang
Am Thurme knarrt die Fahne!

Der Herzog bleibet ſtehn und ſpricht:
„Wie ſoll ich dieſes deuten?
„So ſtumm und ſchweigend pflegt man nicht
„Die Hochzeit zu bereiten!“ —
Der Graf ſpricht: „„Herzog, laßt es ſeyn!
„„Es darf Euch nicht erſchrecken:
„„Noch ſchläft mein ſüßes Töchterlein,
„„Und Niemand will es wecken!““

Und weiter gehn ſie beide ſtumm,
Und treten in die Halle;
Da ſtehn die Männer viel ringsum
In ſchwarzen Kleidern alle:
Sie ſtehen da und ſprechen nicht,
Und ſchauen vor ſich nieder;
Bleich iſt und ſtarr ihr Angeſicht,
Und regungslos die Glieder.

Der Herzog bleibet ſtehn und ſpricht:
„Wie ſoll ich dieſes deuten?
„So feiert man die Hochzeit nicht
„Mit ſchwarzen ſtillen Leuten!“
Der Graf ſpricht: „„Herzog, laßt es ſeyn!
„„Es ſind die Hochzeitgäſte,
„„So wollte ſie mein Töchterlein
„„Bei ihrem Hochzeitfeſte!““

Und wieder wird es ſtill im Saal,
Stumm ſteht die blaſſe Runde,
Da tönt herab mit ernſtem Schall
Die mitternächt'ge Stunde;
Und plötzlich klingt ein Grabgeſang
Von ſüßen Frauenſtimmen;
In Thränen muß bei dieſem Klang
Wohl jedes Auge ſchwimmen.

Da wird dem Herzog weh und bang;
Er ſpricht: „Was ſoll dies heißen?
„Das iſt kein hochzeitlicher Klang,
„Das ſind des Grabes Weiſen!“
Der Graf ſpricht: „„Herzog, laßt es ſeyn!
„„Gleich wird die Braut erſcheinen,
„„Gar gerne hat's mein Töchterlein,
„„Wenn ihre Gäſte weinen.““

Und plötzlich öffnet ſich die Thür,
Und ſchweigend, Paar an Paare,
Tritt eine Schaar von Frau'n herfür
Mit einer ſchwarzen Bahre;
Drin ſchläft ein ſchwarzes Mägdelein
Mit langem, blondem Haare,
Und Fraun und Männer wechſelnd ſtreun
Ihr Blumen auf die Bahre.

Der Herzog ſieht's; ſein Haar, es ſträubt
Sich auf, die Wangen bleichen;
Wie auch die Angſt ihn drängt und treibt,
Er ſteht und kann nicht weichen;
Sein Auge rollt er ſtier und wild
Umher im düſtern Kreiſe,
Und vor dem bleichen Engelsbild
Erſtarrt ſein Blut zu Eiſe.

Da faßt der Graf ihn bei der Hand:
„Nun, Herzog, auf zum Tanze!
„Siehſt du die Braut im Brautgewand,
„In ihrem Hochzeitkranze?
„Spielt auf, ihr Leute, nun beginnt
„Der luſt'ge Hochzeitreigen:
„Der Bräutgam wird mit meinem Kind
„In's kühle Brautbett ſteigen!"

Schon packt des Wahnsinns wilder Arm
Dem Herzog die Gedanken,
Wild tanzt um ihn der Lichter Schwarm
Und alle Wände wanken;
Er flieht hinweg mit wildem Lauf,
Es läßt ihn nirgends weilen;
Er irrt Trepp ab, er irrt Trepp auf
Umher in wildem Eilen.

Und endlich steht er auf dem Thurm
An jähen Abgrunds Rande;
In seinen Locken wühlt der Sturm,
In seiner Brust die Schande.
Und wie er drunten hört am Grab
Die letzten Sterbelieder,
Da stürzt er in die Tief' hinab
Und sinkt zerschmettert nieder [1]).

[1]) Ueber die Zeit, in welcher diese tragische Geschichte vorgefallen, weichen die Sagen bedeutend von einander ab. Einige verlegen sie in die Zeiten Dagoberts, der längere Zeit in Mosbach wohnte, andere in viel spätere Jahrhunderte. Nach einer mundlichen Erzählung soll es ein Graf Bruno von Laufen gewesen seyn, der im Jahre 1100 dem Kraichgau, Enz- und Elsenzgaue vorstand, und seinen Wohnsitz im Schlosse auf dem Dilsberg hatte. Er war der Sohn des Grafen Arnold von Lauffen. Aus Schmerz über den Verlust seines einzigen Kindes trat er in den geistlichen Stand, übergab die

Grafſchaft ſeinem Bruder Poppo, und ſtiftete zum ewigen Gedächtniß und zum Seelenheil ſeiner Tochter im Jahre 1122 das Kloſter Odenheim bei Bruchſal.

Die Nonne zu Dallau.

„Leb' wohl du Treugeliebte:
Ich ziehe fort von hier,
Nach dem gelobten Lande,
Dort fleh ich Sühnung mir.
Wenn ich an des Erlöſers Grabe
Für meine Seel' geflehet habe,
Dann kehre ich zurück zu dir."

Und fort zog er mit Eile,
In einem härnen Kleid;
Sie ſah ihm nach mit Weinen
Und ſeufzt: „Ich arme Maid!
Was blinket ihr, o holden Sterne,
An ſeinem Arm ſah ich euch gerne,
Doch jetzt — er iſt ſo fern, ſo weit!"

An jedem Abend knie'te
Sie vor dem Mutterbild:
„Maria! ſchütz den Waller!
Er iſt ſo fromm, ſo mild!
Er ziehet an dem Pilgerſtabe
So fern, an deines Sohnes Grabe
Will beten er von Reu erfüllt."

Es ſicheln ſich die Monde,
Zwei Jahre wohl vergehn;
Sie ſchaute von dem Söller,
Und kount' ihn nicht erſpäh'n.
Sie ſteigt ſo bang und traurig nieder:
„Wann kehreſt du Geliebter wieder?
Willſt deine Maid du nicht mehr ſehn?"

Einſt in den Schlafes Armen
Maria ihr erſcheint:
„Dein Ritter iſt gefallen,
Der Tod hat ihn vereint
Mit Jeſu, für das höh're Leben
Hat er ſein Heldenblut gegeben;
Der Arme hat jetzt ausgeweint."

Und als ſie drauf erwachte,
Rief ſie: „Was weil ich hier
Auf dieſer Erd alleine?
Nimm mich hinauf zu dir!
Hier iſt's ſo öd', bin ſo verlaſſen,
Will ach! ſo gern um dich erblaſſen!
Hier traur' ich einſam für und für."

Im Kloſter ſie ſich ſchließet
In eine Zelle ein;
Und nach drei Monden nahet
Ein Engel mild und rein:
„Laß ab, laß ab, dich ſo zu grämen,
Dich will der Herr jetzt zu ſich nehmen,
Zu enden deine lange Pein.

Und freudig rief die Fromme:
Ich ſterb', Geliebter mein!"
Sie ſtarb und in den Himmel
Bracht ſie das Engelein.
Das Kloſter iſt ſchon längſt verfallen,
In deſſen öden dunklen Hallen
Es uns erzählt der Leichenſtein [1]).

[1]) Neben dem friedlichen Dörfchen Dallau, eine Stunde von Mosbach gelegen, erhebt ſich ein mäßiger Berg, auf welchem vor Zeiten ein Frauenkloſter ſtand. Längſt ſchon

verfallen, würde man die Stelle, auf der es erbaut war, kaum mehr entdecken können, bezeichnete dieſe nicht der Name Kapell, den des Berges oberſte Spitze noch trägt.

Mancherlei redet die Sage von dieſem Frauenkloſter. Weiße Geſtalten ſollen in der Mitternachtsſtunde dort umwandeln und melodiſcher Geſang von der Höhe niederwallen.

Einſam ſtand vor nicht langer Zeit ein Häuschen in der Nähe, welches eine arme, aber fromme Frau bewohnte. Spät ſaß dieſe in einer ſtürmiſchen Winternacht noch beim Lämpchen am Rocken, als es außen am Fenſter klopfte, und ihr vernehmlich rief. Eilig nahm das gute Mütterchen ihr Licht, glaubte, es ſey ein Verirrter, der in der kalten unfreundlichen Nacht ein rettendes Obdach ſuche, und ging vor das Haus. Aber kaum war ſie hinausgetreten vor die Thüre und leuchtete umher, da wichen die mürben Balken des gebrechlichen Häusleins und es ſtürzte zuſammen. Dankbar ſchrieb ſie die Rettung aus der augenſcheinlichen Lebensgefahr der holden Unbekannten vom Berge zu.

Was vorſtehende alte Romanze, welche ich nirgends als nur in dieſem Dorfe öfters hörte, erzählet, deutet man dort allgemein auf jenes Kloſter." „G."

(Bad. Wochenſchrift 1807. Nr. 18. S. 287.)

Die in der Romanze behandelte Sage gab auch Uhland den Stoff zu einem ſeiner ſchönſten Gedichte „die Nonne", welches wir hier zur Vergleichung mittheilen:

1.

Im ſtillen Kloſtergarten
Eine bleiche Jungfrau ging;
Der Mond beſchien ſie trübe,
An ihrer Wimper hing
Die Thräne zarter Liebe.

2.

„O wohl mir, daß geſtorben
Der treue Buhle mein!
Ich darf ihn wieder lieben:
Er wird ein Engel ſeyn,
Und Engel darf ich lieben.“

3.

Sie trat mit zagem Schritte
Wohl zum Mariabild;
Es ſtand im lichten Scheine,
Es ſah ſo muttermild
Herunter auf die Reine.

4.

Sie ſank zu ſeinen Füßen,
Sah auf mit Himmelsruh,
Bis ihre Augenlieder
Im Tode fielen zu;
Ihr Schleier wallte nieder.

Sechs Romanzen
aus
der Sage vom Minneberg [1])
von
Friedrich Ernst.

I.
Vater und Tochter.

Einſam, in dem Frau'ngemache
Minna ihre Spindel dreht,
Und die Uhr im nahen Erker
Gleichen Schrittes weiter geht;

Aber jene Uhr des Lebens
Halt mit der nicht gleichen Gang,
Minna's Herz läuft in Minuten
Stunden, zittert ſtundenlang.

Von dem Eidam ſprach der Vater
Heute, den er ſich erkohr,
Und des Kindes laute Klage
Wieder drang zu ſeinem Ohr.

„Denke nimmer jenes Jünglings
Ohne Namen, ohne Glück;
Willst du dir auf Trümmer betten?
Höher stellt dich dein Geschick.

„Schon in deiner Ahnen Hallen
Hängt der Schwarzenberge Schild,
Wirst du Herrin ihrer Gauen,
Ist mein letzter Wunsch erfüllt.

„Ueberragt Palastes Zinnen
Ein zerfall'nes Ritterhaus?
Schleichet nicht aus seinen Rissen
Nur der Sorge Wurm heraus?

„Ehrt man nicht des Grafen Namen
Fern und nah im ganzen Land?
Bürgt dir für des Glückes Gaben
Nicht des Mächt'gen Wort und Hand?

„Breche nicht die schönste Blüthe
Von des Stammes altem Baum,
Wache auf aus deiner Kindheit
Allzulang genährtem Traum!

„Längſt iſt dieſer Reif geſchmiedet,
Von der Mutter ſtarren Hand
Nahm ich ihn, daß er einſt knüpfe
Ihres Kindes Eheband;

„Sorge Tochter, daß dies Ringlein,
Wie es deuten ſoll die Treu,
An der Kette, die uns bindet,
Auch der Glieder ſtärkſtes ſey!

„Morgen ſollſt du offenbaren,
Ob dein Herz dich noch betrügt,
Oder ob die ſcheue Taube
Nach dem rechten Neſte fliegt."

„„Nicht aus Schollen keimt die Liebe,
Aus dem Herzen ſteigt ſie auf,
Kannſt du, Vater, willſt du hemmen
Eines ſolchen Keimes Lauf?

„„Folgen kann ich keinem andern,
Kann nur lieben Edelruth,
Ihm, dem ich mein Herz verpfandet
Und was in dem Herzen ruht.

„„In die niederſte der Hütten
Folg ich, reicht er ſeine Bruſt
Mir zum Kiſſen, nur ſein Auge
Iſt die Quelle meiner Luſt.

„„Stolz werd' ich von jenen Trümmern —
Fröhlich blicken nach dem Thal,
Denn die Liebe ſteht am Heerde,
Und der Frieden theilt das Mahl.

„„Klebt am Schilde ſeiner Ahnen
Schande? nein, das Schickſal nur
Hat darauf zurückgelaſſen
Seiner wilden Launen Spur.

„„Stehet des Geſchlechtes Name
Nicht auf gleichem Pergament
Mit dem unſern? ein Jahrhundert
Ihn dem andern ehrend nennt.

„„Rufe nicht der Mutter Manen!
Frieden iſt in ihrem Haus,
Nenne nicht der Mutter Namen,
Sprichſt du einen Andern aus.

„„Geht das Beiſpiel deiner Liebe
Nicht der Meinen ſelbſt voran?
War der Frühling deines Lebens —
War dein Schmerz am Sarge Wahn?

„„Wähnſt du, daß das Band der Treue
Durch den Druck des Goldes bricht?
Schwer drückt nur das Wort des Vaters,
Schwer nur des Gehorſams Pflicht.

„„Ach, als mir der Freier gönnte
Einmal nur ein glattes Wort,
War vom Hauche ſeines Athems
Meines Buſens Strauß verdorrt!

„„Iſt des Kaiſers Hof an Feſſeln —
Und an Reizen ſchon zu arm?
Oder, ſteht es wo geſchrieben,
Daß er meiner ſich erbarm'?

„„Können ſeiner Hande Spenden —
All' das ſchimmernde Geſchmeid
Ueberſtrahlen meine Thranen,
Stillen meines Herzens Leid?

„„Vor dem Baume meines Lebens
Einem Blitz ſein Auge gleicht,
Der verſengend von der Krone
Bis zur tiefſten Wurzel ſchleicht.

„„Vater, Vater, wirſt du fordern
Meines Lebens ſchönſten Schmuck,
Mag das Herz, das ſchwache, brechen,
Morſch von deiner Flüche Druck!““

Finſter blickend ſtand der Vater,
Schon getroffen iſt die Wahl!
Alſo klagend ging die Tochter
Aus der Ahnen ſtillem Saal.

Wieder ſitzt ſie in der Kammer,
Dreht am Faden raſch und feſt,
Bis ſie plötzlich wieder ſinnend
Ihre Spindel ſinken läßt.

Schwirren will nicht mehr die Spindel,
Wieder ſtockt des Lebens Uhr,
Eine Dogge zu den Füßen
Trauert mit der Herrin nur;

Als der Faden abgeriſſen,
Hat die Pfote ſie gereckt,
Und die Spuren heißer Thränen
Leiſe von der Hand geleckt.

II.

Der Abſchied.

Feſt umſchlang zum letztenmale
Edelruth die ſüße Braut,
Nach des Mannerauges Blitzen
Feucht und trüb das Ihre ſchaut.

Bruſt an Bruſt und Wang' an Wange,
Arm in Arm und Herz an Herz
Zittert's von der Jungfrau Lippen:
„Endet je des Scheidens Schmerz?"

Hoffend der Geliebte tröſtet:
„„Dieſer Schmerzen Gluth verglüht,
Dort auch grünet deine Myrthe,
Minna, wo mein Lorbeer blüht.""

Und die Herrin ruft der Dogge:
„Folge du, getreues Thier,
Folge seines Fußes Fährte,
Zeig' den Pfad zurück zu mir!"

Eingegraben sind die Züge
In die Brust, noch einmal füllt —
Einmal noch der Jungfrau Auge
Sich mit des Geliebten Bild:

Doch es bricht der Arme Kette,
Kaum aus weiter Ferne schallt
Noch der Hufschlag eines Rosses,
Und der Dogge Laut verhallt.

III.

Die Einsiedlerin.

Die Wälder steh'n im Bunde
Mit der verlass'nen Braut,
Der Eichen stummer Runde
Hat sie ihr Leid vertraut,
Da reißt sich, ihr zum Hause,
Die Brust ein Felsen auf,
Und in der Felsenklause
Endet der Flücht'gen Lauf.

Es will die wilde Roſe
Darüber zieh'n ein Dach,
Es ſchwellen auf die Mooſe,
Zu ſchmücken das Gemach.
Des Epheus Ranken ſchlingen
Sich ſchnelle zum Portal,
Kein Aug' kann ſie durchdringen,
Kaum noch der Sonne Strahl.

Des Waldes Blumen heben
Zum Gruß ihr Haupt empor,
Der Bäume Sänger ſchweben
Vertraulich über'm Thor,
Ein troſtend Lied zu ſingen,
Der Hoffnung ew'ges Lied,
Troſt will ihr alles bringen,
Was ihre Thränen ſieht.

Der Menſch allein will theilen
Nicht Trauer — nicht den Schmerz;
Wo mag der Eine weilen,
Dem ſchlagt das bange Herz?
Was drängt ſich durch die Wälle
Des Strauchs? ein flüchtig Wild?
Gleich iſt es ihm an Schnelle,
Doch iſt's ein Menſchenbild.

„Die Sonne ſey geprieſen,
Du biſt es, biſt erreicht!“
Und von der Jungfrau Füßen
Die Jubelnde nicht weicht.
Sie küßt der Dornen Wunde:
„Erkenne deine Magd,
Die deiner Leiden Kunde
Nach deinem Pfad gejagt.

„Ich habe dich ereilet,
Nicht ſtoße mich zurück,
So, wie du einſt getheilet,
So theile dein Geſchick:
Ich will es mit dir tragen,
Will deine Sclavin ſeyn,
Könnt' ich dein Glück erjagen;
Ich holt' es ſterbend ein!“

Schnell iſt der Bund geſchloſſen,
Getheilt des Leibes Noth,
Schon iſt ein Jahr verfloſſen,
Seit Minna bricht das Brod
Der Wurzeln und der Hütten
Mit der Zigeunerin;
Wann höret Gott die Bitten
Der frommen Klausnerin?

IV.

Hornberg.

Vor dem Pokal, der golden blitzt,
Der Ritter von dem Hornberg ſitzt,
Es will der Wein nicht munden,
O wär' das Kind gefunden!

Die Tage zieh'n, die Jahre flieh'n,
Die Ruhe iſt — das Kind dahin!
Der Freier iſt gegangen,
Hat weiter kein Verlangen.

Von jeder Hand — von jedem Heerd
Der Suchende ſein Kind begehrt,
Er läßt das Land durchjagen,
Nach ſeinem Kind zu fragen.

Nicht denkt er an der Felſen Dach
Und an der Schluchten Brautgemach,
Durchſtreift ſind alle Wege,
Die ferneſten Gehege.

Die Roſſe wiehern in dem Stall,
Verklungen iſt der Hörner Schall,
Es roſten Speer und Sporen,
Seit er das Kind verloren.

Es blicket von des Saales Wand
Die Mutter trauernd, abgewandt,
Sonst lächelte sie milde; —
Er zittert vor dem Bilde.

V.

Das Wiedersehen.

Durch Büsche fort, durch Wälder
Die Dänen-Dogge schleicht,
Sie hetzet durch die Wälder,
Sie hat den Hirsch erreicht,
Doch langsam folgt der Jäger,
Wie laut auch ruft der Rüd,
Er folget träg und träger
Er ist des Suchens müd.

Nicht setzt er ein die Sporen,
Kaum hebt das Roß den Huf,
Es ist die Braut verloren,
Umsonst des Hornes Ruf,
Nicht schauet sich nach Spuren
Des Ritters Falke um,
Es schweigen Berg und Fluren,
Die Wälder bleiben stumm.

Da wird zum Klaggeheule
Der Dogge muth'ger Laut,
Von einer Felſenfaule
Nach ihr der Ritter ſchaut,
Wühlt plötzlich ein die Sporen,
Jagt in die tiefe Schlucht,
Er hat, was er verloren,
Er fand, was er geſucht.

Wie mit dem reinſten Strahl
Hinab die Sonne ſinkt,
So dort zum letztenmale
Ein brechend' Auge blinkt,
Noch einmal bebt vor Wonne
Die Lippe und vor Schmerz,
Hinab iſt ſeine Sonne,
Gebrochen Minnas Herz!

VI.

Der Minneberg

Und über'm Felſengrabe
Stieg bald ein Schloß empor,
Darin ein Mohrenknabe
Bewachte Thür und Thor.

Hell ſchimmerten die Zinnen
Hernieder in das Thal,
Stumm ſchritt, in düſtrem Sinnen
Der Ritter durch den Saal.

Vorüber Jahre ſchlichen
Trüb, wie der Scheidetag,
Nicht iſt die Nacht gewichen,
Die auf der Stirne lag,
Das Schwert blieb in der Scheide
Und an der Wand der Schild,
Das Herz bei ſeinem Leide,
Der Traum bei einem Bild.

Nur wenn er ſah im Winde
Des Roſſes Mähnen weh'n,
Riß er vom Aug die Binde,
Ließ er noch Blitze ſeh'n,
So ſtand er einſt im Bügel
So finſter und ſo ſtumm,
Und ließ dem Thier den Zügel,
Und kehrte nimmer um.

*) Dieſe ſechs Romanzen ſind einem größeren Gedichte: „Die Sage vom Minneberg des Neckarthals. ein Romanzenkranz von Fr. Ernſt mit Umriſſen und einer Muſikbeilage von L. Hetſch. Stuttgart Ebner & Seubert.“ entnommen. Den

Herausgeber dieſes würde es ſehr freuen, wenn er durch die Mittheilung dieſer wenigen Romanzen die Aufmerkſamkeit eines größeren Publikums auf die liebliche Dichtung von Friedr. Ernſt lenken ſollte. Die Sage, welche Ernſt ſeinen Romanzen zu Grunde gelegt, lautet im Zuſammenhang, wie folgt:

Auf der Burg Hornberg, wo einſt die heilige Notburga in ihrem ſtillen Kämmerlein zwiſchen der Welt und ihrem Glauben ſchwankte, wohnte bald nach ihr auch eine Zierde ihres Geſchlechts, Minna von Horneck. Ein Graf von Schwarzenberg, reich und angeſehen vor allen Rittern jener Gegend, warb um des Mägdleins Hand, und nicht vermochte Minnas Vater, einen ſo angeſehenen Eidam auszuſchlagen.

Aber Minnas Herz und Liebe gehörten längſt dem Ritter Edelruth der zwar arm an Gütern, aber deſto reicher an männlicher Tugend war. Einſt hatte ihn ein fröhliches Turnier auf die Burg gerufen, und die Jungfrau, welche ihm den Siegespreis gereicht, hatte ſein Herz gewonnen. Des Ritters Schönheit und vortreffliche Eigenſchaften, verſchafften ihm bald Gegenliebe. Doch der Liebe Glück war von kurzer Dauer. Denn auch in dieſes einſame Thal drang der Ruf zur Eroberung des heiligen Grabes, und Ritter Edelruth ſäumte nicht, ihm zu folgen. Minnas Vater war dies erwünſcht: er wollte den Geliebten ſeiner Tochter entfernen (hatte er doch bereits einem Andern ihre Hand zugeſagt) und beſtärkte Edelruth noch durch das gleißneriſche Verſprechen in ſeinem Vorſatze: ihm, komme er als Sieger zurück, Minna zur Gattin zu geben.

Schmerzlich war die Trennung der beiden Liebenden. Lange ſieht Minna vom Söller der Burg trauernd ihrem Geliebten nach, wie er, deſſen edle Geſtalt inmitten der ganzen Pilgerſchaar hervorragt, den Neckar abwärts ſchifft. — Jahre vergingen; der Thaten viele vollbrachte Edelruth, und ſchon

war er seines Gelübdes ledig, und nur die Ehre hielt ihn zurück, da des Kampfes noch kein Ende, als er in einer heißen Schlacht, abgeschnitten von den Seinen, in Feindes Hände gerieth. Dieser, ergrimmt ob der ausgezeichneten Kriegsthaten des Helden, welche Schaaren von Ungläubigen den Tod gebracht hatten, warf ihn in eine Höhle, einst Aufenthalt wilder Thiere. Zwei Tage verlebte er hier ohne die mindeste Nahrung, am dritten endlich erblickte er oben an der einzigen Oeffnung, welche sein Kerker hatte, ein liebliches Gesicht, und eine schöne Hand warf ihm drei Pfirsiche hinab, und eine zarte Stimme rief, indem zugleich ein Seil von oben herabgleitete: „Zwei Diener harren meines Winks, darum komm' und folge mir in jene stillen Thäler, wo wir uns ungestört der Liebe freuen können."

Aber der Ritter antwortete: „„Nur in meiner Heimath werd' ich Liebe finden; doch denkst du edel, so rette mich."" — „Nur Liebe kann dich retten," entgegnete die Stimme, „nur in meinen Armen wirst du Freiheit finden." — „„Nur wer Treue übt,"" antwortete Edelruth, „„ist wahrhaft frei; und so wahr ich ein Ritter bin, werde ich mein Gelübde nicht brechen."" Da verschwand die rettende Erscheinung, und tiefe Sehnsucht ergriff den Gefangenen nach seiner Geliebten.

Auch diese hatte unterdessen schwere Kämpfe zu bestehen, doch wankte ihre Treue gegen ihren Erkorenen nicht. Als endlich die flehendsten Bitten über ihren harten Vater Nichts vermochten, und er sie zur Vermählung mit dem Grafen von Schwarzenberg zwingen wollte, entfloh Minna aus der väterlichen Burg, von einer getreuen Zofe begleitet.

Sie bestiegen einen Nachen, und fuhren im Dunkel der Nacht den Strom hinab. Gegen Morgen kamen sie an den schroffen Abhang eines Berges, dessen Gipfel von uralten Eichen bedeckt war. Sie landeten um hier einen Zufluchtsort

zu ſuchen, und gaben den Nachen den Wellen Preis. Durch das dichteſte Gebüſch ſtiegen die zarten Frauen den Felſen hinan, nicht ohne große Mühe, bis ſie eine Höhle entdeckten, worin Minna, bis zur Rückkehr ihres Ritters, mit ihrer Zofe zu wohnen beſchloß.

Aber ſiebenmal kehrte der Frühling, nur der Geliebte nicht. Da endlich brach der Jungfrau Herz in ungeſtillter Sehnſucht. — Die treue Zofe benetzte die Leiche ihrer Herrin mit heißen Thränen. Plötzlich vernahm ſie eine Stimme hinter ſich, und als ſie ſich umwandte, ſtand Ritter Edelruth in lichtem Waffenſchmucke vor ihr. Er hatte ſeine Minna auf der Burg geſucht, und als er dort Niemanden, als den trauernden und reuigen Vater fand, ſo ſchwur er, er wolle ſeine Waffen nicht eher ablegen, bis er die Verlorene gefunden. Viele Tage ſchon hatte er den Wald durchirrt, bis ihn ſein treuer Hund auf den rechten Pfad führte. Allenthalben verkündeten ſeines Namens Zeichen, von Minna in die Bäume eingegraben, ihm die Nähe der Geliebten. So gelangte er endlich an den Eingang der Höhle.

Auf einem Moosbette lag entſeelt die Geliebte, noch im Tode ſchön, wie ein Engel. Ein ungeheurer Schmerz machte den Ritter beinahe ſelbſt zur Leiche. Zur Beſinnung zurückgekehrt, erfüllten ſeine Klagen die Wälder, und ſo oft er die Stelle wieder fand, wo ſeine Minna ſchon im kühlen Grabe ruhte, rannen ſeine Thränen heißer.

Als einſt die Abendſonne freundlich den Hügel beſchien, warf Edelruth, wie geſtärkt von oben, ſich auf ſeine Kniee nieder, und dankte Gott, daß er ihn hierher geführt habe, um noch einmal das Bild ſchauen zu können, das er ſo lange in ſeinem Herzen getragen. Und als ſein Schmerz ſtiller geworden war, baute er zum ewigen Denkmale ſeiner Liebe an dieſer Stätte eine Burg, und nannte ſie Minneberg. In der

elienhöhle aber, in welcher er Minna's Grab bereitet hatte, ate er in die Mauer des Hundes Bild, der ihn hieher ge-hrt. —

Ob. v. P—a theilt in der bad Wochenschrift, Jahrg. 1807. ro. 5, pag. 73, jedoch eine andere Volkssage von der Ent-ehung der Minneburg mit, nämlich:

Hugo von Habern hinterließ drei Söhne; frühe wurden ſchon an ritterliche Uebungen und an die Beſchwerlichkei-n der Jagd gewöhnt. In den weitausgedehnten Forſten des denwaldes ſtreiften ſie bis zu den freundlichen Thälern des eckars, und verfolgten Tage lang das Gewild. Ihr Be-eiter war ein Windſpiel von ſeltner Treue; nie wich es on ihrer Seite, war immer ihr Vorläufer und leitete ſie ets auf die richtige Spur. Eines Tages führte ſie der kun-ge Wegweiſer auf den Gipfel eines ſteilen Berges am eckar, vor den Eingang einer düſtern Höhle. Die Jäger lgten auch diesmal dem klugen Führer, der ſie nie irre ge-iter hatte, hinab in die Tiefe der ſchauerlichen Kluft, in ren Hintergrunde ſie zu ihrem großen Erſtaunen drei weib-he Geſtalten erblickten, welche betend auf den Knieen lagen. ie Jünglinge ſtutzten bei dem unerwarteten Anblicke, ſie ahnten drei Heilige im überirdiſchen Glanze geiſtiger Ver-arung vor ſich zu ſehen, doch bald überzeugten ſie ſich, daß Erdbewohnerinnen waren, die, vom Schickſale verfolgt, hier ne Freiſtatte gefunden. Sie waren entſproſſen aus dem be-hmten Geſchlechte der Ritter von Handſchuchsheim, allein t ihrem Vater war der alte Stamm dieſes Namens erlo-en, ihre Beſitzungen fielen dem Lehensherrn heim. Die Mutter war längſt ſchon geſtorben, und das geringe Erbe, as den drei Schweſtern noch übrig blieb, hatte ihnen die aubſucht eigennütziger Menſchen entriſſen. Als verlaſſene Waiſen, ohne Schutz, flüchteten ſie ſich vor den Nachſtellungen

argliſtiger Verführer in dieſe einſame Klauſe, denn ſie waren ſchön, und Schönheit droht nicht ſelten mit Gefahren. Ein alter Diener war den Jungfrauen gefolgt, und ſorgte, als Einſiedler gekleidet, treulich für ihren Unterhalt: allein in der tiefſten Einſamkeit und in gänzlicher Abgeſchiedenheit von den Menſchen, waren ihre ſanften weiblichen Gefühle nicht erſtorben, und die edeln Jünglinge machten denſelben Eindruck auf ſie, den die Jungfrauen auf jene gemacht hatten. Das unauflösliche Band reiner Liebe ſchloß ſich in der Folge unter ihnen, und knüpfte ſich mit jedem Tage feſter. Die drei Brüder erbauten auf jener Stelle eine ſtattliche Burg und nannten ſie Minneberg. Lange lebten ſie und ihre Gattinnen dort, in glücklichem Vereine; erſt lange Jahre nachher verſchwand auch ihr Name aus den Regiſtern der edeln Geſchlechter des Neckarthals. Zum ewigen Gedächtniß ließen die Ritter das Wildſpiel, welches ſie zu den Einſiedlerinnen geleitet hatte, in Stein ausbauen. Noch vor wenig Jahren behauptete dieſes Denkmal der Erkenntlichkeit ſeine ehemalige Stelle auf dem hohen Portal über der Einfahrt zum Minneberg; allein unwiſſende Hände haben es nun entwürdigt, und an der Ziegelhütte unten im Thal bei dem Oertchen Guttenbach, über einer Stallthüre, in eine ärmliche Leimwand eingemauert.

Notburga,

von

Julius Sturm.

ir hatten einen tollen Tag vollbracht,
Wunder, wenn wir ſtill im Kahne ruhten,
munter tanzte auf des Neckars Fluthen
einer warmen, ſternenhellen Nacht.
rief der Eine, der am Ruder ſtand:
ir iſt ſchon lang, als führ' ich ſtumme Leichen,
harrt ihr länger noch in eurem Schweigen,
ſinkt das Ruder meiner matten Hand;
mich umkreiſt der Schlaf mit ſeinen Schwingen,
zu verſcheuchen, laßt ein Lied uns ſingen.
gaudeamus, du hier ſingſt es vor,
andern aber fallen ein im Chor."
gaudeamus hub der an zu ſingen,
konnt' er's bis zum igitur nur bringen,
war es gut, das gaudeamus klang
ſchleichend, traurig, wie ein Grabgeſang.
as anders denn! Weiß keiner eine Mähr?
wär' gerade jetzt die rechte Stunde
eine alte, ſagenhafte Kunde,
alte Burgen liegen um uns her,
hnlich nicht verwittertem Gebein
euchtet geiſterhaft vom Mondenſchein.

Du biſt ja ſo ein halber Bücherwurm,
Haſt aufgebauſt daheim an deinen Wänden
So manchen Stoß von ſtaub'gen Pergamenten,
Läufſt ſtundenweit nach einem alten Thurm,
Erzähl'! ermuntre dich von deinen Träumen,
Siehſt du mit Silber dort den Mond umſäumen
Die Trümmer auf dem Hornberg; ohne Frage
Kennſt du von jenem Berg manch ſchöne Sage;
Es muß ſich gut auf alte Kunden lauſchen
In Mondſcheinnacht, wenn leis die Wellen rauſchen.
Du meinſt, ich träume? nein, ich ſah ſo eben
Notburga's Geiſt den alten Thurm umſchweben
Und will auch gerne, ohne lang zu wählen,
Die Sage von Notburgen euch erzählen [1]).
Nicht immer war's, wie jetzt ſo ſtill dort oben,
Einſt hielt der Kaiſer dort ein Feſtgelag,
Da füllte dieſes Thal ein wildes Toben,
Da ward die dunkle Nacht zum lichten Tag,
Da flammten Kerzen leuchtend durch die Nacht,
Da tonten Geigen droben in dem Saal,
Voll goldnen Weines kreiſte der Pokal,
Da ward getanzt, geplaudert und gelacht.
Nur Eine war entfloh'n dem wilden Toben,
Und ſaß allein im ſtillen Kammerlein,
Und ſchaute traurig nach den Sternen droben,
Notburga war's, des Kaiſers Töchterlein.

ihren Ottwin hatte ſie gedacht,
ſeufzte leiſe in die ſtumme Nacht:
! wie beneid' ich euch ihr goldnen Sterne;
eurer Warte blickt ihr in die Ferne,
nt' über Berge, Thäler, Meere ſchaun,
kt in des Nordens, in des Südens Au'n.
Sternlein! gebt mir vom Geliebten Kunde,
uft Balſam mir in meines Herzens Wunde.
blickt ſo traurig ihr, ſo trüb herab?
ihr erſchaut, ihr wollt es mir nicht ſagen,
wähnt, ich könne nicht die Kunde tragen,
ſaht gewiß in fernem Land ſein Grab?
er im Kampf?" Die Sternlein droben ſchweigen,
wie bejahend ſie die Häupter neigen.
nd lauter tönt es drüben in dem Saal,
wild und wilder tönen dort die Geigen,
immer toller ſchwinget ſich der Reigen,
ſchneller immer kreiſet der Pokal.
Kaiſers Blick durchfliegt die bunten Reih'n,
ſucht nach ſeinem holden Töchterlein.
wie er unter all den ſchönen Frauen
Kind, das ihm ſo lieb, nicht kann erſchauen,
läßt er ſchnell des Saales hellen Schimmer,
wandelt ſinnend nach der Tochter Zimmer.
Was weinſt und klagſt du doch mein Töchterlein?
m, trockne dir von Auge deine Thränen,

Nicht länger ſollſt du dich verlaſſen wähnen,
Nicht länger ſollſt du mir ſo einſam ſeyn.
Schon lange ſah ich dich, ein ſcheues Reh,
Vor Menſchen in die Einſamkeit entweichen,
Schon lange ſah ich deine Wangen bleichen
Hab' oft gelauſchet deinen leiſen Klagen,
Und ſah ſchon lange ein verborgnes Weh
An meines Kindes zartem Leben nagen.
Doch ſah ich's ohne Angſt und ohne Bangen,
Des Vaters Auge las in deinem Herzen,
Daß erſter Liebe ungeſtillt Verlangen
Der Quell ſey deiner Klagen, deiner Schmerzen.
O! weine nicht! komm, laß dein Arzt mich ſeyn,
Nicht langer klagſt du einſam und allein,
Es ſoll, eh' noch drei Tage ſind vergangen,
Fürſt Samo [1]) ſeine holde Braut umfangen,
Ei, wie ſo purpurn deine Wangen glühn,
Wo Lilien ſtanden, Roſen lieblich blühn!
Noch einen Kuß! Gut' Nacht, mein ſüßes Leben,
Nun ſchließe deine müden Augen zu,
Und flieht dein Lager heut des Schlummers Ruh,
Wird dich dafür ein lichter Traum umſchweben."
„Ein lichter Traum! o brich, du armes Herz,
Ich weiß ein enges — weiß ein kühles Haus,
Da ſchlafe, träume deinen Kummer aus,
Es kühlt die Erde deinen heißen Schmerz.

n lichter Traum? in mir iſt's finſtre Nacht,
Herr! beſchütze mich mit deiner Macht.
h eines Andern Braut? Nein, Ottwin, nein!
ein will ich lebend, dein im Tode ſeyn.
och wo die Rettung? ach wohin, wohin
oll ich vor meines Vaters Zorne fliehn?
r zwinget mich mit ſeiner mächt'gen Hand,
nd wär es ſterbend, in das Brautgewand."
So klagt Notburga weinend in die Nacht.
a flüſtert's unterm Fenſter heimlich ſacht:
Notburga, wollt ihr euch mir anvertrauen,
o will ich euch die Hand zur Rettung bieten;
h kann nicht länger eure Leiden ſchauen,
ie rauben meiner Seele Ruh' und Frieden.
h hab euch oft auf dieſem Arm getragen,
uf meinem Knie gewiegt in frühern Tagen;
h fürchte nicht den Kerker, nicht die Ketten,
ann ich von eurem Kummer euch erretten.
ie Nacht iſt günſtig, leicht könnt ihr entfliehn,
h führe ſicher durch den Wald euch hin,
u einem Klausner, der, ein frommer Mann,
ewiß euch guten Rath ertheilen kann."
Und wie dem Diener kaum das Wort entflohn,
o eilt mit flücht'gem Schritt hernieder ſchon
otburga und verläßt des Vaters Haus,
ieht mit dem Diener in die Nacht hinaus.

Sie wandern durch die Nacht in trübem Schweigen;
Da ruft Notburga, plötzlich aufgeſchreckt:
„Horch! hörſt du, wie es raſſelt in den Zweigen?
S'iſt eines Roſſes Huf, wir ſind entdeckt.
Jetzt rauſcht es näher ſchon, ſie nah'n, ſie nah'n,
Es iſt um mich, es iſt um dich gethan!
Jetzt, Jetzt!“ — ſie können ſich nicht mehr verſtecken.
Notburga hänget weinend an dem Greiſe,
Dem auch die Kniee brechen faſt vor Schrecken;
Ein Augenblick — da bricht der Hirſch, der weiße,
Den Ottwin einſt im Walde jung gefangen,
Durch das Geſträuch mit ſeinen zack'gen Stangen,
Und ſchmiegt ſich traulich an die Herrin an,
Und ſchaut ſie freundlich an mit hellen Blicken,
Und leckt die Hand ihr, bietet ihr den Rücken,
Und Burga, wie ſie früher oft gethan,
Schwingt auf den Hirſch ſich, — kaum fühlt der die Laſt,
Die ſüße, fliegt er fort in freud'ger Haſt,
Und vor dem Blick des Alten ſind gar bald
Verſchwunden beide in dem dunklen Wald;
Der wandelt ſinnend nach dem Schloß allein,
Schleicht unbemerkt ſich in ſein Kammerlein. —
Ha! welch' ein tolles, welch' ein wildes Toben,
Da kaum am Himmel ſich die Sonn' erhoben!
Das ruft, das rennt, das jaget durch das Schloß
In banger Eil, mit angſterfüllten Mienen,

Was trieb sie aus des Schlafes weichem Schooß
So frühe, wo der Morgen kaum erschienen?
„Die Rosse vor!“ Auf sitzt die Schaar der Ritter
Der Kaiser selber an dem Zuge vorn,
Stößt mächtig jetzo in sein goldnes Horn,
Da brauſt's davon, wie Sturmesungewitter.
Was iſt's? was gibt's? Woher des Kaisers Grimm,
Wohin so früh mit solchem Ungestüm?“
Notburga fehlt, ihr Bett steht unberührt,
So eben brachte man dem Herrn die Kunde,
Und Niemand weiß noch bis zu dieser Stunde,
Ob sie verirrt, entflohen, ob entführt. —
Wie? Niemand? fragt nur dort den Alten,
Von dem könnt ihr die Antwort leicht erhalten.
Denn ehe heute noch der Morgen graute,
Da klopfte leise es an seine Fenster,
Er fuhr empor, er dachte an Gespenster,
Doch als er, sich ermunternd, näher schaute,
Da war's der weiße Hirsch, der draußen stand.
„O könnt'st du sprechen, hätteſt du Verstand!
Dann würdeſt du, dann müßteſt du mir sagen,
Wohin Notburga gestern du getragen.
Doch sieh! was hängt an deinem zack'gen Horn?
Ein grünes Blatt? — Der Hirsch reicht es dem Alten,
Der legt behutsam es aus seinen Falten,
Und lies't gekritzelt drauf mit einem Dorn:

„Rotburga grüßt, laß fahren alle Sorgen,
Der Herr hat mich durch ſeine Macht geborgen.“
Auf jubelte der Alte, und er bot
Zum Lohn dem treuen Hirſch ein Stücklein Brod,
Der frißt nicht, doch er neiget ſein Gehörne,
Der Alte ſteckt das Brod ihm an's Geweih,
Und als ob dies der Zweck geweſen ſey,
Fliegt luſtig nun der Hirſch fort in die Ferne;
Und jeden Morgen kehret er zurück,
Bringt einen Gruß und trägt ein Brod zurück.
Der Kaiſer aber ſuchte durch das Land,
Und als er ſeine Tochter nirgends fand,
Zog trauernd er im Schloſſe wieder ein
Und überließ ſich ganz der finſtern Pein.
Einſt als er früh ſchon an dem Fenſter ſtand,
Sehnſüchtig ſchauend in das weite Land,
Sah er den Hirſch anklopfen an die Scheiben,
Sah, wie durch's Fenſter ſeines Dieners Hand
Dem Hirſch ein Bündel an's Gehörne band; —
Und ſtaunend über dies ſeltſame Treiben,
Eilt er hinab, tritt ſchnell den Diener an,
Scharf fragend, was er eben jetzt gethan?
Da galt kein langes Zögern, half kein Lügen,
Zu deutlich las der Kaiſer in den Zügen
Des Alten Furcht, und zitternd muß geſtehn
Der Diener, was er lieber wohl verſchwiegen.

Und kaum vernahm der Kaiſer, was geſcheh'n,
Tönt wieder laut ſein Horn durch's ganze Schloß;
In Eile ſtrömt herbei der Diener Troß,
Der Kaiſer ſchwingt ſich auf ſein beſtes Roß,
Jagt nach dem Hirſch, tief in den Wald hinein,
Die Knappen folgen jagend hinterdrein,
Das hetzt, das ſchreit ſo toll, als ob es wär
Der wilde Fürſt mit ſeinem wilden Heer.
Jetzt fliegt der weiße Hirſch den Berg hinab,
Jetzt ſtürzt er in des Neckars Fluth hinein,
Der Kaiſer folgt, er läßt vom Hirſch nicht ab,
Stürzt in die Fluth und ſollt' ſein Tod es ſeyn.
Es ſchwimmt das Roß, es trägt ihn an den Strand,
Und weiter fort geht es in toller Flucht
Dem Hirſche nach, der plötzlich ſtille ſtand
An einer wild umwachſ'nen Felſenſchlucht.
Der Kaiſer hält ſein Roß, er ſpäh't von ferne,
Sieht, wie der Hirſch zur Schlucht neigt ſein Gehörne,
Und ſieht, wie eine lilienweiße Hand
Das Bündel vom Geweih des Hirſches band.
Und plötzlich iſt verſchwunden all ſein Harm,
Denn er erkennt Notburga's Lilienarm,
Er ſpringt vom Roß und hat in freud'ger Haſt
Schon ſeines Kindes zarten Arm erfaßt,
Und fleht und bittet, Thränen in dem Blicke:
„O tritt heraus, o tritt heraus geſchwind,

Komm an mein Herz, ſey wieder ganz mein Kind,
Und kehre wieder zu der Burg zurücke."
Doch Burga ſpricht: „Es hat der Herr genommen,
Was mir das Liebſte auf der weiten Welt;
Nacht iſt um mich, die Sonne iſt verglommen,
Die mir das Leben freundlich einſt erhellt;
Hier nur allein noch finde ich den Frieden,
Den das Geräuſch der Welt mir nicht kann bieten;
Ich ſcheide nicht aus meiner Einſamkeit,
Mein Leben iſt allein dem Herrn geweiht."
Der Kaiſer fleht, umſonſt, Notburga ſchweigt,
Sie kehrt nach Hauſe nimmermehr zurücke,
Der Kaiſer fleht noch einmal, endlich ſteigt
In ſeinem Herzen auf der alte Grimm,
Er faßt den Arm mit raſchem Ungeſtüm:
„Du mußt! du mußt!" ruft er in wilder Haſt,
Er reißt am Arm, Notburga hält umfaßt
Das Kreuz, das in der Höhle ſie errichtet,
Mit ihrem linken Arm, und zornentbrannt
Zieht jetzt der Kaiſer — plötzlich wie vernichtet
Steht er, den blut'gen Stumpf in ſeiner Hand.
Da faſſet ihn ein namenloſes Bangen,
Es hält der Wahnſinn ſeinen Geiſt gefangen,
Aus ſeinen Augen leuchtet wilde Gluth,
Und jetzt, als jagte hinter ihm die Hölle,

Flieht er entsetzt in Eile von der Stelle,
Wo seine Tochter liegt in ihrem Blut. —
Doch sieh! wie sich im Gras so emsig regt
Ein muntres Schlänglein, glänzend, glatt und bunt,
Das nach der Höhle flüchtig sich bewegt,
Mit einem seltnen Kraute in dem Mund;
Es hat der Herr Notburga's Noth geschaut,
Und weil er fromm und treu die Maid erfunden,
So schickt er ihr dies selt'ne Wunderkraut;
Und kaum berührt damit Notburga's Wunden
Die Schlang, alsbald hört auf zu fließen
Das Blut, muß sich die Wunde heilend schließen.
Bald wurde unterm Volke dies bekannt,
Und Wunder! Wunder! tönt es durch das Land,
Notburga ward als Heilige erkannt,
Und aus der Näh' und Ferne zog man hin
Zur frommen, gottergebnen Dulderin.
Zur Zeit jedoch, wo sich die Blätter färben,
Wo früh der Reif auf fahlen Halmen blinkt,
Zur Zeit, wo die Natur in Schlummer sinkt,
Fühlt auch Notburga nahe sich dem Sterben.
Da öffnet sich des Himmels goldnes Thor,
Und lichte Englein schweben draus hervor,
Und schwingen leicht ihr rosiges Gefieder,
Und senken still sich auf die Erde nieder,

Und tragen aus der Höhle [1]) nächt'gem Graus
Rotburgen in das Freie ſanft hinaus.
Im Weſten glühet noch ein Sonnenſtrahl,
Rotburga grüßt die Welt zum letzten Mal;
Es tönet aus der Höh herab ein Gruß,
Rotburga ruft: „Wir ſeh'n uns droben wieder!"
Der Todesengel neigt ſich auf ſie nieder
Haucht auf die Stirn ihr einen leiſen Kuß.
„Seht ihr das Kirchlein dort im Mondenſchein?
Dort iſt ein Grab, und auf dem Grab ein Stein,
Und auf dem Steine könnt ihr eingehauen
Noch heut das Bild der frommen Jungfrau ſchauen.
Seht ihr's?" — Sie fuhren aus dem Schlaf empor:
„„Was?"" — „„Wo?"" ſo riefen ſie im wirren Chor;
„Nun dort die Kirche!" — murrend ſtreckten wieder
Sie in dem Kahne ſich zum Schlummer nieder.
Ich aber trat an's Steuer und entwand
Es ohne Müh' des Schläfers matter Hand,
Und leitete, indeß die Andern ruhten,
Das Schifflein ſicher durch die hellen Fluthen [2]).

[1]) Der Sage nach war Rotburga die Tochter des Frankenkönigs Dagobert, welcher im 7. Jahrhundert auf dem Hornberg verweilte.

[2]) Samo war Fürſt der ſlaviſchen Wenden, mit denen Dagobert mehrmals in Kriege verwickelt war. Als Preis des Friedens verlangte er Rotburga zur Gemahlin, welche ihm von Dagobert, wider ihren Willen, zugeſagt wurde.

*) Die Höhle, in welcher Notburga lange Zeit ſich aufhielt, und wo ſie das Volk zum Chriſtenthum bekehrte und es mit dem Ackerbau und der Weinpflanzung bekannt machte, heißt noch auf den heutigen Tag die Jungfrau-Höhle. Wenn man den Namen der Heiligen gegen die Höhle ruft, ſo wiederholt das Echo leiſe und ſchwermüthig dieſen Namen.

*) Beim Eintritt in die Kirche zu Hochhauſen erblickt man linker Hand das uralte Grabmal. Die heil. Notburga, die Königskrone auf dem Haupte, liegt auf einem erhöhten Steine. Als Wahrzeichen fehlt ihr der linke Arm; in der rechten Hand hält ſie eine Schlange, in deren Munde ſich das heilende Kraut befindet. Der Hochaltar enthält bildliche Darſtellungen aus der Geſchichte der Notburga, die theilweiſe leider verwiſcht ſind. Biſchof Reinhardt von Worms ließ im Jahre 1517 in Beiſein vieler ſeiner Domherren und des Probſtes von Wimpfen das Grab der Heiligen eröffnen. Er nahm von ihrem Körper, der ſich noch unverſehrt vorgefunden haben ſoll, eine Reliquie, nämlich ihren Arm mit ſich nach Worms, von wo er ſpäter nach Weißenburg kam.

*) Die Legende von der Notburga, deren Grundzug in dem Siege des Chriſtenthums über das Heidenthum beſteht, findet ſich mit kleinen Variationen vielfach verbreitet. Grimm, Jäger und Kaufmann erzählen ſie in ihren Führern durch das Neckarthal mit unbedeutenden Veränderungen den deutſchen Sagen der Gebrüder Grimm nach. Langbein, Millinger und ebenſo v. Keller (Notburga, eine Legende in ſechs Geſängen von v. Keller. Mannheim 1823) brachten ſie in ein poetiſches Gewand.

Eine alte Urkunde, die wir hier im Auszuge mittheilen, enthält über dieſe Sage folgende intereſſante Notizen:

„Wann der Ehreichgauiſche Adel vnd alſo auch die von Gemmingen zur Chriſtlichen Religion von dem Heidenthum bekehrt worden, kann ich jtzmahls ſo Eigentlich nicht wiſſen.

Es braucht mehr Nachforschens. Weil aber Clodovæus Magnus der Franken König, welcher Anno Christi 499 oder 500 ohngefehrt, diese Lande mit dem Schwerdt wieder die Alamanier erobert und auff seine Nachkommen Gebracht, durch Antrieb seines Gemahls den Christlichen Glauben Angenommen, von St. Martin getaufft worden, und solchen aller Orthen in seinen König Reichen ausgebreitet hat, also daß Einhundert jahren darnach. Nemlich vmb das jahr Christi 600, wenig Heiden mehr in gantz Alemania oder dem Schwebischen Creiß gefunden sondern dem Christenthum fast gar eingewurzelt daß Heidenthum aber Extirbiret worden, beruche Crusium in annalib. suevic part. I. bis 8. pag. 213. so halte ich dafür es habe sich damahlen auch der Adel auff dem Craichgau sambt ihren Vnderthanen weisen und in Christlicher Religion informiren laßen gestalten Ein Gericht durch das gantze Landt gehet, es habe König Dagobert Magnus vorgemeldten Königs Clodovei Ihr Ihr Enkel oder Aenepos, welcher vmb das Jahr Christi 631 angefangen zu Regiren, eine Dochter gehabt Nahmens Noburg, welcher aus Andacht das Einsiedler oder Eremiten Leben dergestallt beliebt, daß sie sich in eine Höhlin hart am Neccar auf Craichgauischer Seidten, in Hochheißemer Gemarkhung, gegen meiner des Authors dieses Buchs Markung vber, begeben, Gestalt daß Loch noch diese Zeit in einem Felsen gewiesen wirdt v berichtet ist deroselben habe ein zamer Hirich täglich von des Königs Tisch von Mosbach auß Speis gebracht, und als der König ihr Hr Vatter Erfahren wo sie sich aufgehalten, seye er selber zu ihr kommen sie mit Gewalt bey dem Arm auß dem Loch ziehen wollen daruber sie durch ein sonderlich Miracul denselben Arm hat fahren laßen, und also in der Höhlin blieben, biß Nach ihrem Todt sie zu Hochhaußen in die Kirchen Königlich begraben worden, da das Grab mit einem schönen Stein und Königlicher Cron heutiges Tags zu sehen, darzu auch Etwann eine große Wallfahrt gewesen.

Dieſe Begebenheit findet ſich beſtätigt durch ein dem Verfaſſer vorſtehender Chronik „von dem Hornecker von Hornberg zu Hochhauſen Communicirtes Document", welches die Geſchichte der Notburga faſt gleichlautend erzählt, und dann mit folgenden Worten ſchließt: „Derſelbige (Eberhard Hornecker) hat Eben jahrs zuvor Nehmlich A. 1516 mit meines aldt Vatters Eberhardt von Gemmingen zu Burg Schweſter hochzeit gehalten gehabt wie der vorhandene Heurathsbrief Noch ausweiſet, vnd dieſes iſt die Ehreichgauiſche Heyligin von welcher Etwann vor Luthery Reformation die Arme Leuth dieſer Landtzart viel gehalten vnd ſich eingebilt haben, ſie können jn dem Sommer alle Morgen wann ein Thau liege, jn meinem Acker allhier gegen Elz gelegen den pfadt Noch ſpiren, welcher dieſer Hirſch wann er die Speiß von des Königs Tiſch von Mospach aus zu dieſem Loch der Notburgen gebracht vnd gemacht, von da er durch den Neccar geſchwommen."

Kloſter Himmelreich.

Erſte Legende

von

A. Kopiſch.

„Nimm an den Ring, ihn trug mein Schweſterlein,
Eh' zu dem See ſie ging im Hertha-Hain,
Wo ſie der Göttin Opfer mußte ſeyn!" —

Friedhilde ſank zurück, wie lichter Schnee;
Der Jungfrau Mutter aber ſprach: „„O weh!
Ihr ſeyd kein Chriſt, ihr opfert in dem See?!““

„Viel edle Frau, Herr Siegbert, ſei mir mild;
Bin ich kein Chriſt, doch trag ich Speer und Schild,
Und herzlich lieb' ich eure Friedehild!“ —

Held Siegbert ſprach: „„Geh Griſo werd' ein Chriſt,
Schwör ab den Götzenfrohn, in dem du biſt:
Dann wird Friedhilde dein, in kurzer Friſt!““ —

Der Jüngling geht und — kehret nimmermehr!
Friedhilde weint: es ſtirbt ihr Vater hehr,
Die Mutter auch, da weinet ſie noch mehr! —

„Will Gott mich einſam, will ich einſam ſeyn!
Ade, ade, du Burg auf hohem Stein,
Im Walde bau ich mir die Wohnung mein!“

Nun überwölbten Eichen ihr Gemach,
Die harten Felſen ſangen all' ihr nach,
Wenn ſie am Kreuz davor, laut betend ſprach.

Mild ward ihr Schmerz allda in wenig Zeit:
Vom Kreuz herab troff Himmelsſüßigkeit
Und Frieden kam und nahm ihr alles Leid.

Auch auf den Wald kam Frieden weit und breit:
Da that kein Thier dem andern was zu Leid,
Und Ur und Bär ſtand vor ihr, wie gefeit.

Und Singevöglein bauten Neſter hier
Und Hirſch und Reh und allerlei Gethier,
Das ſchüchtern iſt, fand Ruh in dem Revier.

Und brach ſie einen grünen Zweig, ſo kam
Das All' heran und Jedes aß und nahm,
Sie heilete ſie auch, — war Eines lahm.

Was ſie gepflanzt trug reichlich überall:
Grub ſie im Gärtlein, flog die Nachtigall
Ihr auf das Haupt und ſang mit ſüßem Schall.

Trat ſie im rothen Morgenlicht hervor,
Sang jedes Vöglein mit ihr Morgenchor:
Am höchſten ſtieg der Lerche Lied empor!

Von Blum und Blüthe duftete der Hain
Und Bienenſchwärme flogen aus und ein,
Durch ihre Zell und bauten Waben drein.

So lebte ſie allda in Einſamkeit:
Da kam einſt um die Abendglockenzeit,
Ein Engel, und ſie war zum Tod bereit.

Der betete mit ihr, und als sie schwieg,
Sank hin der Leib und ihre Seele stieg
Empor zum Himmel, aus der Erde Krieg.

Da kam rings jedes Vögelein heran
Und hing die Flüglein, als der Himmelsmann
Ihr stilles Grab zu graben nun begann.

Da kamen Hirsch' herzu und Elenn' auch
Mit ihren Schaufeln, aus dem grünen Strauch,
Und gruben mit allda, nach Menschenbrauch.

Und als sie in der Ruhestätte war,
Trug jeglich Thier ein grünes Zweiglein dar,
Die Vöglein aber Blumen in ihr Haar.

Der Engel legte nun den Stein hinauf,
Und schrieb sodann der Frommen Lebenslauf
Mit wunderbarer Himmelsschrift darauf.

Einst jagte Griso einen Hirsch zu Wald,
Der machte bei Friedhildens Grabe Halt,
Des Helden Speer verlor da die Gewalt!

Denn als er mächtig ihn erhub, und da
Die wunderbare Schrift am Grabe sah:
War ihm Friedhildens Friedenszauber nah.

Und ſchuf ihn um, den Kühnen, daß er gleich
Abſchwur die Götzen, fromm und mild und weich,
Er baut' ein Kloſter da: das Himmelreich.

Thät Buße drinn und ſchor ſein blondes Haar,
Und lebt' im Himmelreiche manch ein Jahr,
Bis dann ſein Ende wie Friedhildens war [1]).

[1]) Der Dichter läßt — mit poetiſcher Lizenz — den Griſo gleich nach ſeiner Taufe das Kloſter bauen; die Sage erzählt hingegen, daß Griſo, nachdem er getauft, und den chriſtlichen Namen Lukas angenommen, eine Einſiedlerhütte neben dem Grabe ſeiner Geliebten errichtet, darin er Gott diente, verirrte Wanderer mit Speiſe und Trank labte und ſie wieder auf den rechten Weg führte. Zahlreiche Wallfahrer zogen zu der Zelle des heil. Mannes, der weit und breit ſeines gottſeligen Wandels wegen berühmt geworden war. Nachdem ihn ein Engel Gottes von dieſer Welt genommen, ward an der Stelle, wo ſeine Einſiedlerhütte geſtanden, zum Andenken an ſeine wunderbare Bekehrung eine Kapelle erbaut und dem heil. Michael geweiht. Ausführlicher erzählt dieſes die folgende ſchöne Legende von Krummacher. Beide Legenden ergänzen ſich; während Kopiſch den Tod Friedhildens zum Gegenſtand ſeiner Dichtung macht, behandelt Krummacher den nicht weniger ſchönen Tod Griſo's und bringt damit die Sage vom Michaelsberg — die lieblichſte des Neckarthals zum Abſchluß.

Zweite Legende [1]).

von

F. W. Krummacher.

In jener gold'nen, ſonnenlichten Zeit,
Wo noch die Eng'lein freundlich uns umſchwebten,
Nur Liebesklänge durch die Fluren bebten,
Wo ſternenhell, in ſtiller Einſamkeit,
Die Tugend groß und hehr im Herzen blühte,
Und Gottes Geiſt die Menſchenwelt durchglühte —
Schon ſind viel hundert Jahre hingefloh'n —
Da lebte an bekränzten Moosaltären,
Den eingebornen Gottesſohn,
Den Menſchenheiland, brünſtig zu verehren,
Der heil'ge Lukas. Buchenzweige woben
Zum Gotteshaus ihr ſchattig Blüthendach.
Fern' hörte man des Neckars Welle toben,
Und zu dem lauten Wogenſchlag
Scholl mächtig, mit dem Hall der gold'nen Saiten,
Des Sängers Lied, wie heilig Glockenläuten.

Durch's ganze Land erſchallt die ſüße Kunde,
Und wo ein Herz im wilden Drang zerbrach,
Wo eine Bruſt dem Zweifelſturm erlag,
Und keine Heilung ward der grauſen Wunde,
Da ſtürmte man zu Lukas ſtiller Hütte.
Mit ſeinen Worten ſchwebte Himmelsruh'

Und Friede den zerriſſ'nen Seelen zu;
Und fröhlich wallte aus des Haines Mitte,
Was traurig und beladen war. —
So wogte man von Jahr zu Jahr,
Und Tauſenden entglomm durch ihn aus ſchwarzer Nacht
Der Hoffnung ſüßes Licht in Sonnenpracht.
Schon wehen Silberlocken um ſein Haupt,
Die Wange bleicht, die matten Schritte wanken,
Der Winter naht, die Eiche ſteht entlaubt,
Schon fühlt er mehr und mehr den ſiechen Leib erkranken,
Es ſinnt der helle Geiſt in ſtiller Freudigkeit
Grab, Tod und Ewigkeit — erhabene Gedanken.
Der Morgen flammt aus duft'gem Nebelſchleier
In königlicher Herrlichkeit hervor.
Ein heilig Lied ſteigt zum Azur empor,
Und ernſter rauſcht die Gott geweihte Leier
Und immer lichter glüht der heil'ge Funken
Der Andacht in des frommen Greiſes Bruſt;
Er kniet am Moosaltar, ſich ſelber kaum bewußt,
In Gottes Lieb' und Ehrfurcht hingeſunken.
Da rauſcht's im Haine wunderbar,
Wie wenn ſich Geiſter in den Aeſten wiegen;
Der ſel'ge Traum entflog, die Saiten ſchwiegen —
Ein bleicher Waller trat vor den Altar,
In dürftigem Gewand, gelehnt am Wanderſtabe,
Und bat um eine milde Gabe.

„Gott ſegne dich!“ Mit dieſem ſüßen Wort
Führt Lukas zu der ſtillen Buchenhütte
An ſeiner Hand den armen Pilger fort;
Denn kaum noch trugen ihn die matten Schritte.
Er trocknet ſein Gewand, und beut
Ihm ſüße Labung dar für die erſtarrten Glieder.
Und als er ihm ein Bett von weichem Moos geſtreut,
Da ſchließen ſich die müden Augenlieder.
Ein heller Glanz umweht, wie mildes Sternenlicht,
Des Pilgrims bleich gehärmtes Angeſicht. —
Und Lukas eilt mit leiſem Schritte
In's ſtille Kämmerchen hinein,
Und fleht in liebevoller Bitte:
„Erlöſe ihn von ſeiner Pein,
Und wolle Troſt und Frieden ihm verleih'n!
Er ſpricht's und fleht um Gottes Segen.
Da ſteigt in hehrer Lichtgeſtalt
Der Pilger freundlich ihm entgegen,
Ein ſchneeiges Gewand umwallt
Den hohen Leib, und wunderbar
Erglänzt das lichte Augenpaar.
„Erhört iſt dein Gebet!“ ruft ihm der Engel zu,
„Auf, gehe freudig ein in Gottes ew'gen Frieden,
In's Reich der Lieb' und ſüßen Himmelsruh'!
Du haſt getröſtet und geliebt hienieden,
Drum ſei in's ew'ge Liebesland beſchieden!“

Er sprach's, und wunderſüße Harmonien
Erſchollen himmliſch in den Buchenzweigen;
Der Greis will ſich zur Erde niederbeugen,
Will bebend vor dem heil'gen Engel knien;
Der Jüngling richtet freundlich ihn empor,
Und küßt ihm die verklärten Blicke;
Die ſieche Hülle bleibt im ſtillen Thal zurücke;
Es öffnet ſich das gold'ne Sternenthor,
Der Greis entſchwebt, dem ſchönen Jüngling gleich,
In's Paradies empor, in's lichte Himmelreich.

Ein grüner Hügel birgt die morſche Hülle,
Und aus des Hains heil'ger Stille
Hallt noch manch' brünſtig Fleh'n empor.
Denn wo vereinſt das helle Hüttchen ſtand,
Strahlt jetzt ein Kirchlein, Himmelreich genannt.

Hörſt du der frommen Pilger Chor?
„Herr!" fleht die Schaar, „ſieh', deine Waller nahen,
Sieh', Vater! gnädiglich auf uns herab;
Birg unſern Leib in's kühle Grab,
Heb' unſern Geiſt empor, dein ſelig Reich zu ſahen!"

[1]) Siehe die Anmerkung zu der vorigen Legende.

Der Graf von Zimmern.

Dort oben, wo von Wald umgraut,
Die alte Burg hernieder ſchaut,
Wohnt einſt ein Wildgraf rauh und kühn,
Den wilden Zimm'rer hieß man ihn.

Der Jagden blut'ges Würgeſpiel,
Dem jungen Waidmann nur gefiel
Und wenn vom Schloß ſein Horn erklang,
War's Thieren d'raus und Menſchen bang.

Des Armen Feld, der Wittwen Gut
Blieb nicht verſchont von ſeiner Wuth.
Es ſtieg, verhöhnt von ſeinem Spott,
Manch ſchwerer Seufzer auf zu Gott.

Einſt zog er in des Morgens Grau
Zur Jagd hinaus in Strombergs Gau,
Da ſtellt ein Hirſch, ſchneeweiß von Haar,
Von fern ſich ſeinem Auge dar.

Und kaum, daß ihn der Graf erblickt,
Stürzt er, — den blanken Stahl gezückt, —
Ihm nach durch Feld, durch Sumpf und Dorn,
Ihn trieb die Wuth, sein Roß der Sporn.

Sieh da! in dunkler Wälder Nacht
Ein altes Schloß in goth'scher Pracht,
Von hohen Warten rings umschirmt,
Vor ihm hoch in die Luft sich thürmt.

Es öffnet knarrend sich das Thor
Von Eisen und es tritt hervor
Mit ernstem Schritt ein alter Mann
Und blickt aus hohlem Aug ihn an.

Ein Bart in krausen Wellen goß
Hinab sich in des Greisen Schooß,
Ein zottig Bärenfell umhüllt
Die Lenden schaurig ihm und wild.

Auf! brummt er, durch die Eisenthür,
Verwegner Waidmann! folge mir,
Und bebend folgt des Geistes Macht
Der Graf nun in den dunklen Schacht.

Durch langer Gänge nächtlich Grau'n
Führt ihn der Greis; Geſichter ſchau'n
Ihn grinſend an im bleichen Licht,
Das dämmernd durch die Ritzen bricht.

Sie wandeln Treppen auf und ab;
Doch endlich, von des Alten Stab
Berührt, eröffnet ſich ein Saal,
Erhellt von kargem Lampenſtrahl.

An hoher Tafelrund erſchaut
Der Graf zwölf Schöppen hier; — ihm graut,
Und auf der Tafel Mitte ſteht
Ein blank geſchliffnes Schwert erhöht.

Die Schöppen ſitzen ſtumm und bleich,
Geſpenſtern aus den Gräbern gleich,
Und hu! Ein Ritter wankt heran,
Sein blut'ges Urtheil zu empfah'n.

Er wirft vor ihnen gramgebeugt
Sich hin, ſein Jammer-Antlitz zeugt
Von Schuld; der Schöppen erſter winkt,
Und ſchnell ein Vorhang niederſinkt.

Den Zimm'rer mahnt der Greis und ſpricht:
Sieh hier der Geiſter Vehmgericht!
Nachts, mit der zwölften Stunde Schlag,
Erwacht der Rache blut'ger Tag.

Und kaum, daß er's geſagt, erſchallt
Ein Hifthorn durch den nahen Wald,
Und näher zieht ſich eine Jagd
Dem Schloß aus dichter Eichennacht.

Komm, ſprach der Greis, und laß uns geh'n,
Die ſelt'ne Jagd mit anzuſeh'n,
Bald tönt hinaus in Nacht und Sturm
Der zwölften Stunde Schlag vom Thurm.

Er tönt! Und auf umzäuntem Plan
Erſcheint auf's Neu der Rittersmann,
Und auf ihn ſpeit der Wald, o Graus!
Ein zahllos Heer von Thieren aus.

Sie hetzen ihn mit ſchnellem Lauf
Den Plan hinab, den Plan hinauf,
Sie hetzen ihn in wilder Haſt
Und gönnen ihm nicht Ruh, nicht Raſt.

Der Eber fletſcht auf ihn den Zahn,
Ihn fallt der Hirſch rachſüchtig an,
Dem Haſen ſelbſt erfüllt die Wuth
Die ſcheue Bruſt mit Löwen-Muth.

Es ſteigt Gevögel wild und kühn
Aus hoher Luft herab auf ihn,
Ihn neckt der Kautz, ihn zerr' der Weih,
Und immer wird das Schauſpiel neu.

Kennſt du den Ritter? frug der Greis
Den Grafen, dem das Blut zu Eis,
Ob dem, was er geſeh'n, gerann:
Er iſt dein Vater! Sieh ihn an!

Wie er vordem das Wild gehetzt,
So hetzt des Wildes Schaar ihn jetzt,
Und bis der Morgenſtern erwacht,
Erneut dies Spiel ſich jede Nacht.

Der Greis verſchwand; der Morgen graut,
Und wie der Graf nun um ſich ſchaut,
Verſunken war mit Jagd und Troß
Der Geiſter ſchreckenvolles Schloß.

Und neben ihm im Morgengold
Die Zaber ſtill vorüberrollt,
Sein Roß im Grünen weidend ſtand,
Nicht ohnfern an des Fluſſes Strand.

Raſch ſchwingt er ſich auf's treue Roß
Und fliegt auf ſeiner Heimath Schloß;
Welch Wunder! Aus des Strombergs Gau
Kehrt' er an Bart und Haaren grau!

Und lange ſtachelt noch der Schmerz
Des grauſen Anblick's ihm das Herz.
Oft jagt ihn auf in ſtiller Nacht
Des Vaters Bild in Leichentracht.

Von nun an ruhten Spieß und Wehr,
Von nun an ſcholl kein Hifthorn mehr,
Entlaſſen ward der Jäger Troß,
Und Ruhe herrſcht in Wald und Schloß [1]).

[1]) Die Ruinen der Burg Magenheim, oder wie ſie ehemals hieß Monheim (Mondheim) liegen im Zabergau, ganz in der Nähe des Michaelsberges, der ehemals wahrſcheinlich Mondberg hieß, denn ein römiſcher Kaiſer ſoll darauf einen dem Mond geheiligten Altar gefunden, und ein daſelbſt erbautes Caſtell Castellum lunae genannt haben. Die Geſchichte

der Burg, die der Lorscher Codex schon unter der Regierung Kaiser Ludwig des Frommen nennt, verliert sich ins graue Alterthum. Die von uns mitgetheilte Sage, welche sich im Jahre 1134 unter Lothar dem Zweiten begeben hat, wird erwähnt in Crusius ann. suev. dod. II. p. 361. 362; der vielformige Hinzelmann 111 — 120; Bräuner's Curiositäten 329—335; Grimm's deutsche Sagen II. 266 — 270. In den Erzählungen von dem, was Albrecht von Zimmern im Schlosse sah, weichen sie jedoch von unserem Dichter etwas ab. Nachdem nämlich Albrecht sein Pferd an einen Diener abgegeben und ihm Stillschweigen geboten war, trat Albrecht mit seinem Führer in das Schloß. Er ward in einen großen Saal geführt, wo ein Fürst mit den Seinigen zu Tische saß. Alle standen auf, und neigten sich ehrerbietig, gleich als wollten sie ihn willkommen heißen. Darauf setzten sie sich wieder, und thaten, als wenn sie äßen und tränken. Herr Albrecht blieb stehen, hielt sein Schwert in der Hand, und wollte es nicht von sich lassen; indessen betrachtete er das wunderköstliche, silberne Tafel-Geschirr, darin die Speisen auf- und abgetragen wurden, sammt den andern vorhandenen Gefäßen. Alles dieses geschah mit großem Stillschweigen; auch der Herr und seine Leute aßen für sich, und bekümmerten sich nicht um ihn. Nachdem er also lange gestanden, und alles angeschaut, erinnerte ihn der, welcher ihn hergeführt, daß er sich vor dem Herrn neigen, und dessen Leute grüßen solle; dann wolle er ihn wieder heraus geleiten. Als er es gethan, stand der Herr mit allen seinen Leuten wiederum höflich auf, und sie neigten gleichfalls ihre Häupter gegen ihn. Darauf ward Herr Albrecht von seinem Führer zu der Schloßpforte gebracht. Hier stellten diejenigen, welche bisher sein Pferd gehalten, ihm selbes wieder zu, legten ihm aber dabei Stillschweigen auf; worauf sie in's Schloß zurückkehrten. Nun gürtete Herr Albrecht sein Schwert wieder an, und ward von seinem Gefährten auf dem

vorigen Wege nach dem Stromberger Walde gebracht. Er fragte ihn, was das für ein Schloß, und wer deſſen Einwohner wären, die darin zur Tafel geſeſſen? Der Geiſt antwortete: „Der Herr, welchen du geſehen, iſt deines Vaters Bruder geweſen; ein gottesfürchtiger Mann, welcher vielmals wider die Ungläubigen gefochten. Ich aber und die andern, die du geſehen, waren bei Leibes Leben ſeine Diener, und müſſen nun unausſprechlich harte Pein leiden. Er hat bei Lebzeiten ſeine Unterthanen mit unbilligen Auflagen ſehr gedrückt, und das Geld zum Krieg gegen die Ungläubigen angewendet: wir andern aber haben ihm dazu Rath und Anſchläge gegeben, und werden jetzt ſolcher Ungerechtigkeit willen hart geſtraft. Dieſes iſt deiner Tugend wegen offenbart, damit du vor ſolchen und ähnlichen Dingen dich hüten und dein Leben beſſern mögeſt. Siehe, da iſt der Weg, welcher dich wiederum durch den Wald an deinen vorigen Ort bringen wird; doch kannſt du noch ein Mal zurückkehren, damit du ſieheſt, in was für Elend und Jammer ſich die vorige Glückſeligkeit verkehrt hat.“ Wie der Geiſt dieſes geſagt, war er verſchwunden. Herr Albrecht aber kehrte wieder zu dem Schloſſe zurück. Siehe, da war alles miteinander zu Feuer, Pech und Schwefel worden, davon ihm der Geruch entgegen qualmte; dabei hörte er ein jammervolles Schreien und Klagen, worüber er ſich ſo ſehr entſetzte, daß ihm die Haare zu Berge ſtunden. Darum wendete er ſchnell ſein Pferd um, und ritt des vorigen Weges wieder nach ſeiner Geſellſchaft zu.

Als er anlangte, kam er allen ſo verändert und verſtellet vor, daß ſie ihn faſt nicht erkannten. Denn ungeachtet er noch ein junger und friſcher Mann war, hatte ihn doch der Schrecken und die Beſtürzung zu einem eisgrauen umgeſtaltet; indem Haupthaar und Bart weiß wie der Schnee waren. Sie verwunderten ſich zwar darüber nicht wenig, aber noch mehr über die durch ſeine veränderte Geſtalt

beglaubigte Erzählung, so daß sie insgesammt traurig nach Hause umkehrten.

Der Freiherr von Simmern beschloß an dem Orte, wo sich das zugetragen, zur Ehre Gottes eine Kirche zu erbauen. Graf Erchinger von Magenheim, auf dessen Gebiet er lag, gab gern seine Einwilligung, und er und seine Gemahlin versprachen Rath und Hulfe, damit daselbst ein Frauenkloster aufgerichtet, und Gott stets gedienet wurde. Auch der Herzog Friedrich von Schwaben verhieß seinen Beistand zur Förderung des Baues, und hat verschiedene Zehnden und Einkunfte dazu verordnet.

Die 400 Pforzheimer bei Wimpfen [1]).

Aus einem größeren Gedichte

von

Carl Fernand.

I.

Der Unfall.

Gebeugt in seinem Muthe, den stieren Blick gesenkt,
Hat Tilly seine Seele auf zweierlei gelenkt:
Soll er den Kampf erneuern mit seiner ganzen Macht?
Soll er dem Feinde räumen das Feld in dieser Schlacht?

Noch wägt er ernſt und düſter den ſchwankenden Entſchluß,
Doch ſpornt ihn mehr zum Kampfe der innere Verdruß;
Da reitet, Rache dürſtend, Corduba vor ihn hin,
Er redet ſtolze Worte, die wirken raſch auf ihn.

„Was zauderſt du, o Feldherr, auf halbem Wege ſchon?
Gedenke deines Ruhmes, du großer Heldenſohn!
Es glanzt ja um ſo ſchöner der Sieg aus dieſem Streit,
So auch die Feinde kämpfen mit großer Tapferkeit.

„Noch ſtehet friſch und kräftig die Hälfte ſeiner Macht,
Die nur von Ferne ſchaute die grauſe Wuth der Schlacht;
Auch wieder zu erkämpfen, das ſey mir doch erlaubt,
Was Einem meiner Banner der kühne Feind geraubt.“

Wie ſich auf ſtillem Meere der Wirbelwind erhebt,
Und ſchnell die glatten Wellen zu wildem Kampf belebt;
So wirkt in Tilly's Seele Corduba's ſtolzes Wort,
Es reißt ihn vielgewaltig zu neuem Kampfe fort.

Indeſſen voll Vertrauen ſchaut Georg Friederich
Dem Feinde feſt entgegen, er hoffet inniglich,
Des Kampfes letztes Feuer und letzte Heftigkeit
Nicht minder zu beſiegen mit Muth und Tapferkeit.

Um mehr noch zu vereinen des mittlern Kerns Gewalt,
Laßt er die Reihen ziehen in andere Geſtalt,
Daß ſich dem Auge zeiget ein abgeſtumpfter Keil,
Und vornen dicht ſich ſchaaret der beſten Krieger Theil.

Die beiden Flügel aber, einander nicht mehr fern,
Die ſchließen ſich viel nahe an dieſen feſten Kern;
Doch bleibt auf beiden Seiten ein Zwiſchenraum noch frei
Beſtimmet für Geſchütze, die raſſelnd zieh'n herbei.

Noch reitet hin und wieder der edle Fürſt und Held,
Er glanzt ſo hehr, ſo bieder, ein Vater in dem Feld;
Es dringen ſeine Blicke den Kriegern in das Herz,
Es löſchet ſeine Güte auch ſelbſt der Wunden Schmerz.

Da tönt erſt dumpf herüber ein wild verworr'ner Schall,
Wie unterird'ſcher Fluthen verborg'ner Wiederhall;
Dann kömmt er immer näher, und brauſet heller her
Vom lauten Trommelſchlage, vom Klang der Eiſenwehr.

Mit auserwählten Kriegern rückt Tilly wieder an,
Er führt ſie zornesmuthig auf neuer Sturmesbahn;
Des Fußvolks rüſt'ge Maſſe, die friſch in Waffen prunkt,
Beſtürmt in raſchem Schritte den feſten Mittelpunkt.

Noch ehe ſich begegnen die Waffen in dem Streit,
Ertost von beiden Seiten mit groſser Heftigkeit
Der Donner der Geſchütze, ein ernſter Kriegeston,
Der Manchem fern ſchon kündet des Kampfes letzten Lohn.

Der neue Sturm beginnet, nun gilt es feſten Muth,
Die ſcharfen Waffen lechzen nach friſchem Lebensblut;
Es heben ſich die Kräfte, es flammet um ſo mehr
Zum letzten Kampf das Feuer ruhmreicher Heldenwehr.

Feſt, wie auf Felſengrunde die Mauerzinne ſteht,
Bleibt jener Keil der Krieger, wo Baden's Fahne weht;
Er kämpft ſo löwenmuthig, ſo tapfer in der Schlacht,
Da ward mit blut'gen Zügen manch ſchöne That vollbracht.

Bald wird dem edlen Fürſten der Sieg errungen ſeyn,
Bald werden ſeine Waffen im Abendſonnenſchein
Wie Siegesfeuer glänzen, und lauter Jubelton
Dem ſchönen Thal verkünden des Sieges hehren Lohn.

Ach nein! die heit're Sonne verdunkelt ihren Glanz,
Ein niedriger Verräther entreißt den Siegeskranz.
O, grauſenhaftes Schickſal, was hemmeſt du denn nicht
Die frevelhaften Hände dem ſchwarzen Böſewicht?

Dort ſtehet Bartholini, ein feiler Sündenknecht,
Ein Feind der deutſchen Treue, ein Feind dem heil'gen Recht;
Er haßt in ſeinem Innern, von böſer Rache voll,
Den gütigen Beſchützer, und heget bittern Groll.

Durch falſche Schmeichlerkünſte gewann er meiſterlich
Schon früherhin die Liebe von Georg Friederich;
Jedoch ein ſchwer Verbrechen, vom Fürſten ſelbſt entdeckt,
Hat durch gerechte Strafe die Rache ihm erweckt.

Zwar hatte ihm verziehen der Fürſt ſo hold und gut,
Er glaubte ſeiner Reue, er ſchätzte ſeinen Muth;
Und als er kampfentſchloſſen betrat die Kriegesbahn,
Vertraute die Geſchütze er ſeiner Führung an. —

Jetzt, denket Bartholini, jetzt iſt die Stunde voll,
Zu kühlen meine Rache, zu ſühnen meinen Groll;
Er führt die Pulverwagen noch in den Keil hinein,
Wo ſich nach hinten theilen der Krieger beide Reih'n.

Vielnahe an einander reiht er die Wagen dann,
Daß leicht das Feuer alle zumal erfaſſen kann.
Er heuchelt warmen Eifer, er ſpricht gar ränkevoll,
Daß, bald den Kampf zu enden, es ſo geſchehen ſoll.

Die Blicke aller Krieger ſind auf die Schlacht gewandt,
Da legt den Schwefelfaden er ſchnell mit böſer Hand
In einen Pulverwagen; vollbracht iſt ſeine That.
O niedriger Verräther! o ſchändlicher Verrath!

Er will ſich fliehend retten, doch ſtrauchelnd ſteht ſein Roß,
Er ſpornet es gewaltig, und ſeine Angſt wird groß.
So kommt des Himmels Rache und hält ein ſtreng Gericht:
Der eigne Frevel ſtürzet in's Grab den Böſewicht.

Die Pulverwagen fliegen jetzt auf mit Donnerſchlag
So gräßlich, wie die Stimme zu ſchildern nichts vermag:
Der Erde Pfeiler beben, und Feuerfluth durchzieht,
Von dichtem Qualm umgeben, der Lüfte weit Gebiet.

Zerſchmettert ſtürzt zu Boden der Krieger große Zahl,
Verſtümmelt und zerſchlagen, ſie traf der Feuerſtrahl;
Das Höllenwerk bezeichnet den Anblick grauſenhaft,
Und raubt dem tapfern Heere viel muth'ge Manneskraft.

Erſchüttert ſieh'n die Andern, vor Schrecken trüb und blaß,
Sie ſchauen der Zerſtörung gar großes Uebermaß;
Und Furcht erfaßt die Reihen, und tilget ihren Muth,
So wirkt mit arger Tücke des Frevels grelle Wuth.

Doch groß in ſeinem Geiſte, ein frommer Kriegesheld,
Traut Friedrich um ſo feſter dem Lenker dieſer Welt;
Wenn auch das Unglück ſtürmet auf ihn gewitterſchwer,
Schwingt ſich die Kraft nur höher, hebt ſich ſein Muth noch mehr.

Die Feinde, ſelbſt betroffen, ſteh'n ſtille nach dem Schlag,
Der fürchterlich ſie mahnte an eig'ne Niederlag'
In ihren Heeresreihen, bis ſchnell dem Auge ſich
Das Schreckensſchauſpiel zeiget bei Georg Friederich.

Und Tilly, hocherfreuet, legt ſich zu Gunſten aus,
Was ſeine Gegner füllet mit Schrecken und mit Graus;
Er führet ſeine Krieger zu friſchem Kampfe fort,
Er ruft mit lauter Stimme begeiſternd dieſes Wort:

„Auf! tapf're Kinder, ſtreitet, euch wird der Sieg gebracht,
Nur folget treu dem Winke der hohen Himmelsmacht;
Es kämpft für unſ're Waffen, dort ſehet glaubig hin!
Die heil'ge Jungfrau ſelber, des Himmels Königin."

Und dieſes Wort ergreifet die Krieger zauberhaft,
Erhebet ihren Eifer, verdoppelt ihre Kraft;
Sie ſtürzen löwengrimmig auf ihre Gegner los,
Ihr Feldgeſchrei erſchallet zum blitzenden Geſchoß.

Wie wenn der Sturm aus Norden die Wolke raſch durchzieht,
Und dieſe, weit zerriſſen, vor ſeinem Andrang flieht,
So weichet jetzt vor Tilly die ſonſt ſo muth'ge Schaar,
Die Helmſtett's Heldeneifer ſtets treu ergeben war.

Wie tobt der tapf're Helmſtett, wie wallt ſein edles Blut,
Wie ruft er ſeinen Kriegern im höchſten Zornesmuth:
„Ha! wollt ihr feige fliehen? fort! in den Feind hinein!
Wollt ihr die Pflicht verletzen ſo ſchändlich, ſo gemein?“

Und auf der andern Seite ermahnt zum tapfern Streit
Der Wild- und Rheingraf Otto, ſein Ruf erſchallet weit;
Er reißt dem Fahnenträger die Fahne aus der Hand,
Er bietet heldenmüthig dem Feinde Widerſtand.

Vergebens aber leuchtet das Vorbild ihnen vor,
Vergebens hebt die Fahne der Rheingraf hoch empor;
Die Reihen ſind zerriſſen, die Flucht wird allgemein,
Nur noch ein kleines Häuflein will treu der Fahne ſeyn.

Da kommt mit ſeinen Rittern der edle Fürſt und Held,
Er reitet durch die Trümmer auf blutgetränktem Feld;
Er ruft zurück die Krieger von ihrer ſchnellen Flucht,
Er mahnt, er droht, er bittet, er läßt nichts unverſucht.

Doch ob auch viele kehren von ihrer Flucht zurück,
Die Hoffnung bleibt verschwunden auf neues Siegesglück;
Die Feinde stürmen weiter mit immer gröſ'rer Wuth,
Kein Damm vermag zu hemmen mehr ihre wilde Fluth.

Schon dringen and're Schaaren von beiden Seiten her,
Sie nehmen die Geschütze nach tapf'rer Gegenwehr,
Und wenden ihre Schlünde auf Georg Friederich,
Wo er mit seinen Treuen noch kämpfet ritterlich.

Ein Unglück folgt dem andern, ein Schlag dem andern Schlag,
Hat sich einmal verdunkelt des Glückes heitrer Tag;
So weichet auch, zerstreuet, der feindlichen Gewalt
Des Fürsten linker Flügel nach kurzem Gegenhalt.

Von Helfenstein Herr Froben führt dort die Feinde an,
Ein Landvolk in dem Wasgau, ein kriegesmuth'ger Mann;
Er folgt im Sturmeslaufe dem flücht'gen Haufen nach,
Und wer nicht flieht, erlieget, befreit von aller Schmach.

Er wendet sich zur Linken, wohin die Straße zieht,
Die sich zum Ziel erküret, wer seinen Anblick flieht;
Dort stellt sich seinem Auge ein schneller Wechsel dar,
Dort wird er brav empfangen, dort steht die weiße Schaar.

Der Hauptmann Deimling rufet mit hochbeherztem Muth:
„Nun gilt's, ihr tapfern Brüder, nicht schonet euer Blut.
Erweiset unserm Fürsten mit treuer starker Hand,
Daß wir zu kämpfen wissen für Gott und Vaterland.“

Traun! solche Worte heben der Bürger hohe Lust,
Daß sie vielmuthig bieten dem Feind die treue Brust;
Wie haben sie die Waffen so ritterlich geführt,
Wie hat der Feind die Schläge so kräftiglich verspürt.

Indessen zieht der Markgraf vor Tilly's Uebermacht
Mit wenigen Getreuen bald aus der Mittelschlacht;
Er muß dem Strome weichen, der gegen ihn sich neigt,
Der trotz dem höchsten Muthe die Kräfte übersteigt.

Er eilt mit seinen Tapfern zum rechten Flügel hin,
Der Rheingraf trägt die Fahne voraus als Führerin;
Dort zeigt sich noch dem Hoffen des Kampfes schön'rer Lohn,
Dort kämpft mit Muthesfeuer des Fürsten edler Sohn.

Cordoba hatte grimmig den Angriff dort gewagt,
Doch fand er seine Gegner vielstark und unverzagt;
Er konnte nicht durchbrechen das dichtgeschloss'ne Glied,
Wo nicht die kleinste Lücke die Partisanen schied.

Raſch wendet jetzt hinüber auch Tilly ſeine Macht,
Ihm ſtrahlet ſchon entgegen der Sieg in voller Pracht;
Er ſtürzt mit ſtolzem Muthe auf ſeine Gegner los,
Die von der linken Seite dem Angriff ſtehen bloß.

Kaum ſieht Corduba nahen das bayriſche Panier,
Fühlt er ſein Herz durchdrungen von gröſ'rer Kampfbegier;
Er will mit Tilly theilen des Sieges theuren Kauf,
Er dringet ein zum Kampfe im ſtrengſten Sturmeslauf.

Noch lange ſteht entſchloſſen des Fürſten kleines Heer,
Es bietet beiden Feinden ruhmreiche Gegenwehr;
Der Fürſt ſo hehr und tapfer, ein Vorbild in der Schlacht,
Hat wundervolle Thaten des Heldenruhms vollbracht.

Verheerend aber ſendet das feindliche Geſchütz
Auf ſeine tapfern Krieger den todesſchwangern Blitz,
O Wehe! denn ſie haben nichts von Geſchützen mehr,
Das Feuer zu erwidern; wie leiden ſie ſo ſehr!

Vergebens iſt des Kriegers ſo tapfrer Widerſtand,
Er fühlet zu gewaltig des Schickſals ſchwere Hand;
Gelichtet ſind die Reihen, der Feind dringt reißend ein,
Verſchwunden iſt dem Fürſten der Hoffnung letzter Schein.

Noch zaudert er zu weichen, der hehre Fürſt und Held,
Er ſträubet ſich, zu räumen dem Feind das blut'ge Feld,
Er hatte ja ſein höchſtes dem Kampfe anvertraut,
Des Landes Glück und Ruhe auf dieſe Schlacht gebaut.

Doch wenn auf allen Spuren des Unglücks Allgewalt
Sich immer näher dränget in drohender Geſtalt,
Da mahnet auch den Helden der Klugheit inn'rer Drang,
Zu retten noch das Letzte vor allem Untergang.

So bitten jetzt den Fürſten die treuen Ritter all,
Die ſchützend ihn umgeben, ein feſter Männerwall,
Dem harten Loos zu weichen, und ſchnell zu retten ſich;
Wie ſchmerzlich ſind die Worte für Georg Friederich.

Selbſt Markgraf Karl, der tapf're, der vielgeliebte Sohn,
Er bittet ſeinen Vater in tief bewegtem Ton,
Es möchte ihm gefallen, für ihn und für ſein Land
Mit Sorgfalt zu erhalten die liebe Vaterhand.

Drauf ſchaut der hehre Markgraf im Kreiſe um ſich her,
Was ſeine Blicke ſprechen, zu ſchildern iſt zu ſchwer;
Er hebet an die Stimme: „Was Gott beſchloſſen hier,
Ich will es ſtille tragen; nun, Kinder, folget mir.“

Er reitet ſtracks hinüber, wo vor der weißen Schaar,
Der Wagenburg nicht ferne, der Feind gewichen war;
Von Helfenſtein Herr Froben fiel ſelbſt verwundet hin,
Und ſah nach hartem Kampfe die Seinen muthlos flieh'n.

Auch mit den tapfern Bürgern vereinte Karl von Stein
Die Seinen, neuermuthigt, und ſtürmte wieder ein;
Er ſchalt mit ſcharfen Worten der Krieger feige Flucht,
Er ſchwang dem Feind entgegen des Schwertes ſtarke Wucht.

Da kommt der hehre Markgraf, er iſt ſo ſehr betrübt,
Es ruht die Hand, die heute ſo Herrliches geübt,
Es ſenken ſich die Blicke, denn übergroßer Schmerz
Ergreifet viel gewaltig ſein heldenmüth'ges Herz.

Schon brauſet immer lauter der Feinde Jubelſchall,
Schon dringen immer näher die Feinde überall;
Vor allen aber ſtürzen Corduba's Schaaren her,
Doch bietet Herzog Bernhard noch tapfre Gegenwehr.

Da reitet Hauptmann Deimling zu Georg Friederich,
Und redet dieſe Worte ſo treu und inniglich:
„O gnädigſter Herr Markgraf, o gönnet unſ'rer Schaar,
Daß wir den Rückzug decken vor jeglicher Gefahr.

Wir wollen treulich halten den Schwur von unſ'rer Hand,
Als gute Bürger ſtreiten für Gott und Vaterland;
O rettet, was noch ſchnelle gerettet werden kann,
Wir bilden eine Mauer dem Feinde Mann für Mann."

Gerührt ob ſolcher Treue, ſpricht Georg Friederich:
„Ich dank euch, tapf're Bürger, ich weiß, ihr liebet mich:
Nur eine kleine Weile erfüllet euer Wort,
Und ſchützet dieſe Straße und jene Brücke dort.

Und du, mein bied'rer Hauptmann, reich mir die treue Hand,
Die du mit Muth und Liebe geweiht dem Vaterland.
O, hätte ich erreichet das heiß erſehnte Ziel,
Um meinem Land zu geben der Siegesfreuden viel!"

Und Deimling reicht ſo freudig die Hand dem Fürſten dar,
Er wird auch eine Thräne in ſeinem Aug' gewahr;
Wie fühlt er ſich ergriffen von zauberiſcher Macht,
Das kühne Wort zu halten treu bis zur Todesnacht.

Dann wendet ſchnell von hinnen ſich Georg Friederich,
Er ſammelt ſeine Krieger, die Fliehenden, um ſich;
Und was noch aus dem Lager gerettet werden kann,
Das führt von dannen Schönau, der kluge Feldhauptmann.

Den Zug beſchließen endlich der tapf're Karl von Stein,
Deß Lob ſich nicht verringert, ein muth'ger Mann zu ſeyn,
Und Weimar's Herzog Bernhard, der Recke hochbeherzt,
Den nicht die äuß're Wunde, den nur die inn're ſchmerzt.

Und auf dem Fuße folget ein Theil der ſpan'ſchen Macht,
Geführet von Corduba, der ſtolz den Feind verlacht;
Doch halt? es geht nicht weiter, wie ſträubet ſich ſein Haar,
Als ihn im Siegestaumel empfangt die weiße Schaar.

Dort drüben an der Brücke, worunter ſchäumend fließt
Das Böllinger Gewäſſer, das brauſend ſich ergießt,
Blickt noch einmal herüber des Landes edler Hort,
Er trennet ſich mit Trauern vom blut'gen Kampfesort.

Mit ſchwermutvollem Herzen zieht Georg Friederich
Die Heeresſtraße weiter, er ſchauet ernſt in ſich;
Es ſchweben düſt're Bilder vor ſeinem Geiſtesblick,
Des Landes Noth und Jammer, des Krieges hart Geſchick.

Doch reich wird ihm belohnet ſein hehrer Edelmuth,
Ihm ſtrahlt ein Denkmal herrlich aus jener Kampfesgluth;
Im großen Zeitenbuche, da glänzt ſein wahrer Ruhm,
Der wenig Fürſten glänzet im ganzen Heldenthum.

Vierhundert treue Bürger, gepriesen jederzeit,
Sie haben sich aus Liebe dem Heldentod geweiht,
Aus Liebe zu dem Fürsten, da strahlt des Ruhmes Licht
Noch für die fernsten Zeiten, sein Glanz erlöschet nicht.

II.

Todeskampf der 400 Pforzheimer.

Der Hauptmann ward ergriffen so tief und wunderbar,
Als er der letzten Worte des Fürsten Zeuge war;
Er schwur in seinem Herzen, von treuer Liebe voll,
Daß keine Macht der Feinde den Muth erlöschen soll.

Er trat vor seine Bürger, und hob die Stimme an:
„Was ehrenfeste Männer mit Freuden stets gethan,
Laßt uns entschlossen kämpfen, und halten festen Stand
Für unsern guten Fürsten, für unser Vaterland.“

Die biedern Burger fuhlen erhobte Heldenkraft,
Sie fassen um so fester den Hellebarden Schaft,
Sie zielen um so schärfer mit ihrem Feuerrohr,
Wo aus den hintern Reihen die Schutzen schauen vor.

Sie ſteh'n nicht lange müßig, ſchon naht ein Reiterſchwarm,
Corduba an der Spitze hebt hoch den ſtraffen Arm,
Er folgt dem Herzog Bernhard ſo ſtürmiſch hinten drein,
Als müßte dieſer Tapf're wohl ſeine Beute ſeyn.

Schnell öffnen ſich die Reihen der muth'gen Bürgerſchaar,
Bis Weimar's edler Herzog hindurch gekommen war,
Bis auch der letzte Ritter in Sicherheit ſich fand,
Dann ſchließen ſich die Reihen zum raſchen Widerſtand.

Gleichwie vom Felſenſtrande die Brandung rückwärts prallt,
Und weit im Fluthenſtöhnen die hohle See noch hallt;
So prallt zurück Corduba, und neuer Waffenſchall
Erbrauſt vom Eiſenklange, ertost vom Büchſenknall.

Er ſelber ſinket nieder, ſein Zelter ſtürzet hin,
Schon zielen Hellebarden die Spitze gegen ihn;
Da kämpfen ſeine Reiter viel muth'ger für den Herrn,
Und führen ihn gerettet vom Kampfgetümmel fern.

Und bald entflieht zerſtreuet Corduba's Reiterſchwarm,
Weil nimmer vorwärts treibet des Feldherrn tapfrer Arm.
Da ſtehet hoch im Bügel, und ſchauet ringsumher
Der muth'ge Bürgerhauptmann, der Feinde drohend Heer.

Schon rücket Tilly ſelber, auf vollen Sieg bedacht,
Der Straße immer näher mit großer Heeresmacht;
Schon dringen andre Schaaren in's öde Lager ein,
Die könnten bald im Rücken der Brücke Meiſter ſeyn.

Kein Zaudern darf vereiteln, wozu die weiße Schaar
Mit treuer Lieb im Herzen ſo feſt entſchloſſen war.
Der Hauptmann ruft ſo heiter, als wär' es nur ein Spiel:
„Wohlan! ihr lieben Bürger, folgt jetzt zum letzten Ziel!“

Und wo die feſte Straße die Wagenburg durchzieht,
Wo hie und da noch mancher zerſtreute Krieger flieht,
Dort führet er ſo haſtig, die Eile dränget ihn,
Die tapfern Bürger alle zur hohen Brücke hin.

Schnell ordnet Hauptmann Deimling die treue Bürgerſchaar,
Nicht einer unter allen erzittert vor Gefahr;
Den Raum der Brücke nehmen die braven Schützen ein,
Und dicht von vornen ſtarren der Hellebarden Reih'n.

Inmitten vor den Erſten ſteht jetzt der muth'ge Mann,
Daß jeder von den Bürgern ſein Wort vernehmen kann;
D'rauf hebt er an die Rede in feierlichem Ton,
Doch kurz iſt ſeine Rede, die Feinde drängen ſchon:

„Als wir dem Ruf gefolget aus unſ'rer Vaterſtadt,
Als uns die Kriegsdrommete zum Kampf erwecket hat,
Da ſchwuren wir ſo feurig, wie uns die Pflicht gebot,
Dem guten, lieben Fürſten die Treue bis zum Tod.

Nun gilt es, liebe Bürger, zu halten dieſes Wort,
Mit unſerm treuen Blute zu ſchützen dieſen Ort.
Will Einer uns verlaſſen, der trete jetzt heraus,
Und ziehe ſonder Fährde von uns hinweg nach Haus."

Er hält ein wenig ſtille, kein Fuß beweget ſich,
Sie drangen ſich nur feſter zuſammen brüderlich;
Und wieder redet Deimling: „Seht dort der Feinde Macht,
Sie nah't von allen Seiten, und winkt zur Todesſchlacht.

Wohlan! wir wollen ſtreiten mit wahrer Heldenluſt,
Dem trotz'gen Feinde bieten die treue Bürgerbruſt.
Wenn auch die letzte Stunde, ihr Brüder, jetzt erſcheint,
Wir bleiben treu im Leben und feſt im Tod vereint."

„Im Leben und im Tode" — ſo ruft die weiße Schaar,
Die ihrem edlen Fürſten ſo treu ergeben war.
Hei! ſelbſt die Lüfte zittern vor ſolchem großen Wort,
Und tragen es wie Geiſter in hoh're Raume fort.

Da kommt ein Herold nahe, von Tilly abgeſandt,
Der iſt in ſtolzen Mienen und Worten viel gewandt:
„Graf Tilly laßt euch mahnen: ihr möget unverweilt
Dem Sieger euch ergeben, der Gnade euch ertheilt.“

„Genug“ — entgegnet Deimling — „geh nur zu deinem Herrn,
Und ſage ihm, wir kämpfen für unſern Fürſten gern;
Wir wollen keine Gnade, die uns mit Feſſeln droht,
Die unſerm lieben Fürſten noch bringet gröſs're Noth.“

Mit Hohngelächter kehret der Herold wieder um,
Sein Sinn kann nicht erfaſſen ſo großes Heldenthum.
Wie aber raſet Tilly, als er das Wort vernimmt,
Er ſchreitet raſch zum Sturme, in Zorneswuth ergrimmt:

„Ha! dieſes Kriegerhäuflein will hemmen meinen Fuß?
Will noch dem Sieger trotzen, dem Alles weichen muß?
Auf! werfet es zu Boden, ſo iſt der Wille mein,
Die Brücke muß erſtürmet, ſie muß gewonnen ſeyn.“

Viel anders redet Deimling in frommem Heldenſinn,
Er lenket ſeine Bürger auf höheren Gewinn:
Begebet eure Seele in Gottes Vaterhuld,
Der gnädig ſeinem Kinde verzeiht des Lebens Schuld.

Und liegen wir im Tode, dem wir geweihet ſind,
Iſt er der rechte Helfer, er ſorgt für Weib und Kind;
Als feſte Burg beſchützet er jedes fromme Herz,
Er trocknet alle Thränen, er lindert allen Schmerz." —

Er ſteiget dann vom Pferde, hat ſeiner nicht mehr Noth,
Da er zum Feſte ziehet im ew'gen Morgenroth.
Er ſtellt ſich in die Reihe, ſein Heldenſchwert gezückt,
Der Feind iſt vielgewaltig zum Brückenſturm gerückt.

Zwei volle Banner brauſen in ſchnellem Flug heran,
Vom Roſſehuf erzittert des Erdreichs feſter Plan.
Die Stunde hat geſchlagen, ſchnell wird der Sieg vollbracht,
So hat in ſtolzem Sinne Graf Tilly es gedacht.

Wohl würde nicht getäuſchet, worauf er ſicher zählt,
Wenn feile Söldner ſtritten, zum letzten Kampf erwählt;
Doch Wunder ſoll er ſchauen, die nimmer er geglaubt,
Ihm wird vom Siegesruhme ein ſchöner Theil geraubt.

Denn feſt im Sturmestoſen, gleich Säulen von Granit,
Steh'n jene wackern Bürger, ſie weichen keinen Schritt,
Sie ſtreiten ſtolz und muthig, wie Helden Mann für Mann,
Die nur vom großen Kampfe der Tod entbinden kann.

Herr Eberhard, ein Ritter, genannt von Rappoltſtein,
Der dringt mit neuen Schaaren ſtracks auf die Brücke ein,
Er will in ſchnellem Sturme eröffnen ihre Bahn,
Er ſpornt die Seinen heftig zum friſchen Angriff an.

Schon hatte er geſprenget der Bürger erſte Reih'n,
Wie ſauſen ſeine Waffen, die blut'gen Tod verleih'n,
Doch ſtets mit gleichem Muthe beſteht die weiße Schaar
Den Rieſenkampf, und achtet nicht Hitze, nicht Gefahr.

Die Schützen ſpielen nimmer ihr ſcharfes Todtenlied,
Das manchen ſchon von Ferne entraffte aus dem Glied,
Die Kugeln ſind verſchoſſen, ſie greifen nach dem Schwert,
Sie wollen kämpfend ſterben, der lieben Brüder werth.

Und Tilly ſieht nicht ferne, ſein Auge ſchauet jetzt,
Was in die ſchönſten Zeiten der Reckenſchaft verſetzt;
Ein hohes Staunen ſänftigt den aufgeregten Zorn,
Der Heldenmuth entkräftet des Grimmes ſcharfen Dorn.

Er läßt vom Kampfe blaſen, verſuchet noch einmal,
Die Letzten doch zu retten vom kalten Todesſtrahl;
Er bietet zu dem Leben noch ſelbſt die Freiheit an
Nie hat dem tapfern Feinde ein Sieger mehr gethan.

Die Schwerter ruhen wieder, und Deimling ſchaut umher,
Auf ſeine Waffenbrüder, er zählt kaum achtzig mehr;
Die andern liegen ſtille auf ihrem Ehrenfeld,
Sie zahlten mit dem Leben ein ſchönes Löſegeld.

Da hebet er zum Himmel den frohen Blick empor,
Aus ſeinem Herzen quillet der reinſte Dank hervor:
„Du guter Gott! du ſtärkeſt mit Kraft die ſchwache Hand,
Die wir ſo treu geweihet dem theuern Vaterland!

Ihr Bürger! feſt entſchloſſen noch eine kurze Zeit
Laßt uns die Brücke halten, zum letzten Kampf bereit;
Wir folgen unſern Brüdern, vereint zur ew'gen Ruh'
Ein Grabeshügel decke die treuen Bürger zu."

Nun kommt der Herold wieder, und kündigt alſo an:
„Graf Tilly euch gewähret zum Abzug freie Bahn,
Nur möget ihr verlaſſen die Brücke alſofort,
Und euch von hinnen wenden nach einem fernen Ort."

Und ihm entgegnet Deimling: „Dein Wort iſt dankenswerth,
Nur können wir nicht leiſten, was Tilly ſonſt begehrt;
Denn nur die Brücke ſelber iſt unſres Kampfes Preis
Die keiner wird verlaſſen aus unſerm kleinen Kreis."

Kaum war das Wort gesprochen, begrüßt ein schlimmer Schall
Von zweien Halbkartbaunen den festen Männerwall;
Dann sprengen frische Schaaren von starker Reiterei,
In Reih' und Glied geschlossen, zum letzten Sturm herbei.

Der Feind muß viel entgelten des Kampfes letzte Wuth,
Manch Opfer färbt den Boden mit frischem Lebensblut;
Da mag manch Blümlein sprießen, mag steh'n in vollem Saft,
Genährt auf üpp'ge Weise von edler Menschenkraft.

Allmählich aber neiget zum Ende sich die Schlacht,
Die weiße Schaar erlieget der großen Uebermacht;
Nur wenig Männer heben noch ihre tapf're Hand,
Und streiten unverdrossen am vordern Brückenrand.

Es fällt der Fahnenträger, ihn traf ein scharfes Schwert,
Er hat sich wohl gebettet ein Lager ruhmeswerth;
Da faßt der muth'ge Deimling und schwingt in freier Luft
Die Fahne, welche Alle zur Todesfeier ruft.

Mit letzter Kraft erhebet er jetzt die treue Hand,
Sein letzter Ruf ertönet: „Für Gott und Vaterland."
Er stürzet auf die Feinde, er führt den harten Stahl,
So muthig, so gewaltig; erreicht ist seine Wahl: —

Zerhauen und zerbrochen iſt ſeine Waffenzier,
Und Todeswunden ſtillen die edle Kampfbegier,
Er ſinket auf die Kniee, hält noch die Fahne feſt,
Und ſieht mit Wonne ſterben der Bürger kleinen Reſt.

Schon droht ein Schwert zu ſpalten ſein mattes Heldenhaupt,
Als ſchnell ein „Halt“ das Eiſen der Schwungeskraft beraubt;
Graf Tilly ruft es ſelber, er ſchaut den kühnen Mann,
Der auch in ſeinen Augen viel großen Ruhm gewann.

„Steh' auf, du tapf'rer Degen und wandle frei umher,
Ich achte deine Treue und deine Heldenwehr.
Was hat dich ſo ergriffen und deine Brüder hier,
Daß ihr ſo brav geſtritten? woher entſtammet ihr?“

Und Deimling hebt erſchöpfet die matten Blicke auf,
Er fühlt das Ende nahen von ſeinem Lebenslauf:
„Mein Stündlein hat geſchlagen, ein höh'res Leben winkt,
Wo nimmer unſ're Fahne dem Feind zu Füßen ſinkt.

Wir waren ſchlichte Bürger und unſerm Fürſten treu,
Wir trugen unſ're Liebe zum Tode ſonder Scheu;
In Pforzheim ward geſchlungen um uns der Liebe Band.
Gott ſchütze unſern Fürſten und unſer Vaterland!“

So hatte er gesprochen, er legt die Fahne hin,
Die dunkeln Todesschatten umschließen plötzlich ihn;
Er sinkt auf seine Fahne, entschwunden ist sein Geist.
O stolze Fahne Badens, die solche Treue preist!

[1]) Diese zwei Balladen sind aus einem größeren Gedicht genommen, betitelt: „die Schlacht bei Wimpfen"; ein vaterländisches Heldenlied von Carl Fernand, evangelisch-protestantischem Pfarrer in Egringen (Carlsruhe 1838, Verlag des Artistischen Instituts).

Was das Historische zu diesem Gedichte betrifft, so bemerkt der Verfasser darüber Folgendes: „Aus vielen und auch beinahe gleichzeitigen Urkunden geht hervor, daß die Schlacht bei Wimpfen am 6. Mai 1622 (nach andern wegen der Verschiedenheit des alten und neuen Kalenders ungefähr am 26. April) geliefert worden, welche für den heldenmüthigen Markgrafen Georg Friederich einen unglücklichen Ausgang gehabt. Zwar wird von der Aufopferung der 400 Pforzheimer nichts Bestimmtes erwähnt, doch findet sich im Theatrum europaeum eine Andeutung, welche in dieser Beziehung von großer Wichtigkeit ist. Es wird daselbst von dem weißen Regimente erzählt, daß es bis auf den letzten Mann sich gewehret, hätte auch wohl die victoriam erlangt, wenn nur die Reiter Stand gehalten hätten. – Auch die spanischen Offiziere behaupteten, wenn sie im Anfange ihrer Ankunft solchen ernstlichen Widerstand gefunden, hätten sie so weit in Deutschland ihren Fuß nicht setzen können. Aus diesen geschichtlichen Behauptungen geht wenigstens so viel hervor, daß ein ausgezeichneter Heldenkampf bei einem Theile des Fußvolks stattgefunden. — Auch wird in einer lateinischen Urkunde (welche J. Ch. Sachs im 4. Theile seiner badischen Geschichte anführt), einer besonderen Begebenheit Erwähnung gethan, welche auf

die Explosion der Pulverwagen hindeutet, und von den Feinden als eine himmlische Erscheinung und zu ihren Gunsten ausgelegt wurde.

Was endlich den Kampfplatz selbst betrifft, so wird dieser in Crusius schwäbischer Chronik ausdrücklich auf die Gemarkung des Fleckens Obereisisheim verlegt.

So vieles und noch mehreres Andere wird durch geschichtliche Urkunden begründet.

Dazu kommt nun die mündliche Ueberlieferung von dem Heldentode der 400 Pforzheimer Bürger, welche mit ihrem edlen Fursten in's Feld gezogen, und sämmtlich für dessen Rettung sich aufgeopfert. Diese Tradition wurde in Pforzheim, als an dem Orte, wo sie die hochste Bedeutung hatte, von Familie zu Familie aufbewahrt, bis sie endlich in der lezten Halfte des verflossenen Jahrhunderts an's Licht hervorgezogen wurde. —"

Der jezt regierende Großher;og von Baden ließ den gefallenen Helden ein schönes Denkmal in der Kirche zu Pforzheim sezen. Adolph Bube, Eduard Brauer (in Pforzheim) Heinrich Schulz (in Carlsruhe) und viele andere lieferten poetische Bearbeitungen dieser Schlacht.

Der Herausgeber braucht sich wohl nicht zu entschuldigen dieser achtdeutschen That Oeimlings und seiner 400 Mitburger, die in jeder Weise mit dem Heldentode des Leonidas und seiner Schaar bei Termopylä rivalisiren kann, einen größern Raum gewidmet zu haben, als es sonst die Grenzen dieses Bandes erlauben wurden. Freilich Leonidas und seine Helden kämpften fur ihr Vaterland, die Pforzheimer nur speziell fur ihren Fursten; aber mir scheint die That deßhalb um so größer, denn was wurde nicht ein Volk fur sich und sein Vaterland thun, das solcher Aufopferung für seinen Herrscher fähig ist. O, ihr Fursten, was könntet ihr aus eurem Volke machen,

das ihr ſo oft mit Füßen getreten. Und wir deutſches Volk, was könnten wir für ein Volk ſeyn, wenn wir ernſtlich wollten:

„Kein ſel'ger Tod iſt in der Welt,
Als wer vor'm Feind' erſchlagen,
Auf grüner Haid' im freien Feld
Darf nicht hör'n groß Wehklagen,
Im engen Bett, da Ein'r allein
Muß an den Todesreihen,
Hie aber find't er Geſellſchaft fein,
Fall'n mit, wie Kräuter im Mayen.
Ich ſag' ohn' Spott,
Kein ſelig'r Tod
Iſt in der Welt,
Als ſo man fällt,
Auf grüner Haid,
Ohn' Klag und Leid!
Mit Trommeln Klang
Und Pfeiffen G'ſang
Wird man begraben,
Davon thut haben
Unſterblichen Ruhm.
Mancher Held fromm,
Hat zugeſetzt Leib und Blute
Dem Vaterland zu gute."

Die Waſſernixe im See bei Wimpfen.

von

Heinrich Wenzel.

1.

Sieglinde, ach, Sieglinde,
Was ſtarrſt Du in den See?
Was ſchreiſt Du in die Winde
Für ein entſetzlich Weh?

„Die Nixen aus den Wogen,
Sie haben mit ſüßem Mund
Meinen Knaben hinabgezogen
In ihren kühlen Grund.

„Nun ſteh' ich hier und ſchreie,
Bis daß mein Sohn mich hört,
Und ſtarr hinab und ſchreie,
Bis daß er wiederkehrt."

2.

Der Knabe liegt wohl kühle
In dem kryſtallnen Haus;
Die Nixen in ſüßem Spiele
Sie tanzen ein und aus.

Es ruht auf ſchaukelndem Pfühle
Ein wunderſchönes Weib;
Die Locken in ſüßem Spiele
Sie tanzen um ihren Leib.

Ihr Buſen ſinkt und ſteiget,
Wie eine Lilie rein,
Wenn ſie dem Wind ſich neiget
Im dämmernden Mondenſchein.

„Komm her, Du ſchöner Knabe,
Komm in die Arme mein,
Und was ich bin und habe,
Das iſt nun Alles Dein!“

Sie ſchlang um ihn die Locken
Und drückt' ihn an die Bruſt,
Die Wände, wie tauſend Glocken,
Sie tönten in wilder Luſt.

Sie küßt' ihm das warme Leben
Wohl fort von ſeinem Mund,
Da ging ein tief Erdbeben
Wohl durch des Sees Grund!

3.

„Nun ſprich, mein ſüßes Leben,
Dem ich gehör' als Weib,
Was ſoll ich Dir nun geben
Für holden Zeitvertreib.

„Woll'n durch die klaren Wellen
Wir reiten auf ſchupp'gem Roß,
Zu jagen die Goldforellen
Im blau kryſtallnen Schloß?

„Willſt irren Du und wallen
Im dunkelrothen Wald
Von zackigen Korallen
Mit Perlen mannigfalt?

„Willſt Du tief unten ſchauen
Der Nixen Ringeltanz,
Willſt goldne Schlöſſer bauen
In Regenbogen Glanz?“

„„Laß reiten uns durch die Wellen
Auf ſchnellem Schuppenroß,
Zu jagen die Goldforellen
Im blau kryſtallnen Schloß.

„„Dann laß die Muſik erſchallen
Voll unnennbarer Luſt!
Dann laß in den grünen Hallen
Mich ruh'n an Deiner Bruſt!““

4.

„Was horchſt Du ſo, mein Leben,
Was blickeſt Du ſo bang?“ —
„„Ich höre wohl mit Beben
Seltſamen Ton und Klang.““

„Das iſt des Windes Wehen,
Der oben den See beſtreicht.“ —
„„Nicht iſt's des Windes Wehen,
Das hier herunter reicht.““

„Horch, wie in ſüßen Tönen
Die Luft erzitternd klingt.“ —
„„Ich hör' der Mutter Stöhnen,
Das mir in's Herze dringt!““

„So könnteſt Du mich fliehen,
Mein Leben und mein Glück?“ —
„„Hinweg und laß mich ziehen;
Zur Mutter muß ich zurück!““

Das Meerweib ſah mit Trauern
Ihn lange, lange an,
Bis daß in Schmerzensſchauern
Ihr ſüßes Bild zerrann.

Der Knabe ſank darnieder
In tauſendfachem Weh;
Der Mutter gab ihn wieder
Der ſanft bewegte See.

5.

„Mein Sohn, was blickſt Du ſo traurig
Stets in den See hinein?"
„„Ach, Mutter, wie kühl und ſchaurig
Mags jetzt da drunten ſeyn?""

„Mein Sohn, willſt Du nicht wallen
Mit mir in den grünen Wald?"
„„Ich ging wohl zwiſchen Korallen
Mit Perlen mannigfalt!""

„Mein Sohn, willſt Du nicht lauſchen
Der Mädchen Rundgeſang?"
„„Ach Mutter, ich hörte rauſchen
Viel wundervollen Klang!""

„Und willſt Du nimmer küſſen
Ein Weib, ſo lieb und traut?“ —
„„Ach Mutter, ich durfte küſſen
Die allerſchönſte Braut!““

„Was willſt Du dann erwerben,
Was Deinem Sinn gefällt?“ —
„„Nichts will ich mehr, als ſterben
Auf dieſer ſchwülen Welt!““

6.

In bleichem Mondenſcheine
Da ging mit ſeinem Weh
Der Knabe wohl alleine
Hinunter an den See.

Wie brachen da die Wellen
In ſchweren Klagen ſich!
Wie weinten da die Quellen
So heiß und bitterlich!

Da legt er ſich danieder
Wohl in die Blumen tief,
Und horcht auf die Schmerzenslieder,
Bis daß er ſtill entſchlief.

Wohl mocht' ihn dort umweben
Im Tode seine Braut;
Rings sah man die Blumen stehen
Von Thranen reich bethaut*).

*) In der badischen Wochenschrift, Jahrg. 1807 S. 303 wird diese schöne Sage folgendermaßen erzählt:

„Zu Wimpfen ist ein See auf einem Berge, wovon folgende Sage erzählt wird.

Ein Knabe sah einmal auf dem See drei weiße Schwanen, er nahm ein Brett und fuhr ihnen nach. Als er eine Strecke weit vom Ufer entfernt war, schlug das unsichere Fahrzeug um, und der Knabe sank unter. Er wußte nicht wie ihm geschah, denn er sah sich in einem prächtigen Schlosse, vor ihm stunden drei wunderschöne Jungfrauen. Wie kamst Du hierher? sprachen sie zu dem Knaben. Ich wollte drei weiße Schwanen betrachten, entgegnete er, und ich weiß nicht, wie es mir weiter gegangen ist. Willst Du bei uns bleiben, sprach eine der Jungfrauen, so sey uns willkommen, doch darfst Du, sobald Du einmal drei Tage hier verweilteſt, nie wieder in Deine Heimath zurückkehren, denn Du würdest alsdann Dich nicht mehr an die obere Luft gewöhnen können, und sterben müssen. Der Knabe willigte fröhlich ein. Doch nach Jahresfrist fühlte er eine unwiderstehliche Sehnsucht nach seiner Heimath, er wurde krank und härmte sich zuletzt ab. Die Jungfrauen fragten ihn oft, was ihm fehle, allein er sagte ihnen nie den wahren Grund seiner Traurigkeit. Einmal war er in tiefes Nachsinnen verfallen, da trat eine häßliche alte Frau zu ihm hin, und sprach: Wenn Du mir gelobest mich zu heirathen, so führe ich Dich in Deine Heimath zurück. Nein, sprach der Knabe, lieber will ich sterben, ohne meine Heimath wieder zu sehen, als meine Gebieterinnen zu hintergehen und mich zu betrügen. Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, da

ſtanden die drei Schweſtern im Glanze ihrer Schönheit vor ihm. Weil Du ſo redlich biſt, ſprachen ſie, ſo magſt Du denn wiederkehren zu den Deinigen. Als er am folgenden Morgen erwachte, ſaß er am Ufer des See's, er erzählte ſeine Geſchichte, allein Niemand glaubte ſie ihm. Gern wäre er nun wieder zurückgekehrt zu den drei ſchönen Jungfrauen, denn ſie waren ihm unvergeßlich. Er hatte keine Ruhe, keinen Frieden, bekam das Heimweh nach dem unbekannten Gefilde, in welches er verſetzt geweſen war, ſo heftig, daß er nach wenigen Tagen ſtarb."

Im Munde des Volkes hat ſich noch ein ſehr ſchönes Lied, welches dieſe, noch aus heidniſch-deutſchem Volksglauben entſprungene Sage beſingt, erhalten; es verdient, da es noch wenig bekannt iſt, hier mitgetheilt zu werden:

„Dort eben auf dem Berge
Da iſt ein ſchwarzer See,
Und auf dem See da ſchwimmet
Ein Röslein, weiß wie Schnee.

Es kommt ein Hirtenknabe
Mit einem Haſelſtab:
Das Röslein muß ich haben,
Das Röslein brech ich ab!

Er zieht es mit dem Stabe
Wohl an den Binſenrand,
Doch aus dem Waſſer hebet
Sich eine weiße Hand.

Sie zieht das Röslein nieder
Tief in den dunklen Grund:
„Komm, lieber Knab', ich mache
Dir viel Geheimes kund.

„Im See, am Boden wurzelt
Das Röslein, das Du liebst,
Da will will ich Dir es brechen,
Wenn Du Dich mir ergiebst."

Den Knaben faßt ein Grauen,
Er eilt hinweg vom See,
Doch immer iſt ſein Sinnen
Das Röslein, weiß wie Schnee.

Er irret durch die Berge,
Der Gram das Herz ihm frißt,
Und Niemand weiß zu ſagen,
Wo er geblieben iſt."

Dieſe Sage, ſo wie die vom See bei Neuenkirchen und bei Erfenbach mitgetheilten ſind wohl aus ein und derſelben Quelle entſtanden; welchem Orte ſie jedoch urſprünglich angehören, habe ich nicht erfahren können.

Der Weißdorn

im Kreuzgewölbe der Stiftskirche zu Wimpfen im Thal.

Von

Oſtertag.

„Ich habe geglaubt an deinen Eid,
„Nun willſt du verlaſſen mich arme Maid!

„Dir hab' ich gelassen mich ganz und gar,
„Bis der Kranz in den Locken zerrissen war;

„Es spielt der Wind mit dem letzten Blatt,
„Nun bist du des Spiels mit dem Herzen satt;

„Mit dem letzten Röslein spielet der Wind,
„Und mein Herz sich krümmet; darunter dein Kind!"

Und der Schäfer den Stab in die Erde stößt:
„„Du lügst, nicht hab' ich dein Mieder gelöst,

„„Nie hab' ich getrunken an deinem Mund,
„„Geschlossen mit dir keinen Liebesbund,

„„Beim Stabe, der bleiben wird blätterlos,
„„Sey's geschworen: Frei bin ich von deinem Schooß!""

Und die Dirne verläßt er, sie stehet allein,
Am Stabe wühlten sich Thränen ein;

Und Monde verstreichen: Hat Gott sich erbarmt?
Das Mark in dem Stabe ist wieder erwarmt!

Bald spielt mit den Blättern des Stabes der Wind,
Und im Schatten spielt das verlassene Kind.

Längſt hat befreit die Mutter von Noth
Und des Schäfers Kind der barmherzige Tod,

Doch heute noch lispelt von ihrer Qual
Der Weißdorn im Kreuzgang von Wimpfen im Thal [1]).

[1]) „In dem vom Kreuzgang umſchloſſenen Kirchhofe" — ſagt Kaufmann in ſeiner Neckarfahrt pag. 16. — „ſteht ein ſchon grunender Weißdornbaum, der durch eine in dieſer Gegend männiglich bekannte Sage berühmt geworden iſt. Ein junger Hirte, der die Tochter des Stiftsmeßners verführt hatte, leugnete es ab, der Vater ihres Kindes zu ſeyn. Als nun einſt ſein Beichtiger bei dem hl. Sakramente ihn beſchworen hatte zu bekennen, da lief der Verführer trotzig vom Beichtſtuhle weg, und als der Beichtiger ihm folgte bis hinaus auf den freien Platz, wo eben viel Volk verſammelt war, und nicht abließ mit Zureden und freundlichen Bitten, da vermaß der Böſewicht ſich hoch mit fürchterlichem Schwur, ſtieß ſeinen Stab in die Erde, und rief: „So möge dieſer Dorn Wurzel faſſen und grüne Blätter treiben, wo ich das Mädchen je gekannt habe!" Kaum hatte er die frevelnden Worte geredet, als der Blitz ihn erſchlug; der Stab aber — welch Wunder — fing an zu grünen und ward mit der Zeit zu dem ſtattlichen Baume, wie er noch jetzt zu ſehen iſt, allen Mädchenverführern zum warnenden Exempel."

Dem Herausgeber dieſes wurde jedoch in Wimpfen behauptet, kein Hirte, ſondern ein Stiftsherr aus dem Kloſter ſey der Verführer geweſen; „Auch", ſetzte der Erzähler hinzu, wurde niemals ein Schäfer es gewagt haben, ſo frevelhaft den Zorn Gottes auf ſich herabzurufen!"

Das Lied vom Hornberg,

von

J. K. D. P. Reimold.

Hier wohnte Götz![1]) Auf! ſingts im frohen Kreiſe,
Der edle deutſche Mann,
Der ſeiner Zeit des Heldenſinnes Preiſe
Zu Haufen abgewann.

Hier ſchlug es ihm für Recht und ſchlichte Sitte
In freier Bruſt empor;
Hier lieh der Held des Unterdrückten Bitte,
Der Wahrheit auch ſein Ohr.

Hier zog er ſiegreich aus mit ſeinem Herzen
Und ſeiner Eiſenhand;
Hier war ein Freund, — der ſtand in Luſt und Schmerzen,
Gleich dieſer Felſenwand.

Hier war's, wo ſeine kühnen Löwen ruhten
Zu neuem Siegesgang;
Hier wälzte ſich mit unſers Neckars Fluten
Triumpf und Hochgeſang.

Hier war's, wo Götz in ringsumstürmten Tagen
Sich und die Treuen wog,
Dann aus der Nacht, drin schwache Seelen zogen,
Auf, wie der Falke, flog.

Hier trank der Knecht, der an des Führer's Seite
Das Schwert erklingen ließ;
Hier hob den Feind die Großmuth und die Freude
Tief aus dem Burgverlies.

So laßt denn hoch den goldnen Becher wandeln,
Gefüllt mit Neckarwein!
Es gilt, wie Götz als Biedermann zu handeln,
Und treu und wahr zu seyn.

Gleich ihm der Welt die große Schuld zu zahlen
Der alten Redlichkeit;
In Stürmen fest zu stehn, wie in den Strahlen
Der sanften Frühlingszeit.

Es gilt, ein unvergänglich Mahl den Ahnen
Im Herzen zu erbaun.
Es gilt, es gilt, der Vorwelt erste Manen
In Herrlichkeit zu schaun.

Nichts ſoll den Glanz, in dem ſie leuchten, mindern;
Erlöſchen ſoll er nie.
Und glühend ruf' der Vater ſeinen Kindern;
Schaut hin, und ſeyd wie ſie!

[1]) Im Jahre 1516 kaufte Götz von Berlichingen die Burg Hornberg von dem Ritter Conz Schott von Schottenſtein.

Die Glocke von Wunnenſtein,

von

Guſtav Schwab.

Es ſteigt ein ſchöner Hügel,
Er ſteht voll Wald und Wein,
Dort weht der Lüfte Flügel
So kühlend und ſo rein.
Er trägt umſonſt von Wonne
Den alten Namen nicht,
Es glänzt ſein Haupt voll Sonne
Bis ſpät zum Abendlicht.

Und wenn ihr ſtehet droben
Und ſeht die goldne Flur,
Wenn es euch drangt zu loben
Die herrliche Natur;
Wollt ihr im Lied euch laben,
Durch drei der Lande hallt's:
Durch Franken und durch Schwaben
Und in die blaue Pfalz.

Wohl lauſchte heilgen Klangen
Die graue Vorzeit ſchon:
Eine Glocke ſah man hangen,
Die gab ſo hellen Ton.
Sie glanzte goldig im Blauen,
Wenn ſie geſchwungen ward,
Von frommen Kloſterfrauen
Geſchenk von ſeltner Art.

Wenn man ſie hörte nieden
Im Dorf und nahen Thal,
Da legten ſich im Frieden
Die Menſchen nach dem Mahl.
Sie ſchliefen bei dem Klange,
Nach heißem Sommertag,
Und ihnen war nicht bange
Vor Blitz und Wetterſchlag.

In ihrem Erz da lebte
So ſegenvolle Macht,
Als wenn ein Herz drin bebte
Laut ſchlug' auf hoher Wacht.
Wenn die Gewitter dräuten,
Hört man aus hohem Sitz
Sie durch die Donner läuten,
Und ſah ſie glüh'n im Blitz.

Und auf die fromme Stimme
Horchte aller Wolken Schaar,
Daß ſie in ſcheuem Grimme
Zerſtoben wunderbar.
Da fuhren links die Wetter
Zum Alpgebirge bald,
Und rechts ab mit Geſchmetter
Zum fernen Odenwald.

Und weh den ſchönen Fluren,
Durch die ſie zogen hin,
Wo auf die grauſen Spuren
Die Morgenſonne ſchien!
Doch an des Berges Fuße
Das Dörflein ſicher lag,
Da ſchaute mit heiterm Gruße
Herein der junge Tag.

Die dichten Blumenlauben
Kein Blattlein war gekrankt,
Die Pfirſchen hatte, die Trauben
Ein ſuſſer Thau getrankt,
Es wogten froh die Aehren,
Und wie vom Regen die Flur,
So glanzte von Freudezähren
Der Menſchen Antlitz nur.

Da ſah mit ſtillem Neide
Heilbronn die reiche Stadt,
Daß ſolche Wetterſcheide
Das arme Dörflein hat.
Es muß ſie wohl gelüſten,
Der Klang tönt gar ſo hold;
Wozu liegt in den Kiſten
Das Silber und das Gold?

Des Schatzes Augen lauern
Mit tückiſch rothem Schein;
Sie bieten ihn den Bauern,
Er lacht aus off'nem Schrein,
Sie ſind bereit zu legen
Ihr Gold den Weg entlang,
Sobald der Glocke Segen
Von ihrem Thurme klang.

Bald hat die ſchwachen Herzen
Der eitle Glanz bethört:
„Es läßt ſich ja verſchmerzen,
Daß man ſie nicht mehr hört!
Was kann ein Erz, das blinde?
Hell blickt des Goldes Strahl!
Auch haben wir Berg' und Winde,
Die ſchützen unſer Thal!“ —

Und unter dumpfem Dröhnen
Die Glocke ſteigt vom Thurm,
Es tönt wie banges Stöhnen,
Zerriß'ner Klang im Sturm.
Auf einen ſtolzen Wagen
Lad't ſie das Landvolk auf;
Er kann die Wucht kaum tragen,
Oft ſtockt der Roſſe Lauf.

Und wie ſie langſam führten
Durch's Thal den Trauerzug,
Die Wind' und Wolken ſich rührten,
Sich ſenkte der Vögel Flug;
Und brütend lag die Hitze
Auf Feld und Wald ringsum,
Es leckten ſcheue Blitze
Den Boden bleich und ſtumm.

Und als ſie vor den Thoren
Abluden ihren Hort,
Da ſprach in ihren Ohren
Der Donner ein zornig Wort;
Und als man hub die Glocken
Mit Eile den Thurm hinan,
Sie kam hinauf nicht trocken,
Zu trauſen es begann.

Jetzt iſt es Zeit zu lauten;
Der Thürmer faßt den Strang.
Doch wehe, was will's bedeuten?
Die Glocke gibt keinen Klang!
Da draußen aber ſtürmet
Der Hagel und zuckt der Blitz,
Und Wolk auf Wolke thürmet
Des Himmels finſt'rer Sitz.

Wie bang ſie horchen Alle,
Zum Glockenthurm empor,
Nicht tönt von ander'm Schalle
Denn ſchwerem Donner das Ohr.
Es winkt des Himmels Feuern
Das glühende Metall,
Und Hauſer und volle Scheuern
Ergreift der Flammen Schwall.

Die Felder ſind zerſchlagen,
Die Bäume ſind zerſchellt,
Von Beten und von Klagen
Erſchallen Stadt und Feld:
„Die Luft läßt nicht vom Sturme,
Der Himmel hängt voll Nacht,
Seit wir nach unſ'rem Thurme
Den ſtummen Fluch gebracht!“

So löſen ſie mit Zittern
Die Glock' im hohen Haus,
Da hallt von den Gewittern
Der Donner mächtig aus.
Mit Macht und Müh' gehoben,
Steigt ſie zum Wagen empor;
Der blaue Himmel droben
Thut auf das ſchwarze Thor.

Zwölf ſtarke Roſſe ziehen
Am Wagen ſchnaubend fort;
Doch fehlt die Kraft den Knieen,
Sie kommen kaum vom Ort;
Eilt, eilet, ſeyd nicht trage,
Fort mit dem ſchlimmen Gaſt! —
Doch auf dem halben Wege
Erliegen ſie der Laſt.

Es hatten groß Betrüben
Die Bürger bei dem Zug;
Da kommt vom Dorfe drüben
Ein Bäuerlein am Pflug.
Wie der die Glock erblicket,
So weint er wie ein Kind,
Hat ſchnell ſich angeſchicket,
Löſ't ſeine Thier' geſchwind.

Er ſpannt ſie vor den Wagen
Und ſchickt die Roſſe fort,
Die Bürger ſteh'n und zagen —
Denn auf ſein Schmeichelwort
Ermannen ſich die Thiere,
Sie ziehen rüſtig, leicht,
Am Dorfe ſind die Thiere
Bevor der Tag erbleicht.

O, herzliches Willkommen
Mit Liedern und Gebet!
Wie, aller Angſt entnommen,
Das Dörflein auferſteht!
Denn auf den Knie'n gelegen
War es in Wettersnacht,
Weil draußen ſtand ſein Segen
Verwaiſ't und unbewacht.

Es ſtand der Berg im Flimmern
Des letzten Sonnenſtrahls,
Und wieder ſah man ſchimmern
Die Wächterin des Thals;
Und als des Abends Dunkel
Verhüllend niederſank,
Ertönt' im Sterngefunkel
Von ſelbſt der fromme Klang [1]).

[1]) Ueber die Entſtehung dieſer Glocke berichtet die Sage: Zur Zeit der Kreuzzüge griff auch der Ritter Stein von Wunnenſtein zum Schwert und zog in's heilige Land. Als die Kreuzfahrer nach vielen Mühen und Kämpfen ſo weit vorgedrungen waren, daß ſie die Zinnen von Jeruſalem vor ſich ſahen, da fielen ſie auf ihre Knie und baten Gott um Sieg in dem harten Kampfe, der ihnen noch bevorſtand; unſer Ritter Stein that das fromme Gelübde, eine Kirche auf ſeiner Burg zu erbauen, wofern ſie Jeruſalem erobern, und er ſeinen heimathlichen Boden wiederſehen würde.

Der Kampf begann und die Fahnen der Kreuzfahrer wehten bald auf den Zinnen Jeruſalems. Nach Jahren kehrte auch Ritter Stein auf ſeine Burg zurück, und erbaute, ſeinem Verſprechen getreu, eine Kirche, die dem heil. Michael geweiht wurde. Eine geweihte Glocke von ungeheurer Größe hing auf dem Thurm, die jedes Ungewitter von der Gemarkung Wunnenſtein's verſcheuchte. Das Weitere erzählt das Gedicht.

Karl der Große und der Siebenrohr-Brunnen.

Kein Volkslied.

I.

Horch! ſchrilles Jagdhornrufen
Dringt laut zum Himmel auf;
Das Wild, verfolgt von Rüden,
Entflieht in ſchnellem Lauf.

Der Kaiſer hoch zu Roſſe,
Den Schranzen all voran,
Folgt einem flinken Hirſche
Ohn' Raſt zum fernen Tann.

Durch Schluchten, über Berge
Folgt er der blutgen Spur,
Erſchöpfet endlich ſtürzet
Das Thier auf grüner Flur.

Der Kaiſer ſteigt vom Roſſe
Erfreut ob ſeinem Fang.
Es rufet die Genoſſen
Des Hüfthorns heller Klang.

In bergumgränztem Thale,
Auf einem kühlen Plan,
Springt ſprudelnd eine Quelle
Hinmurmelnd ihre Bahn.

Da lagern ſich die Müden
Zum frohen Mittagsſchmaus;
Die dichtbelaubte Eiche
Wölbt drüber ſich zum Haus.

Ermüdet von dem Ritte
Der Kaiſer ſinkt in's Gras,
Und trinkt in durſtigen Zügen
Vom ſtrahlendhellen Naß.

Zu Weine wird das Waſſer,
Das Hüfthorn zum Pokal.
Nur Eines ſtört die Freude
Des Kaiſers bei dem Mahl:

Am Springquell ſteht geweihet
Dem Odin ein Altar,
Dort bringen Alemannen
Noch ihre Opfer dar.

Das macht' ihm große Sorgen:
Der alte deutsche Gott
Der hasset ja die Knechte,
Will Freiheit oder Tod.

Doch Christi Priester lehren:
„Laßt ab vom ird'schen Reich,
Wir Priester und der Kaiser,
Wir sorgen schon für euch!

„Laßt uns die Herrscherſorgen,
Thut Buße und seyd gut,
Zum Heile eurer Seelen,
Gebt uns nur Hab und Gut.

„Dann geht ihr ein zum Himmel
Entblößt vom ird'schen Tand,
Dort kommt ihr zu den Schafen,
Zu Gottes rechter Hand!"

Drum lobt, zum Wohl der Heiden,
Zu Christi Preis und Ehr,
Der Kaiser hier zu bauen
Ein Münster hoch und hehr.

II.

Die Thäler und die Auen
Von Blüthen ſind beſchneit,
Es prangen weit die Gauen,
In grünem Frühlingskleid.

Der Wolken dichte Fülle
Durchbricht der Sonne Strahl
Und malt mit roſigen Farben
Feld, Wälder, Berg und Thal.

Das iſt ein Treiben und Schaffen
Ringsum im grünen Wald:
Zum hellen Sang der Vögel
Der Aexte Klang erſchallt.

Und ſieh! der Hain wird lichter,
Und wo der Altar ſtand,
Da ſchaut ein heilig Münſter
Mit Pracht weit in das Land.

Die deutſchen Götter ſtürzten,
Es ſiegt der Chriſten Gott;
Vergeſſen ſind die Alten,
Vergeſſen — doch nicht todt!

Ein leiſes Rauſchen ſtöhnet
Noch aus des Altars Grund,
Dort ſitzen ſie gebannet,
Die Götter noch zur Stund.

Doch wenn dem deutſchen Reiche
Gefahren drohn und Nacht,
Da wächſt das leiſe Rauſchen
Zu grauſer Stürme Macht.

Und naht dereinſt dem Reiche
Der erſte Freiheitstag,
Dann werden die alten Götter
Von ihrem Schlummer wach.

Sie brechen ihre Bande,
Und wandeln frei einher,
Thor ſchwinget ſeinen Hammer
Und Odin hoch den Speer.

Sie ſchmettern die Tyrannen
Tief in des Abgrund's Schooß,
Und frei wird nochmals Deutſchland
Frei, einig, ſtark und groß [1])!

*) Wie dieſes Gedicht, lautet urſprünglich die Sage. Sie hatte aber das Schickſal, wie faſt alle deutſche Götterſagen, wir erinnern nur an die Sage von Friedrich Rothbart im Kiffhäuſer, von Karl im Untersberg und Oſenberg, vom Ritter Rodenſtein u. ſ. w., ſämmtlich Sagen von Odin, an deſſen Stelle ſpäter die chriſtlichen Helden geſetzt wurden — von chriſtlichen Prieſtern verſtummelt zu werden. Von der in dieſer Sage beſungenen Quelle hat Heilbronn ſeinen Namen. Ob es nun fruher Heilbronnen, Heiligbronnen oder Heldbrunnen geheißen, wollen wir nicht entſcheiden.

Das Grab der letzten Dynaſten von Hirſchhorn

in der St. Kilianskirche zu Heilbronn,

von

E. Schuler.

I.

Zwietracht.

1600.

Zu Heidelberg am Schloſſe, das jugendlich noch ſtand,
Verſehrt nicht von der Menſchen und nicht von Gottes Hand,
Da lachten alle Zinnen mit abendlichem Roth,
Als könnt' es nimmer trauern, als ſtürb' es keinen Tod.

Und drinnen in den Hallen ging eine laute Luſt,
Die Becher ſtrömten über, die Herzen aus der Bruſt;
Jed' Aug' ſah in die Lüfte und fand ein golden Schloß,
Drin bei der ſchönſten Jungfrau ein ew'ger Frühling floß.

Der Pfälzer Churfürſt Friedrich mit ſeiner Liebſten hold
Saß oben an der Tafel mit vollen Bechers Gold.
Von Lüneburg der Herzog, Johann von Brandenburg,
Von Heſſen Landgraf Moriz und Philipp von der Murg;

Die ſaßen zwiſchen Frauen, wie zwiſchen Blumenlicht
Sich Dunkelgrün der Blatter mit goldnem Thaue flicht.
Bei einem ſüßen Fräulein, die ſchönſte Blum' im Kranz,
Saß mild Friedrich von Hirſchhorn und ſtolz der Junker Hans.

Von Handſchuchsheim der Junker wohl noch ein Knabe war,
Drum trug er auch ſo trutzig um's Kinn das krauſe Haar;
Er drohte ferne Thaten, die er einmal noch thät',
Ging aus geträumten Schlachten, wie man als Sieger geht.

Drum fordert er auch Ehre von jedem Frauenbild,
Als hätte tauſend Wunden ſein träumeriſcher Schild;
Drum flammten eiferſüchtig die Aeuglein ihm aus Brau'n,
Daß ſeiner künft'gen Thaten nicht achteten die Frau'n.

Der Erbtruchseß *) von Hirschhorn, der frommen Mutter Sohn,
Pflegt' in beſcheid'nem Herzen getreu der Religion;
Doch wie des Thales Früchte zum wilden Forſte mild,
So ſtieg zum wilden Muthe des Jünglings lieblich Bild:

Denn auf der Heimath Bergen bezähmt er manches Roß,
In Forſten ſank manch' Wildſchwein von ſeinem Jagdgeſchoß;
Er ſchlug mit Neckar's Stürmen, mit Blitzen eine Schlacht,
Ihn mochte nur bezwingen der Schöpfung ſtille Pracht.

So wuchs er wie die Eiche in lachender Natur,
Das weiche Haar umwallte ſein kräftig Antlitz nur;
Drum liebte manche Jungfrau ihn ſehnſuchtsvollen Traums,
Möcht' ſchmücken ihre Locken mit Blättern dieſes Baums.

---

*) Das Erbtruchſeßamt (Truchſeß, dapifer, gleich Seneſchall, der die Oberaufſicht über Küche und Oeconomie der kaiſerl. Hofhaltung führte und bei dem feierlichen Gaſtmahle, welches der Krönung des deutſchen Kaiſers folgte, vier ſilberne Schuſſeln mit Rindfleiſch auf die Tafel zu ſetzen hatte; — von Trug, das Eſſen) war am deutſchen Kaiſerhofe eine der höchſten erblichen Wurden des Reichs, gehörte ſeit frühester Zeit zu Bayern, 1356—1623 dem Churfürſten von der Pfalz, und von da bis zur Auflöſung des deutſchen Reichs faſt ununterbrochen zu Bayern.

Drum wandte Hildegarde zu ihm ihr Angeſicht;
Drum aus des Junkers Seele des Zorns Gedanke bricht:
„Mein gnädig Fraulein, drehet Euch ganz zum Hirſchhorn um,
Das Hälschen, fürcht' ich, wachſe Euch ſonſt gar häßlich krumm."

Blaß bebet Hildegarde, wie an der Gluth die Roſ',
Und kehrt die ſchönen Augen hernieder auf den Schoos.
Doch Friederich der Truchſeß, ein flammend Augenpaar,
Wie wenn der Blitz in Söller herabgefahren war:

„„Herr Junker! — feiger Knabe, was ſchimpfeſt Du ſo kühn?
Die Jungfrau macht die Galle dir im Geſichte glühn'!
Bei Gott! hör ich — und räche nicht — Unglimpf deutſcher Frau'n,
So werd' aus deinem Schlunde die Zunge nicht gehau'n!""

„Sieh da, der ſanfte Koſer, wie wird er ritterlich,
So ſüße bei den Frauen, den Männern bitterlich!
Wie ſeinen Rindern will er die Zungen aus uns hau'n,
Verſtehet umzugehen mit Rindern und mit Frau'n" —

„„Herr Churfürſt, weiſet gnädig den frechen Hohn zu Recht,
Erlaubet meinem Degen, jetzt trifft er mir nicht ſchlecht!""

— Noch webte ſanft die Freude in der Verſammlung Kreis,
Wie ſanfte Lüftchen wehen im Blüthenwald des Mai's:

Da aus der Zwietracht Wolke fuhr lichter Blitze Loh',
Daß aus dem Kreis die Freude mit ihrem Witze floh.
Da ward es plötzlich ſtille, wie in Gewittern ſtill,
Und horchte man zum Donner, was ſeine Stimme will.

Doch jene ſtürmen eilig ſelbander aus dem Saal,
Die Mitternacht erwartend im ſchönen Neckarthal;
Denn ernſt verwies der Churfürſt des Zornes freveln Streit
Und dieſes Streites Schlichtung zur eignen Tapferkeit. —

II.

Fluch der Mutter.

Des Mitternachts im Markte liegt Hans von Handſchuchsheim;
Er lieget wol im Blute; die Mutter ſchläft daheim;
Er lieget wol ſo friedlich, wie in dem letzten Schlaf;
Der Truchſeß mit dem Degen ihn durch die Lunge traf.

Jetzt iſt aus ſeinem Buſen der laute Haß geflohn;
Die Mutter ſchläft zu Hauſe; im Blut der einz'ge Sohn.
Er lachelt wie ein Kindlein, als wär' er ohne Fehl';
Der Liebe Weſen lernet jetzt kennen ſeine Seel'.

Sie tragen über'n Neckar ihn ſtumm nach Handſchuchsheim,
Den einz'gen Sohn der Wittwe; die Mutter ſchläft daheim.
Sie tragen ihn zum Schloſſe, ſie pochen an der Thür',
Da tritt mit einer Lampe vom Schlaf die Mutter für.

Da ſieht ſie auf die Leiche und ſiehet ſtarr ſie an,
Und bleibet lange ſtehen und ſiehet ſtarr ſie an.
Jetzt ſtellen ſie ihn nieder, ſie ſtürzt auf ihn herab,
Ihr wird ſo leicht im Wahnſinn, wie bei dem Sohn im Grab.

Jetzt wacht ſie auf ſo bleiche, wie bleich der einz'ge Sohn,
Und will ſich aufwärts raffen, wie aller Welt zum Hohn.
„Wer hat dies Blut vergoſſen, vergoſſen wer dies Blut?"
So ruſet ſie im Hohne und lächelt in der Wuth.

Und „„Friederich von Hirſchhorn!"" durchmurrt der Träger Chor. —
„Der Friederich von Hirſchhorn!" ruft ſie entſetzlich vor.
„Der Friederich von Hirſchhorn! — Gibt es noch einen Fluch,
„Den noch die ganze Erde ſeit Ewigkeit nicht trug?

„Der Friederich von Hirſchhorn! Gott müſſ' ihm nie verzeihn,
„Gott müſſ' ihm nie verzeihen, ihm nie barmherzig ſein!
„Der Friederich von Hirſchhorn! Ich ſchwöre dir's, mein Kind,
„Die Rache ſoll die Seele ihm ſtreuen in den Wind!

„Der Friederich von Hirſchhorn, der einzige Dynaſt,
„Soll nimmer auf der Erde gehaben Ruh' und Raſt!
„Und wie mit dir, mein Leben, des Vaters Stamm erliſcht,
„Sei auch der Name Hirſchhorn im Lebensbuch verwiſcht!"

Sie hören Alle ſchaudernd der Mutter grauſen Fluch,
Als müßt' auch Hanſens Leichnam aufſchrecken aus dem Tuch.
Sein Antlitz lächelt ruhig, als wollt' es ſagen laut:
„Doch vor dem Gott im Himmel die Seele nimmer graut!"

III.

Unheil.

Der Pfälzer Churfürſt baute die Friedrichsburg am Rhein
Und zog im heitern Mannheim in ſeine Burg hinein.
Sein Seneſchall *), der Hirſchhorn, begleitet ihn ſo gern;
Zu Heidelberg vom Markte möcht' er wohl noch ſo fern.

Ach, wo an allen Enden hätt eine Seele Raſt,
Auf die ein mahnend Antlitz erglänzt mit blut'gem Glaſt!
Die Burg der Heimath ſcheuchet ſie, wie ein Burgverließ,
Ihr iſt verſperrt auf Erden das traute Paradies.

Da will der Truchſeß gründen ein neues Heimathland,
Um Urſula von Helmſtadt ſchlingt er der Ehe Band;
Das Alte will er tilgen und ſich die Welt erneu'n,
Glückſeliger Erinn'rung hat er ſich nicht zu freu'n.

Doch düſterte ſein Leben, ausliſcht des Irrlichts Schein,
Es lag die ſchöne Freyin bald todt in ihrem Schrein.
Es zogen ſchwarze Nächte ſich um ſein einſam Herz;
Kein Sternlein wollt' ihm leuchten in dieſem neuen Schmerz.

---

*) Seneſchall, vom altgermaniſchen Sente, d. i. Heerde, Vieh (noch erhalten in Senne, Viehhütte) und Schalk, Knecht, ſo v. w. Aufſeher über das Hausweſen, und an Höfen namentlich (wo dem, der die Tafel beſorgte, auch die Sorge für die Heerden oblag) ſo v. w. Hofmarſchall (Truchſeß, dapifer.) —

Er war der letzte Hirschhorn, kein Söhnlein tröstet' ihn;
Am Neckar zu den Burgen zog er nur traurig hin.
Nicht hört' er wol der Mutter Fluch in der Mitternacht,
Doch über seinem Haupte der Fluch der Mutter wacht.

Und Corduba und Tilly verwüsteten die Pfalz,
Die Heidelberger Thürme versanken tiefen Falls;
Und jene zogen blutig wol aus der Wimpf'ner Schlacht,
Drum sank auf ihrem Wege wol auch der Schlösser Pracht.

Die Schwerter der Barbaren die hieben Felsen durch,
Mit Thürmen stürzten Wälle von mancher stolzen Burg,
Im Flusse lag die Neuburg, das hohe Lindenberg,
Und Thurm und Schieferhaube nur blieb auf Zwingenberg.

Ach, auch dein Schloß der Jugend, o Hirschhorn, sah so kahl,
Als ob sie wollten nehmen dir Alles auf einmal.
Die Fenster sahen trübe, der Himmel Gottes drein,
Du, Truchseß, siehst so trübe, mußt gottverlassen seyn!

Es starben alle Freunde dir in der welschen Schlacht,
Du kämpftest, um zu sterben, hast's nicht zum Tod gebracht:
Du standest in der Mitte der mörderischen Pest
Und klammertest am Tode dich ungemordet fest!

IV.

Caſimir.

Die Liebe reichte tröſtend noch einmal ihm die Hand,
Warf einen Freudenſchleier um ſein verheertes Land.
So rufet aus den Trümmern des ganzen ganzen Glücks
Gott immer einen Engel, der heilet zarten Blicks.

Am Buſen ſeiner Agnes wollt' ruhn der Seneſchall,
Sein Herz hat ſo gelitten, vergaß der Schulden all;
Er hat ſie all geſühnet; er gab ja Alles hin;
Es muß ihm Gott verzeihen, will er zur Liebe flieh'n.

Und eines Morgens reicht ſie ihm einen Sohn ans Herz,
Agnes von Helmſtadt weinet vor Freud' in ihrem Schmerz;
Er hebet ihn gen Himmel und opfert ihn dem Herrn
Und weinet Freudenthränen, möcht' rufen nah' und fern:

„Es hat ſich Gott erbarmet, Er iſt mir wieder hold,
Er hat mir den gegeben, genommen Land und Gold!"
Er hebet ihn gen Himmel, an einem Sohne reich;
Was iſt des Vaters Jubel bei dieſem Sohne gleich!

Jetzt können ſie zermalmen die Burgen Stein vor Stein,
Das Gold ihm alle ſenken die Neckarfluth hinein!
Sie können Schlachten halten! Er und ſein Caſimir
Zieh'n mit der zarten Mutter ins friedliche Revier.

V.

Der letzte Hirschhorn.

1632.

An deinem weiten Herzen, in deiner Herrlichkeit
Wird der Betrübten ängstlich Gemüthe wieder weit,
Heilbronn! es zieret schulich an deinen holden Strand,
Wer für sein Herz, wie Friedrich, der Liebe Rasten fand.

Da kann der Nachen ruhen im grünen Strandgehäg,
Die Liebe mit der Liebe sich rudern im Gespräch;
Da kann ein Geist erforschen der Schöpfung Herrlichkeit,
Ein Herz dem andern klagen des Leids Vergangenheit. —

Doch eines Sommerabends der Truchseß sonder Reu'
Weilt' in dem Sulmer Thale beim Freund auf „Weibertreu" *),
Wo sich der lichten Ferne rundum sein Aug' erfreut,
Er möcht' aus Hirschhorn hören einladend ein Gelaut';

Daß nach der Kindheit Heimath, nach seinem trauten Fluß,
Nach allen frommen Stellen er sendet' einen Kuß.
So leicht fühlt er den Busen, als hab' ihm Gott verzieh'n,
Nach Hirschhorn zog's ihn mächtig, mit Weib und Sohn zu ziehn.

*) Weibertreu, d. i. die Weinsperger Burg.

Er drückt' dem treuen Freunde Oehringen still die Hand
Und kehrte heim nach Heilbronn, wo er Agnesen fand;
Doch Wehe! welche Tücke schwärzt seiner Freude Roth,
Sie saß in dunklem Kleide vor ihrem Sohn — der todt.

Und Friederich aus Nächten, die seine Seel' umflohn,
Hört' eine Stimme rufen über dem todten Sohn;
„Es sei der Name Hirschhorn verwischt im Lebensbuch!
Dies ist bei Gott beschlossen, ist einer Mutter Fluch!" —

Der arme Truchseß konnte nicht weinen lebenslang,
Der Fluch der Mutter tödtlich auch ihm das Herz durchdrang;
Das liebe todte Antlitz ihm stumm, zu kommen, rief;
Ach, auch der arme Truchseß den letzten Schlummer schlief!

Es liegen blanke Särge bei Kilians Altar *),
Drin schlafen Sohn und Vater; und Gott barmherzig war.
Denn um die heil'gen Särge die Ruhe singend schwebt:
„O freuet euch! — Ich weiß es, daß mein Erlöser lebt!"

Die Zeitschrift Eharis Jahrg. 1822 Nro. 55. theilt über die letzten Dynasten von Hirschhorn folgendes mit:

Anmerkung Weipprechts von Gemmingen zu Hornberg zum Hirschhorn'schen Stammbaum.

*) In der Kilianskirche zu Heilbronn. Die Worte des letzten Verses sind auf den Särgen geschrieben.

Notate, Posteri! Gott der Allmächtige läßt mit ſich nicht ſcherzen. Friedrich von Hirſchhorn, ultimus familiae, hat ohne Urſach mit Johann von Handſchuchsheim, dem ultimo familiae, eine Querelle angefangen, welchen Princeps Elector wehrhaft gemacht und einen Degen ſammt Wehrgehenk verehrt. Dieſen hat der von Hirſchhorn kurtzumb ſogleich haben wollen, weil ihm dieſe Ehre als Erbtruchſeß gebühre, welches der andere billig abgeſchlagen, und zwar mit gebührender Remonſtration, welche aber nicht verfangen wollen, und hat der von Hirſchhorn ſeinen Aerger fortgeſetzt, und alſo alſobalden in Duello zuſammengekommen, da der von Hirſchhorn dene von Handſchuchsheim todt geſtoßen. Als es aber die Frau Mutter erfahren, hatte ſie gewünſcht, daß der von Hirſchhorn auch, als der letzte ſeines Stammes und Namens ſterben möge, und ſeine Kinder überlebe, welches denn auch geſchehen. Gott hat ihme mit beeden Weibern viel Kinder gezeigt, aber alle vor der Zeit wieder hinweggenommen.

Ein Exempel, daran man ſich zu ſpiegeln, und darff man offt nicht fragen, warumb die Geſchlechter ausgehen.

Scripsi den 18. December 1661.

Weixprecht von Gemmingen.

* Friedrich von Hirſchhorn verheirathete ſich zum erſtenmahl mit Urſula von Sternenfels, mit welcher er mehrere Kinder erzeugte, die alle frühzeitig verſtarben, und nach dem Tode dieſer ſeiner erſten Hausfrau A: 1629 verheirathete er ſich mit Agnes Margaretha v. Holmſtätt.

Die Kriegs-Ereigniſſe in der Pfalz nöthigten ihn, ſeinen Aufenthalt zu Heilbronn zu nehmen, wo ſein einziger Sohn Johann Caſimir den 3. Aug. 1632 verſtarb, dem er den 22. Sept. 1632 nachfolgte. Beide wurden zu Heilbronn

in der Hauptkirche in zinnernen Särgen in einem Grabgewölbe beygeſetzt, welches man im J. 1732 öffnete und folgende Inſchriften auf den Särgen fand, welche die Deduction der Zwingenberg'ſchen Erbs-Intereſſenten ꝛc. des Grafen v. Wieſer Beil. Lit. U. angiebt.

Auf dem kleinen Sarge:

Friderici ab Hirschhorn Domini
in Hirschhorn et Zwingenborg;
Agnetis Margarethae ab Helmstatt
Conjugum moestissimorum filius unicus
charissimus Joh. Casimirus natus 11. Septembr.
A: 1631 sequenti anno 1632. d: 3. Aug:
Heilbronnae denatus, hac urna tegitur
exanguis, anima in manu Dei
beata aevo sempiterno perfruente.

Auf dem großen Sarge:

Nobilissimi et vere Germani pectoris
exanime corpus Friderici ab Hirschhorn
Domini in Hirschhorn et Zwingenberg
Electoralis Palatinatus Dapiferi hereditarii
hujus familiae et gentis postremi novissimique
nati anno 1580 Mens: Maj: 25 die, denati
anno 1632 d. 22 Sept: hoc conditorio sompositum continetur, anima beata aevo
sempiterno perfruitur.

Der Zweikampf fiel zu Heidelberg vor, am Hoflager des Kurfürſten Friedrich IV., am 11. Decbr. 1600. Johann von Handſchuchsheim ſtarb an den Folgen des Zweikampfes den 31. Decbr. 1600, als der letzte dieſes Geſchlechtes. Seine Mutter war Ammel Beuſſerin von und zu Ingelheim.

Nach dieſen Notizen bearbeitete Haug ſeinen „Zweikampf in Heidelberg.“ Schuler benutzte eine andere Verſion, nach

welcher der Streit um Agnes, die Tochter des Kurfürſten entſtand, die auch Stollberg zur Grundlage ſeiner „Romanze“ machte:

„In der Väter Hallen ruhte
Ritter Rudolphs Heldenarm,
Rudolphs, den die Schlacht erfreute,
Rudolphs, welchen Frankreich ſcheute
Und der Sarazenen Schwarm ꝛc.

Stollberg hat jedoch Namen und Facta mit größter Freiheit behandelt; Albrecht (Handſchuchsheim) fällt nämlich; Agnes ſieht es, fällt und ſtirbt ebenfalls; Horſt (Hirſchhorn) ſtürzt ſich bei dieſem Jammer in ſein Schwert, und Agneſen's Vater

„Rudolph nahm die kalte Tochter
In den väterlichen Arm,
Hielt ſie ſo zwei lange Tage,
Thränenlos und ohne Klage,
Und verſchied im ſtummen Harm.“

Der Graf und die Königstochter.

O daß ich könnt von Herzen
Singen eine Tageweiß,
Von Lieb' und bittern Schmerzen!
Merkt auf, merkt auf mit Fleiß,
Wie's einer Königstochter ging
Mit einem jungen Grafen!
Nun hört groß Wunderding!

An ihres Vaters Tafel
Saß mancher Ritter werth,
Doch liebte sie den Grafen
Vor Allem, was auf Erd',
Was Gott durch seine Weisheit schuf;
Aus heimlichen, bangen Herzen
Thät sie so manchen Ruf.

„Herr Gott, send' mir das Glücke,
„Daß er mein Herz erkenn'!
„Lös mir auf Band und Stricke
„Der edlen Venusin!"
Und was ihr in dem Herzen lag,
Das lag wohl auch dem Grafen
Im Sinn bei Nacht und Tag.

Keins klagt dem andern offen,
Was ihm am Herzen lag;
Ein jeder thate hoffen
Einen guten Freudentag,
Der doch zuletzt mit Jammer kam,
Sie schrieben sich Liebesbriefelein,
Ganz frei und ohne Scham.

Darin ſie ſich gemeldet
Von einem Brunnen kalt,
Der lag ſo weit im Felde,
Vor einem grünen Wald,
Wer ehe käm' zu des Brunnens Fluß,
Der ſollte des andern warten;
Alſo war ihr Beſchluß.

Die Jungfrau thät ſich zieren
In einen Mantel weiß,
Ihre Brüſt' thät ſie einſchnüren,
Vermacht mit allem Fleiß.
Auch ſprach die edle Jungfrau ſchon:
„Kein Mann ſoll mir's aufreißen,
Denn eines Grafen Sohn!"

Sie kam wohl zu dem Brunnen,
Sie fand viel Luſt und Freud',
Sie dacht: „ich hab' gewonnen;
„Mein Trauern iſt zerſtreut,
„Aus aller Noth bin ich erlöst,
„O daß ich ſäh' hertreten
„Mein' Hoffnung und mein Troſt!"

Zur Hand lief aus dem Walde,
Eine grimme Löwin her,
Die Jungfrau ſah ſie balde,
Sie lief von dannen fern,
Und kam nicht wieder denſelben Tag;
Ihren Mantel ließ ſie liegen,
Daraus kam Noth und Klag'.

Die Löwin warf ihre Jungen
Wohl auf den Mantel gut,
Der Mantel ward durchdrungen
Von Schweiß und rothem Blut.
Darnach die Löwin wieder ging
Zu Walde mit ihren Jungen,
Da kam der Jüngeling.

Wie er den Mantel gefunden,
Beſprengt mit Blute ſo roth,
Da ſchrie er laut zur Stunden:
„O weh! meine Liebe iſt todt,
„Wie ſie mich nicht gefunden hat,
„Hat ſie ſich ſelbſt getödtet.
O weh, der großen Noth!

„Nun mag es Gott erbarmen!“
Thät' er ſo manchen Ruf.
„O weh, o weh mir Armen
„Seither, daß Gott mich ſchuf!“
Sein Schwert, das zog er aus der Scheid'.
„Nun kömmts mit mir zu Ende,
Heilig Dreifaltigkeit!

„Wie haſt du meiner vergeſſen,
„Wo iſt das edle Weib?
„Sie haben die Thiere gefreſſen,
„So gilt's auch meinem Leib!
„Sie iſt durch mich geſtorben, die
„Will ich ihren Leib bezahlen.“
Er fiel auf beide Kniee.

„Gott ſegne dich, Mond und Sonne,
„Desgleichen Laub und Gras!
„Gott geſegne dich, Freud' und Wonne,
„Und was der Himmel beſchloß!“
Sein Schwert, das ſtach er durch ſein Herz.
„Es ſoll kein Frauenbilde
„Durch mich mehr leiden Schmerz.“

Die Sonne ſank zum Abend,
Die Jungfrau wieder kam
Wohl zu dem Brunnen gelaufen,
Ein todtlich Herz vernahm,
So bitterliche Klage fürwahr;
Sie rang ihre ſchneeweiße Hände,
Rauft aus ihr gelbes Haar.

Die Jungfrau thät ſich neigen
Wohl auf den Grafen ſchön:
„Gott geſegne dich, Erb' und Eigen
„Und dich königlich Kron!
„Desgleichen Feuer, Waſſer, Luft und Erd!"
Indem thät ſie auffſpringen,
Und zog aus ihm ſein Schwert.

„Haſt du durch mich aufgeben
„Land, Leute, Ehr' und Gut,
„Verloren hie dein Leben,
„Vergoſſen auch dein Blut,
„Weil du gemeint, ich ſey ermordt,
„So will ich bei dir bleiben
„Ewiglich hier und dort."

Das Schwert, das that ſie ſtechen
Durch ihr betrübtes Herz.
Gott wollt' nicht an ihr rächen
Den Tod mit ew'gem Schmerz!
Denn es wahrlich am Tage liegt,
Die Lieb' überwindet alle Dinge
In dieſer betrubten Zeit [1]).

[1]) Der Stoff zu dieſer ſchönen und rührenden Erzählung ſoll ſich in einer geſchriebenen Chronik erhalten haben, die ſich früher in Heilbronn befand. Der Siebenröhr-Brunnen in Heilbronn ſcheint ſchon lange ein gefeyter und geweihter Brunnen für die nahen und fernen Umwohner geweſen zu ſeyn. Munſterus läßt dort ſogar den Siegfried erſchlagen werden, und glaubt: Heilbrunnen habe urſprünglich Heldbrunnen geheißen. (Siehe die Note zu „Siegfried's Tod.") Die hier mitgetheilte Sage von dem Grafen und der Königstochter hat viel Aehnlichkeit mit der alten Fabel von Pyramus und Thisbe, was mehre Schriftſteller verleitet hat, ſie für eine Nachahmung derſelben zu erklären. Wir wollen aber dieſe ſchöne Sage der Stadt Heilbronn nicht ſtreitig machen, denn daß ihre Tochter der Aufopferung fähig ſind, wiſſen wir aus der Geſchichte der Käthchen von Heilbronn.

Kätchen von Heilbronn.

Friſch Liedlein.

Ein Ritter vor der Schmiede hielt
Zu Heilbronn in der Stadt:
„He Schmied! he Schmied! flink meinen Schild,
Mein Röſſelein beſchlag,
Mach blank den Speer
Und meine Wehr,
Daß ich mag furder traben.

Der Ritter in die Stub' eintrat,
Nicht ſaß er lang allein;
Des Schmied's ſchön Töchterlein ſich naht
Sie brachte kühlen Wein —
Was wirſt Du roth,
Was wirſt Du bleich,
Was wirſt Du Roſ' und Lilien gleich?

Das Magdlein krank zuſammenbrach,
Der Wein er floß zur Erden,
Dem Ritter ſie zu Füßen lag,
Ach wolle ſchier ſie ſterben.
Zu Roß ſtieg er
Das Herz gar ſchwer,
Wußt' nicht, wie ihm geſchehen.

Das Mägdlein an der Zinnen ſtand,
Hub klaglich an zu weinen:
„Gedenk an mich Du edler Knab,
„Laß mich nicht lang alleine,
„Kehr wieder bald
„Dein lieb Geſtalt
„Löſ't mich aus ſchweren Träumen!"

Der Ritter über die Brücke ritt,
Sein Rößlein warf er umme:
„Ich denke Dein, Schmiedstöchterlein,
„Ich darf nicht wiederkommen,"
Viel Scherz, viel Schmerz
Brach ihr das Herz —
Sie ſtürzte von der Zinnen*).

*) „Das angebliche Haus des Kätmens von Heilbronn, unweit des im halbdorfischen Styl gebauten Schlachthauſes, bewohnt jetzt noch ein Schmied von eben ſo viel Geſchicklichkeit als Humor, der ſchon ſeiner kraftigen Geſtalt nach, aus jener guten Zeit übrig geblieben ſeyn muß." (Kaufmann die Neckarfahrt S. 4.). Uebrigens kam Kätchen nicht ſo tragiſch um's Leben, wie es nach dem vorſtehenden Liede ſcheint; durch den Sturz hatte ſie nur die Lenden gebrochen. Hören wir die ganze Geſchichte, wie ſie Borne in ſeinen dramaturgiſchen Blättern S. 124 fg. nach dem Schauſpiele „das Kätchen von Heilbronn" von Heinrich v. Kleiſt erzählt:

Graf Wetter von Strahl, reich, im Lande angeſehen, eigenſtolz, voll des Muthes und der Kraft ſeines jugendlichen

Alters und jener alten Zeit, ein an Seele wie an Leib geharnischter Ritter — und Kätchen, Tochter eines Bürgers von Heilbronn, ein ſüßes, wunderſchönes Mädchen, werden ſie, die ſich nie geſehen, von einer geheimnißvollen Macht einander im Traume angetraut. Dem todtkrank darniederliegenden Grafen erſcheint im Wahnſinne des Fiebers ein glänzender Cherub, führt ihn weit weg in die Kammer eines ſchönen Kindes, und zeigt es ihm als die für ihn beſtimmte Braut, ſagend, es ſey die Tochter des Kaiſers. Dieſelbe Nacht ſieht Kätchen im geſunden Traume (das geſunde Weib erhebt ſich zum kranken Manne, wie das wache zum ſchlafenden) einen ſchimmernden Ritter eintreten, der ſie als ſeine Braut begrüßt. So ſich angelobt, bringt ſpäter ein Zufall den Grafen in Kätchens Vaterhaus. Dieſe, ihn erblickend, erkennt alſogleich die Traumgeſtalt. Da ſtürzt plötzlich ihres Körpers und ihrer Seele Bau und eigene Haltung zuſammen, ſie fliegt ihrem Pole zu und bleibt ohne Willen und Bewegung an ihm hangen. (Als nun der Ritter fortreitet, ſtürzt ſie ſich dreißig Fuß hoch auf das Pflaſter der Straße nieder. Kaum hat ſie ſich von dem ſchweren Falle erholt, ſo ſchnürt ſie ihr Bündel und folgt dem Grafen von Strahl). Vergebens wird ſie vom Ritter weggeriſſen, von dieſem ſelbſt mit Füßen zurückgeſtoßen, wie ein Thier, wie eine Sache behandelt, ſie iſt immer wieder da, und folget ihm auf allen ſeinen Zügen. Wohl lernt er das Bürgermädchen lieben, aber werther bleibt ihm ſein Ritteradel. Endlich bis in den Grund des Herzens gerührt, forſcht er Kätchens Inneres aus, da ſie einſt im magnetiſchen Schlummer ſich befand, wo die Seele, zwiſchen der Nacht der Erde und dem Tage des Himmels in der dämmernden Mitte ſchwebend, mit einem Blicke beide umfaßt, und da ward ihm kund, was er im Geräuſche eines thatenvollen Lebens nicht früher erforſchen konnte, daß ſie die Verheißene ſey, die ihm im Traume gezeigt worden. Später tritt

auch der Kaiſer auf, gibt ſich als Kätchens natürlichen Vater zu erkennen und dieſe, nachdem er ſie zur Fürſtin erhoben, dem Grafen zum Weibe.

Kloſter Maulbronn,

von

Wagenan.

Sieh, Wandrer! hier am Thurm in Stein
Abkonterfeit ein Eſelein,
Es ſoll die Nachwelt noch belehren,
Was hier geſchah zu Gottes Ehren.

Der Väter Andacht hat vertraut
Dem frommen Thier und hier erbaut
Ein Kloſter und auf treuen Händen
Es wohlbegabt mit reichen Spenden.

Zwar ſeiner Zierde längſt beraubt,
Ragt doch noch ſtolz ſein graues Haupt
Aus tiefem Grund mit ſeinen Thürmen
Und ſeiner Mauern feſten Schirmen.

Zum frommen Biſchof Günther trat
Der Mönche Botſchaft einſt und bat,
Der hartbedrängten Zeiten wegen,
Um ſeinen Schutz und ſeinen Segen.

Herr! ſprachen ſie, der edle Greis
Von Lomersheim hat Gott zum Preis
Ein Haus, zum Heil auch frommer Seelen,
Uns zwar erbaut in ſeinen Pfahlen;

Doch ach! auf eitel Sumpf erbaut,
Iſt es von Waldern rings umgraut,
In welchen ſchlimme Vögel niſten,
Die nur auf Mord und Raub ſich rüſten.

Frei brechen ſie mit kühnem Muth
In's Klöſterlein; das heil'ge Gut
Iſt ſelber in des Tempels Hallen
Geſichert kaum vor ihren Krallen.

Sie ſchirmt des Dickichts düſtre Nacht,
Und ſchwach, o Herr! iſt unſre Macht,
Drum flehen wir: Verleibt uns Armen
Ein mild'res Plätzlein aus Erbarmen!

Und tief gerührt von ihrer Noth
That Günther, was ſein Herz gebot,
Er ſprach: Von meinen Gütern allen
Wählt Euch ein Plätzlein nach Gefallen!

Erfreut verließ der Mönche Chor
Den Biſchof; — nun, ſprach der Prior,
Soll uns der Himmel ſelbſt verkünden,
Wo wir das Kloſter mögen gründen.

Oft wird durch ſchlechter Thiere Mund
Den Menſchen Gottes Wille kund,
Wie ſchon vor vielen hundert Jahren
Dort der Prophet an ſich erfahren.

Und drum, ihr Brüder! wählen wir
Zum Führer ein prophet'ſches Thier,
Den Eſel, uns, den grauen Rücken
Soll ihm der heil'ge Chryſam ſchmücken!

Nach dieſer heil'gen Weih' Empfang
Zieh er hinaus, wohin der Drang
Des innern Lichtes ihn wird mahnen,
Wir folgen ihm mit Kreuz und Fahnen.

Und wo er nach des Weges Laſt
Sich niederlegt zu ſüßer Raſt,
Da will der Herr durch ihn verkünden,
Daß wir das neue Kloſter gründen.

Und freudig trat die Kleriſei
Des Priors weiſem Ausſpruch bei,
Bald ſah man aus den vor'gen Hallen
Die Eſels-Ambaſſade wallen.

Doch langſam ſchritt nach freier Wahl
Das trage Thier durch Wald und Thal,
Und ſchlecht bekam den Herrn das Faſten,
Der Führer wollte nirgends raſten.

Ach! ſeufzten ſie: Wie freundlich blickt
Die Rebenflur, ſo reich geſchmückt
Mit gold'ner Frucht, zu uns von drüben!
Möcht' es dem Eſel dort belieben!

Und kaum, daß ſie die Götterkoſt
Geſchmeckt, der Trauben ſüßen Moſt,
Werth, mit Elſingerwein ihn zu lecken
Begann der Eſel ſich zu ſtrecken.

Ein lärmend gratias erſcholl!
An einem Born, der kühlend quoll,
Warf er, die Glieder zu erquicken,
In's Grüne ſich von freien Stücken.

Und plötzlich neigt ein jedes Knie
Sich um ihn her voll Sympathie;
Es ward von den entzückten Zungen
Sein Lob geſtammelt und geſungen.

Und hier, wo er Sieſte hielt,
Und ſich am Brunnen hat gekühlt,
Im ſtillen Thal voll gold'ner Reben,
Sah man das Kloſter ſich erheben.

Und zu des Eſels ew'gem Ruhm
Ward drauf das neue Heiligthum
Maulbronn genannt; das Bild des Grauen
Iſt, wie gemeldt, am Thurm zu ſchauen.

Wie baß im neuen Canaan
Die frommen Väter ſich gethan,
Bis Herzog Ulrich ſie vertrieben,
Steht in der Chronika geſchrieben.

Maulbronn ein berühmtes Cistercienser Kloſter, welches Walther von Lammersheim und Günther, Biſchof zu Speier und Graf zu Leiningen, 1148 geſtiftet. Es blieb daſſelbe ſo lange bei der Pfalz, bis 1504 Herzog Ulrich von Wurtemberg dem Churfürſten der Pfalz auf Befehl Maximilian's I. mit 21,000 Mann ins Land fiel, und dieſes Kloſter nebſt andern Plätzen wegnahm. Hans Glaſer von Auern hat uns in einem alten Gedicht von dieſem Mord-, Brand- und Raubzug: „Ain hübſcher Spruch vonn dem württembergiſchen Krieg. Wie Herczog Ulrich von wirttenberg mit ſeinem hör bekriegt hat Herzog philippen pfallzgrafen bei Rein, vnd ihm abgewunnen ſtett, ſchlöſſer vnd dörffer, nämlich hienach volgendt: Maulbrunnen, Knittlingen, Bretthaym, Baſſikam, Lowenſtein, Neverſtett, Weinsperg, Widern, Mekmulen, Ingerſen, Großgart vnd vil dörffer vnd das gantz krochgew (Kraichgau) ꝛc." folgende Reime über die Einnahme von Maulbronn hinterlaſſen:

„ . . . . . .
Da geſahe man nye hübſcheres hör
geriſt mit harnaſch vnd mit wör.
Dreyſſig tauſent meld ich fürwar.
in dieſem obgemelten jar
Nun merckend das ich nit leug
auch hat er ein groſſen raiſigen zeug
Das darff ich für ein wahrheit ſagen.
Die erſt wagenpurg ward geſchlagen
Vor Favbingen hoch auff einem rain
da nam man das erſt lezen ein
Iſt manchem mann wol bekannt.
vil dörffer hat man da verprannt.
Darnach wolt man thun ain ſturm
Man ruckt für ainen veſten thurm
Acht ich auff dreytauſent man.

mit geſchüz want man den thurn an
Die wagenpurg that man rucken fur
dem abbt von maulprunn für die thür
Bald ſchoß man ab die erſten gewör.
da ruckt man fürbas mit dem hör
Mit den büchſen hinder die mauren.
da was man ſchieſſen on alles trauren
Schlangen Carthonen richt man an
an die obern wör ließ man ſo gan.
Auß dem bolwerck ſchoß man mit mut
der pfallzgraf hat verpawen groß gut
Vnd maint er wölt ſein wol genieſſen
ain fürſt müſt ſich arm dran ſchieſſen
Ee er zu dem bolwerck käm
ich wil gſchwaigen, das er das Kloſter gewän
Sie ſchuſſen heraus mit abenteur
auß dem bolwerck mit prinnendem Feuer
Ain hauptſtuck ließ man zu in gan
da mochten ſy kein ru nit han
Das hat got der herr erkennt,
das daz bolwerck ward verprennt
Daraus theten ſy nit mehr ſchaden.
die Haubtſtuck that man alle laden
Vnd ließ ſo wider die mauren gan.
ſy klopfften gar vntugentlich an
Maurfell*) hat den erſten gethan
hinnach ließ man die Roſen**) gan.
Das Kloſter was ſo wohl gebawen,
das einem noch darob möcht grawen,
Wenn er ain ſturm da jölt than.

*) Name der Kanonen.
**) Name der Kanonen.

herezog Virich ſach das an
Kainen koſten wolt er da ſparren.
mit den ſtucken theten ſy faren.
Die vimerin*) was jm land ain gaſt
durch die mauren trang ſie vaſt
Nürnbergerin**) war die vierdt,
ſy hand mit dem abbt diſputirt
Daß er ſelber hat verſchworn
das er das Kloſter hat verlorn
Ich will es für ain wahrheyt ſagen.
es ward gewunnen in ſyben tagen,
Da ließ man ſich kein koſten taurn.
man wolt ſie muſtern die kölblins pauren
Das ſy im Kloſter nit hetten gemach.
man zerſchoß baſtey vnd alle tach
Vnd thet ſy von den weren treiben.
das jr keiner mocht ſicher bleiben
Er wär wagner oder ſchmid
die münich hetten ſelbs kein frid.
Die büchſſen wurden hart geladen.
das pracht den thürn vnd mauren ſchaden.
Das ſy vielen oben ein
jr keiner trauwet ſicher ſeyn.
Ain büchs die hat ein ſchuß gethan
das ſol man für ein wunder han.
Hinter dem fron altar das iſt war
ain Pfoſten traff ſy gantz vnd gar
Das das Glas alles zerprach
Vnd dem altar kain laid beſchach
Noch ließ man aine nach jr gan,
ſy haben baid kain ſchaden than."

*) Name der Kanonen.
**) Name der Kanonen.

Als ſich ſpäter der Kaiſer mit dem Pfalzgrafen verglich, behielt der Herzog Ulrich das Kloſter Maulbronnen; ſeit der Zeit iſt es beſtändig bei Würtemberg verblieben

Auf den um das Kloſter gelegenen Bergen wächſt der ſogenannte Elf-Finger-Wein, welcher ſo gut ſchmecken ſoll, daß man nicht nur alle zehn, ſondern gar elf Finger darnach lecken möchte.

Die Weiber von Weinsberg,

von

G. Bürger.

Wer ſagt mir an, wo Weinsberg liegt?
Soll ſeyn ein wackres Städtchen,
Soll haben, fromm und klug gewiegt,
Viel Weiberchen und Mädchen.
Kommt mir einmal das Freien ein,
So werd' ich eins aus Weinsberg freyn.

Einsmals der Kaiſer Konrad war
Dem guten Städtlein böſe
Und rückt' heran mit Kriegesſchaar
Und Reiſigengetöſe,
Umlagert es, mit Roß und Mann,
Und ſchoß und rannte drauf und dran.

Und als das Städtlein widerſtand,
Trotz allen ſeinen Nöthen,
Da ließ er hoch von Grimm entbrannt,
Den Herold 'nein trompeten:
Ihr Schurken, komm' ich 'nein, ſo, wißt,
Soll hängen, was die Wand bepißt.

Drob, als er den Avis alſo
Hinein trompeten laſſen,
Gab's lautes Zetermordio
Zu Haus und auf den Gaſſen.
Das Brod war theuer in der Stadt;
Doch theurer noch war guter Rath.

„O weh, mir armen Korydon!
O weh mir!" Die Paſtores
Schrien: „Kyrie Eleyſon!
Wir gehn, wir gehn lapores!
O weh, mir armen Korydon!
Es juckt mir an der Kehle ſchon."

Doch wann's Matha am letzten iſt,
Trotz Rathen, Thun und Beten,
So rettet oft noch Weiberliſt
Aus Aengſten und aus Nöthen.
Denn Pfaffentrug und Weiberliſt
Geht über Alles, wie ihr wißt.

Ein junges Weibchen Lobesan,
Seit gestern erst getrauet,
Gibt einen klugen Einfall an,
Der alles Volk erbauet;
Den ihr, sofern ihr anders wollt,
Belachen und beklatschen sollt.

Zur Zeit der stillen Mitternacht,
Die schönste Ambassade
Von Weibern sich in's Lager macht,
Und bettelt dort um Gnade.
Sie bettelt sanft, sie bettelt süß,
Erhält doch aber nichts, als dieß:

„Die Weiber sollen Abzug han,
Mit ihren besten Schatzen,
Was übrig bliebe, wollte man
Zerhauen und zersetzen.'
Mit der Capitulation
Schleicht die Gesandtschaft trüb' davon.

Drauf, als der Morgen bricht hervor,
Gebt Achtung! was geschiehet?
Es öffnet sich das nächste Thor,
Und jedes Weibchen ziehet,
Mit ihrem Männchen schwer im Sack,
So wahr ich lebe! Huckepack. —

Manch Hofschranz suchte zwar sofort
Das Knifschen zu vereiteln;
Doch Konrad sprach: „Ein Kaiserwort
Soll man nicht drehn noch deuteln.
Ha bravo!“ rief er, „bravo so!
Meynt unsre Frau es auch nur so!“

Er gab Pardon und ein Bankett,
Den Schönen zu Gefallen.
Da ward gegeigt, da ward trompet't
Und durchgetanzt mit Allen,
Wie mit der Bürgermeisterin,
So mit der Besenbinderin.

Ey! sagt mir doch, wo Weinsberg liegt?
Ist gar ein wackres Städtchen.
Hat, treu und fromm und klug gewiegt,
Viel Weiberchen und Mädchen.
Ich muß, kommt mir das Freien ein,
Fürwahr! muß eins aus Weinsberg frey'n [1]).

[1]) Das Geschichtliche dieses etwas zu stark in's niedrig-komische gezogenen Gedichtes findet sich in der Chronik des heil. Pantaleon zu Cöln, welcher zur Zeit dieser Begebenheit lebte. Es heißt darin, daß der Hohenstaufe Konrad III. im Spätjahre 1140 vor Weinsberg der Burg des Herzog Welf zog und sie belagerte. Nachdem die Belagerung schon an die fünf Wochen gedauert hatte, griff Welf den König an, um

die Burg zu entſetzen; Welf wurde aber völlig geſchlagen und die Meiſten aus ſeinem Heere wurden getödtet, gefangen oder ertranken im Neckar. Da nun für die Belagerten alle Hoffnung auf Entſatz verſchwunden war, ſo kapitulirten ſie unmittelbar darauf, „unde do de ſtat gewunnen was, do gaf de Kuninch orlevf al den jungfrowen unde den frowen, de dar waren, dat ſy mughten myth yn nemen, wat ſy uz der ſtadt gedragen kunden, unde do worden de Frowen des ze rade, das ſy alle ander dynch bewenden lyſen, nam eren Mann oyh ſynen rughe unde, de geyn man ne hatten, de namen ere kynt unde droghen yy den bergh neder, unde do dat ſach Herzoghe Frederich, her wolde das keren, nur der Kuninch ſprach: alleyne yn de Wyf betroghen hetten, yth en wer nyth reden, noch erlichen, dat ein Kuninch ſynen wort nyth ſtete yn hilte. Unde aldus behilden de wyf alle de manne von der ſtat.“ (Vergl. Leonhards Fremdenbuch ꝛc.) Ein Bild, welches dieſe Begebenheit darſtellt, befindet ſich in der Kirche zu Weinsberg.

Die Sage von der Männertreu.

Volkslied.

Ein munt'rer Ritter ging einmal
An ſeines Liebchens Hand
Durch Weinsberg's ſchönes Wieſenthal,
Im Lenzmond über Land.
Dem Ritter war dabei ſo ſüß,
Als wandelt' er im Paradies.

Auf einmal blieb er ſtill im Lauf
Mit ſeinem Liebchen ſtehn:
Schau', Liebchen, ſchau' den Berg hinauf
Eh' wir von dannen geh'n;
Sieh oben in der Wüſtenei
Das Denkmal von der Weibertreu.

Bei dieſen Trümmern ſchwöre mir,
Bei dieſem heil'gen Stein,
Mir einſt, wie dieſe Weiber hier,
Getreu und hold zu ſeyn;
Bei dieſen Trümmern der — verzeih' —
Faſt ganz verfallnen Weibertreu.

Ich ſchwöre, traun! ich ſchwöre dir —
Fiel ihm ſein Liebchen ein —
Wenn du von Männertreue mir,
Nur zeigeſt einen Stein;
Nur einen Stein der, o verzeih',
Noch nie beſtandnen Männertreu.

Der muntre Ritter ſprach kein Wort
Von Schwur zum Liebchen mehr;
Er ging und ſuchte fort und fort
Die Kreuz und in die Quer,
Und ſoll bis heut' mit dieſem Stein
Noch nicht zurück gekommen ſeyn.

Der luſtige Geiger.

Von

Juſtinus Kerner.

Es war ein Spielmann zu Weinsberg,
Der luſtige Peter genannt,
Er ſpielte die Geige, das Hackbrett,
Und hinkte benebelt durch's Land.

Es war in der Faſtnacht zu Weinsberg,
Da trank er das Haupt ſich gar roth,
Da fand man wohl neben der Geige
Den luſtigen Geiger todt.

Laßt ehrlich den Luſt'gen begraben!
Sing' hell ihm, du Schülerchor!
Tönt laut ihm, ihr Glocken! Die Bahre
Laßt tragen ſechs Männer in Flor!

Dumpf rufen die Glocken, zum Kirchhof
Mit traurigem Sange man zieht,
Doch hinter dem Sarge geigt's immer,
Man ſieht nichts, ein luſtiges Lied.

Das geiget der luſtige Spielmann,
Nun ganzlich ein Luftgebild,
Hell geigend folgt er der Bahre,
Bis daß die Erd' ſie verhüllt.

Die heilige Regiswind von Laufen.

Von

Juſtinus Kerner.

Herr Ritter Ernſt, der war ergrimmt zu einer böſen Stund',
Er ſchlug die falſche Dienerin mit ſeinen Fäuſten wund;
Er ſchlug die falſche Dienerin, er ſtieß ſie mit dem Fuß:
„Herr Ritter Ernſt! o wißt fürwahr, daß euch dies reuen muß!"

Es war die falſche Dienerin, die eilte durch den Saal,
Sie eilte durch den weiten Hof, hinab in's grüne Thal.
Da ſaß Herrn Ernſt's ſein Töchterlein, ein Fraulein fromm und zart,
Es ſpielt mit bunten Blümelein nach andrer Kinder Art.

Da pflückt die falſche Dienerin drei Röslein auf dem Plan,
Zu locken dieſes ſtille Kind zum wilden Strom hinan:
„Komm, liebes Kind! komm, ſüßes Kind! da blühen Röslein rund!“
Sie faßt es an dem goldnen Haar, ſie ſchleudert's in den Grund.

Eine Weil' das Kind die Tiefe barg, eine Weil' es oben ſchwamm,
Auflacht die falſche Dienerin, doch bald ihr' Reue kam.
Sie flieht von dem unſel'gen Strom, flieht über Berg und Thal,
Sie irrt ſo viele hundert Jahr, kann ruh'n kein einzigmal.

Es ſah Herr Ernſt von hoher Burg, ſah in den grünen Grund!
Sie brachten todt, ſein ſüßes Kind, auf Roſen man es fund.
Es blüht wie eine Roſe roth, wie eine Lilie weiß;
Er legt's in einen goldnen Sarg, beſtattet es mit Fleiß.

Manch' Mutter kniet' mit ihrem Kind auf Regiswindens Gruft,
Doch wenn Herr Ernſt, der Vater, kam, entſtieg ihr Roſenduft.

Seitdem erſcheint zur Todesnacht gar manchem frommen Kind,
Bekränzt mit duft'gen Röslein roth, die heil'ge Regiswind.
Auch liegt ſeitdem manch' frommes Kind, das Nachts erlitt den Tod,
Am Morgen in der Wieg' umkränzt mit jungen Röslein roth [1]).

[1]) Die Ermordung der kleinen Regiswindis geſchah unter Kaiſer Ludwig dem Frommen, der den Hof in Lauffen dem Ritter Ernſt zu Lehen gegeben hatte. In der Kirche zu Lauffen befinden ſich noch Gemälde, welche ſich auf die Geſchichte der Heiligen beziehen und an dem Altar iſt folgende Inſchrift zu leſen:

En cubat insigni celebris Virguncula tumba
Regiswindis in hac Martyr et eximia,
Quam fera primaevo nutrix in flore juventae
Insortem oppressit, acta furore gravi.
Urna per aeternum summo dilecta tonanti
Ossa verenda tenet, spiritus astra colit.

Der Riese von Marbach.

Von

Gustav Schwab.

Seht ihr, wie freundlich sich die Stadt
Im Neckarfluß beschauet?
Wie sie sich ihre Berge hat
Mit Reben wohl bebauet?
Dort, wie die alte Chronik spricht,
Hat vor viel Jahren dumpf und dicht
Ein Tannenwald gegrauet.

Gelegen hat ein Riese drin,
Ein furchtbar alter Heide,
Er bracht' in seinem wilden Sinn
Das Schwert nicht in die Scheide,
Er zog auf Mord und Raub hinaus,
Und baute hier sein finstres Haus
Dem ganzen Gau zu Leide.

Die Steine zu dem Rieſenhaus,
Ganz ſchwarz und unbehauen,
Grub er ſich mit den Händen aus,
Fing eilig an zu bauen;
Er warf ſie auf die Erde nur,
Daß einer auf den andern fuhr,
Bis fertig war das Grauen.

Es ſey der Rieſe, ſagt das Buch,
Aus Aſia gekommen,
Ein Heidengötz', ein alter Fluch,
Zum Schrecken aller Frommen:
Mars oder Bachus ſey das Wort,
Davon Marbach, der Schreckensort,
Den Namen angenommen.

Die Steine längſt verſchwunden ſind,
Der Wald iſt ausgereutet,
Ein Mährchen ward's für Kindeskind,
Das wenig mehr bedeutet;
Doch horchet wohl auf meinen Sang,
Der nicht umſonſt mit ſeinem Klang
Es jetzt zurück euch lautet.

Denn ob des Schloſſes Felſengrund
Verſunken iſt in Schweigen,
Wird man doch d'rauf zu dieſer Stund'
Euch noch ein Hüttlein zeigen,
Und keine ſechzig Jahr' es ſind,
Daß drin geboren ward ein Kind,
Dem Wundergaben eigen.

Von gutem Vater war's ein Kind,
Von einem frommen Weibe;
Auf wuchs es und gedieh geſchwind,
Kein Rieſe zwar von Leibe:
Von Geiſt ein Rieſe wunderſam,
Als ob der alte Heidenſtamm
Ein junges Reiß noch treibe.

Und als er groß gewachſen war,
Da ſang er wilden Muthes
Von Räubern und von Mohren gar
Viel Args und wenig Gutes;
Von Trug und Mord und Lügenſpiel
Und von den Griechengöttern viel,
Als wär' er ihres Blutes.

Auf einmal ward er ſtiller jetzt,
Begann ſein ernſtes Dichten,
Er las, in fremdes Land verſetzt,
Tiefſinnige Geſchichten,
Doch ward in des Gedankens Schooß
Er noch des Heidenthums nicht los,
Laut pries er's in Gedichten.

Im Geiſte d'rauf in's ſpanſche Land
Hat er den Weg gefunden,
Davon geſungen allerhand
In gar großmacht'gen Kunden;
Nur den geweihten Glaubensmuth,
Des heißen Landes fromme Gluth
Hätt' er noch nicht empfunden.

Da jauchzt' ihm wohl die Menge zu
Auf ſeinen irren Zügen,
Er aber hatte keine Ruh',
Es mocht ihm nicht genügen,
Es ſaß der edle Rieſengeiſt,
In ſich gekehret als verwaiſ't,
Und ſeine Lieder ſchwiegen.

Da plötzlich ſieh! erhebt er ſich
Verklärt ganz und erneuet,
Der alte ſtolze Wahn entwich,
Vom jungen Licht zerſtreuet.
Es zieht vor uns ſein Wallenſtein
In's Leben, in den Tod hinein,
Daß es das Herz erfreuet.

Es feiert die Friedländerin
Ein göttlich Liebesſterben,
Maria wirft ſich büßend hin,
Den Himmel zu erwerben,
Und hoch im ew'gen Glanze ſteht,
Die Frankenjungfrau fromm erhöht
Bei allen Himmelserben.

Und ach, da kommt der freie Tell
Mit ſeinen Eidgenoſſen:
Ihm folgt der gute Sänger ſchnell,
Er hat den Zug beſchloſſen,
Er ſingt im Himmel fort und fort,
Er denkt an dich, du Heimathoort,
Aus dem die Rieſen ſproſſen [1]).

*) Der Urſprung Marbach's fällt in die Römerzeit. Im ſechszehnten Jahrhundert und ſpäter entdeckte man in der Umgegend der Stadt Mauern, Waſſerleitungen, Ciſternen, Altäre, Inſchriften und andere Denkmale, deren römiſcher Urſprung nicht zu verkennen, und eine bedeutende Niederlaſſung dieſes Volkes an dieſem Orte anzeigen. Nach einem aufgefundenen Grenzſteine der Quariten lag hier die XXIV. Cohorte, und aus einer andern Inſchrift war zu erkennen, daß die Bewohner von Marbach dem Vulkan opferten. Schwab hat die Sage von dem alten grimmen Rieſen ſehr ſinnig an Schiller, der, „kein Rieſe zwar von Leibe," doch „von Geiſt ein Rieſe wunderſam, als ob der alte Heidenſtamm ein junges Reis noch treibe," anacknüpft. Die Anſpielungen auf Schillers verſchiedene Productionen brauche ich wohl nicht einzeln zu erklären, jeder wird ſie ſich ſelbſt deuten können. Das kleine, unanſehnliche Häuschen, worin Schiller geboren wurde, liegt nahe an dem unteren Thore, welches nach Bottwar führt. Eine vom Beſitzer daran ausgehängte Tafel beſagt dem Vorübergehenden, daß hier Friedrich Schiller das Lebenslicht erblickte. Marbach iſt auch der Geburtsort des berühmten Aſtronomen Tobias Mayer.

Der Klopferle zu Sachſenheim.

Zu Sachſenheim im alten Schloſſe
Wohnt' einſt ein Geiſt vor alter Zeit,
Bekannt durch manche luſt'ge Poſſe
Im Schwabenlande weit und breit.

Weil er des Nachts mit derbem Schlage
An Fäſſern pochte, ward der Fant
Vom Volk gewöhnlich, laut der Sage,
Der Meiſter Klopferle genannt.

Doch war er nicht nach Geiſterſitte
Ein Murrkopf, diente jedem gern,
Ja es bedurft' oft keiner Bitte,
Vernahm er nur den Wunſch von fern.

Wie wohl ihn nie ein Aug' erſchaute,
So zeigte ſich's doch ſonnenklar,
Daß Köchin Suſe die Vertraute
Des unſichtbaren Fremdlings war.

Denn wenn er in des Kellers Zwinger
Manchmal zu ungeſtüm verfuhr,
Bedurft' von ihrem Zeigefinger
Es eines ernſten Winkes nur.

Und wie ein Lämmchen kroch der Scheue
Zum Kreuz, ſo wild er auch begann,
Und blies, zum Zeichen ſeiner Reue,
Mit mildem Zephyrs-Hauch ſie an.

Er war bereit zu ihrem Dienste;
Fehlt' es an Holz im Küchenschrein,
So schob von selbst durch seine Künste,
Ein Bündel schwebend sich herein.

Des Morgens früh, wenn sie erwachte,
War längst für sie des Dienstes Frohn
Von ihm erfüllt, hochlodernd krachte
Das Feu'r in allen Oefen schon.

Gebrach es ihr zu einem Feste
An Wein, an Wildprett — ohne Geld
Ward stracks der Küchenschrank auf's Beste
Mit Spenden aller Art bestellt.

Die alte Herrschaft selbst erkannte
Des dienstlustigen Geistes Müh',
Und der Verdienste Werth, und sandte
Ihm manchen gnad'gen Gruß durch sie.

Oft kam ein Haufen lust'ger Gäste,
Und oft ein unwillkomm'ner Brief,
Der Herrn und Frau zum Hochzeitfeste
Aufs Schloß des fernen Freundes rief.

Bald ſollt' der Herr mit ſeinen Knappen
Auf ein Turnier von hinnen zieh'n,
Des tapfern Sachſenheimer's Wappen
Mußt' friſcher Lorbeer ſtets umblüh'n.

Da pflegt' es denn um ſeine Kaſſe
Gar oft bedenklich auszuſeh'n,
Frau Suſe mußte vor dem Faſſe
Sodann den Geiſt um Hülfe fleh'n.

In ſolchem Fall thät er das Beſte,
Er lieferte, nicht ungalant,
Der gnäd'gen Frau zum nahen Feſte
Die feinſten Spitzen aus Brabant.

Sie fand ſie morgens in dem Schranke;
Den gnäd'gen Herrn begrüßt im Stall
Mit Zaum und Sattel an der Planke
Ein Hengſt, ſtolz, wie der Bucephal.

Und nebenher fand er im Schreine
Ein Röllchen von Dukaten ſchwer
Und Flaſchen vom Extract der Weine —
Wo lebte je ein Geiſt, wie der!

Dafür war er denn auch im Hauſe,
— Und ſolcher Achtung war er werth, —
Von Herrn und Frau bei jedem Schmauſe
Mit Leckerbiſſen reich beehrt.

Frau Suſe ſtellte ſie im Keller
Ihm am gewohnten Plätzchen auf,
Geleert fand Abends ſie den Teller,
Zum Lohn ein gold'nes Füchschen drauf.

So freundlich war es manches Jährchen
Im Sachſenheimer Schloß beſtellt;
Doch endlich ſchied das alte Pärchen
Von Herrſchaft ſelig aus der Welt.

Der junge Herr, ein luſt'ger Praſſer,
War nicht des alten Geiſtes Freund,
Und lang zu bitten, war, den Spaſſer,
Als Herr vom Schloß er nicht gemeint.

In fröhlicher Geſellen Mitte
Saß er einſt bei der Flaſche Wein,
Man ſcherzt' und ſoff nach Ritter-Sitte
Bis in die ſpäte Nacht hinein.

Bald gab beim Glas ein Wort das andre:
„Zeigt mir der Gnome nicht den Ort,
Wo er den Schatz verwahrt, ſo wandre
Er ſtracks aus meinen Mauern fort!“

So ſprach der Herr; und mit dem Gruße
Stieg in des Kellers dunkles Grab
Laut weinend drauf die alte Suſe
Auf des Gebieters Wort hinab.

„Weh ihm!!! verſetzt im tiefſten Baſſe,
Empor geſtört aus ſeiner Ruh,
Der Klopfer hinter einem Faſſe, —
„Ach, treue Suſe! warn' ihn Du!

„Wenn ich, „weh ihm!“ zum drittenmale
Ausſprechen muß, macht er mich toll,
So iſt für ihn und euch die Schaale
Des jammervollſten Unglücks voll!“

Vergebens bat die fromme Suſe
Den Ritter und den Kreis um ihn,
Man zwang ſie, mit dem alten Gruße
Zum zweitenmal hinabzuzieh'n.

„Weh ihm!“ begann mit banger Stimme
Der Geiſt, „zerſtört er meine Ruh,
Erwacht in nie erhörtem Grimme
Die Rache, geh' und warn' ihn Du!!!

Zum drittenmal ſtieg drauf ein Pfaffe
Auf des ergrimmten Herrn Befehl
Hinab, bewehrt mit heil'ger Waffe,
Mit Weihrauch, Crucifix und Oel.

Die Ritter harrten in dem Saale
Indeß die Schwerter in der Hand;
„Weh ihm!“ erſcholl's zum drittenmale,
Und krachend ſtand das Schloß in Brand.

In Stücke ſprang die Flügelpforte
Des Saales, und ein Ungeheu'r
Erſchien, treu dem gegeb'nen Worte,
Mehr Thier als Menſch, in blut'gem Feu'r.

Es hielt ein Eichenblatt im Munde,
Mit dreier Eicheln friſcher Frucht;
Die Ritter fraß die Glut zur Stunde,
Verſperrt war jeder Weg zur Flucht*).

*) Ueber das Weſen der Kobolde will ich hier mittheilen, was darüber in Prätorius Weltbeſchreibung I. 315—320; Unterredungen vom Reich der Geiſter I. 503; Luthers Tiſchreden S. 103, und Brüder Grimm's deutſche Sagen I. S. 90—92 ꝛc. zu leſen iſt:

An einigen Orten hat faſt jeder Bauer, Weib, Söhne und Töchter, einen Kobold, der allerlei Hausarbeit verrichtet, in der Kuche Waſſer trägt, Holz ſpaltet, Bier holt, kocht, im Stall die Pferde ſtriegelt, den Stall miſtet u. dgl. Wo er iſt, nimmt das Vieh zu und alles gedeiht und gelingt. Noch heute ſagt man ſprichwörtlich von einer Magd, der die Arbeit recht raſch von der Hand geht: „ſie hat den Kobold.“ Wer ihn aber erzurnt, mag ſich vorſehen.

Sie machen, ehe ſie in die Häuſer einziehen wollen, erſt eine Probe. Bei Nachtzeit nämlich ſchleppen ſie Sägeſpäne ins Haus, in die Milchgefäße aber bringen ſie Koth von verſchiedenem Vieh. Wenn nun der Hausvater genau achtet, daß die Späne nicht zerſtreut, der Koth in den Gefäßen gelaſſen und daraus die Milch genoſſen wird, ſo bleibt der Kobold im Haus, ſo lange nur noch einer von den Hausbewohnern am Leben iſt.

Hat die Köchin einen Kobold zu ihrem heimlichen Gehülfen angenommen, ſo muß ſie täglich um eine gewiſſe Zeit und an einem beſonderen Ort im Haus ihm ſein zubereitetes Schüſſelchen voll gutes Eſſen hinſetzen und ihren Weg wieder gehen. Thut ſie das, ſo kann ſie faullenzen, am Abend früh zu Bette gehen, und wird dennoch ihre Arbeit Morgens früh beſchickt finden. Vergißt ſie das einmal, ſo muß ſie in Zukunft nicht nur ihre Arbeit ſelbſt wieder thun, ſondern ſie hat nun auch eine unglückliche Hand, indem ſie ſich im heißen Waſſer verbrennt, Töpfe und Geſchirr zerbricht, das Eſſen umſchüttet, alſo daß ſie von ihrer Herrſchaft nothwendig ausgeſcholten wird. Darüber hat man den Kobold öfters lachen und kichern gehört

Verändert ſich auch das Geſinde, ſo bleibt er doch, ja die abziehende Magd muß ihn ihrer Nachfolgerin anempfehlen, damit dieſe ſein auch warte. Will dieſe nicht, ſo hat ſie beſtändiges Unglück, bis ſie wieder abgeht.

Man glaubt, ſie ſeyen Weſen in Geſtalt kleiner Kinder, mit einem bunten Röcklein. Darzu etliche ſetzen, daß ſie theils Meſſer im Rücken hatten, theils noch anders und gar graulich geſtaltet wären, je nachdem ſie ſo und ſo, mit dieſem oder jenem Inſtrumente vor Zeiten umgebracht wären; denn ſie halten ſie für die Seelen der vorweilen im Hauſe Ermordeten.

Zuweilen iſt die Magd lüſtern, ihr Knechtchen, Kurk, Chimgen oder Heinzchen, wie ſie den Kobold nennen, zu ſehen, und wenn ſie nicht nachläßt, nennt der Geiſt den Ort, wo ſie ihn ſehen ſolle, heißt ſie aber zugleich einen Eimer kalt Waſſer mitbringen. Da begibt ſich's denn, daß ſie ihn etwa auf dem Boden auf einem Rißchen nackt liegen ſieht, und ein großes Schlachtmeſſer ihm im Rücken ſteckt. Manche iſt ſo ſehr erſchrocken, daß ſie ohnmächtig niedergefallen, worauf der Kobold alsbald aufſprang und ſie mit dem kalten Waſſer über und über begoß, damit ſie wieder zu ſich ſelbſt kam. Darnach iſt ihr die Luſt vergangen, den Kobold zu ſehen.

Manche von dieſen Kobolden ſollen ſich auch gar nicht ſehen laſſen wollen, und wenn man nicht nachläßt, bis ſie es thun, ſo fahren ſie feurig durch den Rauchfang hinaus und ſetzen das ganze Haus in Feuer. Aus dieſem Grunde ſoll auch, wie viele alte Leute in Schwaben betheuern, das Schloß Sachſenheim abgebrannt ſeyn, und die oben mitgetheilte Sage, behaupten ſie, ſey nur einem böſen Junker zur Lehre gedichtet.

Die Bergſtraße und der Odenwald.

Der Edle von Handſchuchsheim.

Schildſage.

Ein Ritter fromm, voll edlem Muth,
An Sitten hochgeehrt und gut,
Ging täglich in die Kirch zur Zeit,
Von ſeiner Burg nicht ſonder weit.
Und einmal trug es ſich da zu,
Daß er ſich niederſetzt in Ruh,
Entſchläft er betend vor'm Altar,
Der Sankt Katbrina heilig war.
Ein' Jungfrau ſah er vor ſich ſtehn,
Mit einer Krone blinkend ſchön,
Wie Spinngeweb voll Himmelsthau,
Wenn Morgenlicht auf Roſen ſchaut,
Von Demant ſchien es eine Laube,
Voll Strahlen ſchien hindurch der Glaube.
An ihrer Seite konnt' er ſchauen
Zwei ſchöne ſtehende Jungfrauen,
Doch wie viel ſchöner die Gekrönte
Aus tauſend bunten Vögeln tönte.

Der Jüngling fürcht sich vor dem Wunder
Er neigt sich, schlägt die Augen unter.
Sie sprach: „Da du doch edel bist,
„Wie zeigst du dich unadelich,
„Wir kommen darum, wie wir sollen,
„Daß wir dich jetzt ansehen wollen;
„So deckst du deine Augen zu,
„In dieser deiner müden Ruh,
„Willt du dir ein Gemahl gern freien,
„Hier unter uns erwähl' von dreien!"
Da er nun diese Wort gehört,
Aus seinem Schlaf geschwind auffährt,
Erwacht mit himmlischer Lieb durchgossen,
Seine Augen rannen von ihm erschlossen;
Ein' Jungfrau sprach zu ihm da gnädig:
„Nimm die, so jetzt mit dir geredet,
„Dann wie sie schöner ist als wir,
„Kann ich jetzund versprechen dir;
„Also ist sie vor Gott auch höher,
„Und deiner Bitt' Gewährung näher,
„Ihr Name ist dir wohlbekannt,
„Sankt Katharina ist sie genannt."
Darauf der Jüngling sie thät grüßen,
Und fiel der Jungfrau still zu Füßen,
Hub an zu weinen inniglich,
Und bat die Heil'ge demüthlich,

Sie wolle ſeiner ſich, des Armen,
Allzeiten über ihn erbarmen.
Sie ſetzt' ihm auf einen Roſenkranz,
Der gab von ſich ein'n Sonnenglanz,
Und ſprach: „Nimm dieſen Kranz der Liebe
„Von mir, die du ſollſt ſtetig üben!"
Verſchwand alſo vor ſeinen Augen,
Mit ihren zweien Beijungfrauen.
Da nun der Ritter jetzt erwacht,
Hat er des Roſenkranz gedacht,
Auf ſeinem Haupt thät er den finden,
Thät ihn mit Wohlgeruch umwinden.
Nachdem es aber ſich begab,
Daß man dem Ritter ſehr oblag,
Und wider Willen muß er freien,
Das ihm doch übel thät gereuen! —
Ihm ward in ſeinem jungen Leben
Ein' ſchöne, edle Jungfrau gegeben,
Ließ doch von der Gewohnheit nit
All' Tag er Katharinen bitt,
Daß ſie darum ihn nicht woll' haſſen,
In ſeinen Nöthen nicht verlaſſen.
Da nun ſein' Hausfrau ſchwanger ging,
Sie einen Argwohn auch empfing;
Wenn er ging nach Katharinen Kirche,
Thät ſie in ihrem Herzen fürchten,

Er möcht' vielleicht in dieſen Tagen
Ein' lieber dann ſie ſelber haben.
Einsmals beſtellt ſie eine Magd,
Zu der ſie dieſe Worte ſagt:
„Wo geht mein Herr all Morgen hin?“ —
Die Magd ſagt ihr aus böſem Sinn:
„„Ich weiß wohl, wo er hingegangen,
„„Hat nach des Pfaffen Schweſter Verlangen.““
Die Frau ward ob dem Wort betrübt,
Weil ſie den Ritter allein nur liebt.
Da nun der Herr zurücke kam,
Der Frauen Traurigkeit vernahm,
Fragt er, warum ſie traurig wär'.
Sie ſagt, ſie hörte böſe Mahr,
Wie er ging täglich umher buhlen,
Zu des Pfarrers Schweſter in die Schulen.
Er ſagt: „Du haſt nicht recht gehört,
„Oder biſt ſonſt worden bethört,
„Die ich lieb hab in meiner Pflicht,
„Die iſt des Pfarrers Schweſter nicht,
„Es iſt ein' andere der Chriſt,
„Die tauſendmal viel ſchöner iſt.“
Stand alſo auf von ſeinem Bett,
Als wenn er noch zu buhlen hätt',
Ging doch nur wieder von ihr hin',
Wie vor auch zu Sankt Katharin.

Ob dieſer Antwort das Gemüth
Der edlen Frau war tief betrübt,
Sie ſprang im Zorn vom Bett herab,
Und ſtach ſich ſelbſt die Kehle ab.
Der Ritter vom Gebet heimkam,
Die Trauerbotſchaft nun vernahm,
Sah ſein Gemahl des Tods verſchieden,
Und dort im Blut umwälzet liegen,
Erſchrack er ſehr, ſein Herz ward kühl,
Daß er in ein' Ohnmacht hinfiel.
Da er nun wieder zu ſich kam,
Hub bitterlich zu weinen an,
Klopft an ſein Herz, rauft aus ſein Haar,
Und ſprach zu ſich in der Gefahr:
„O heil'ge, heil'ge Katharin,
Sieh an, in welcher Noth ich bin,
„Ach, ich hab meine Treu verloren,
„Und bin meineidig an dir worden."
Mit dieſen Worten lief er hin
Zur Kirche der Sankt Katharin,
Mit Seufzen er ſein' Bitt vorbracht,
Bis um ihn her war dunkle Nacht,
Und traurig prächtig Stern bei Stern,
Durch's Kirchenfenſter ſah von fern.
Mit ihren Jungfrau'n da erſchien,
Die heil'ge Jungfrau Katharin,

Dem Ritter, der vor dem Altar
Da lag und halb entſchlafen war.
Ging zu ihm hin, wiſcht ſeine Augen,
Mit ihren beiden Beijungfrauen.
Sie ſprach zu ihm: „Haſt unrecht gethan,
„Daß du mich ſo verlaſſen, Mann,
„Auf dich genommen andre Laſt,
„Dein Treu' an mir gebrochen haſt,
„Doch haſt du mich zierlicher maßen
„Geliebt und mich nicht gar verlaſſen.
„Steh' auf und geh mit Freuden heim,
„Dir ſoll diesmal geholfen ſeyn.
„Dein Hausfrau iſt lebendig worden,
„Hat eine Tochter dir geboren.
„Die wird dir lange Zeit nachleben,
„Der ſollſt du meinen Namen geben.
„In ihrem Gebet wird ſie ſich üben,
„Daß Gott der Herr ſie ſehr wird lieben:
„Alſo, daß ſie in einem Jahr,
„Den Großvater aus großer Gefahr
„Des Fegfeuers erlöſen wird,
„Der immer noch im Feuer irrt."
Sie neigt ſich ihm, wiſcht ſeine Augen,
Die Thränen ihre Händ einſaugen.
Doch wie der Birken weiße Rinde,
So wächſt ein Handſchuh davon geſchwinde

Auf ihren Händen weiß wie Schnee,
Den ſtreift ſie ab, als ſie zur Höh;
Der fällt und weckt ihn am Altar,
Da er vor Kummer ſchlafen war.
Er findet einen Handſchuh weiß,
Wie niemand ihn zu weben weiß.
Ein Bote kam: „Herr kommt herüber,
„Denn euer Gemahl, die lebet wieder,
„Und hat in dieſe Welt geboren
„Ein' ſchöne Tochter auserkoren."
Ob dieſer fröhlichen Botſchaft
Erhielt er ſchnell zurück die Kraft,
Stand auf und dankte Katharin,
Den Handſchuh ſteckt zum Helme kühn,
Zog wiederum zu ſeiner Frauen,
Die er mit Freuden an thut ſchauen,
Und küßt das Kind, umfangt das Weib,
Drückt ſie zu ſich an ſeinen Leib,
Fing an zu weinen gleich dem Kind,
Bat um Verzeihung ſeiner Sünd.
Drauf ſprach die Frau: „Wir ſollen loben
„Sankt Katharin im Himmel droben,
„Denn da ich mich vor Leid getödtet,
„Und lag in allen meinen Nöthen,
„Zu mir ſchon kamen höll'ſche Knaben,
„Mein Seel' ſie wollten genommen haben,

„Da hat die heil'ge Katharin
„Für mich gebeten; Gott verziehn,
„Daß er den Leib der Seel noch ließe,
„Daß ſie in ihm noch könnte büßen."
Die Frau ließ drum ein Kloſter bauen,
Die Heil'ge im Gebet zu ſchauen [1]),
Der Ritter zog in's heil'ge Land,
Vom Handſchuh große Kraft empfand;
Den Roſenkranz, den Handſchuh weiß
In's Kloſter gab nach ſeiner Reiſ';
Ein Dorf thät ſich um's Kloſter bauen,
Dort iſt der Handſchuh noch zu ſchauen [2]),
Und manch ein Lied und manch ein Reim
Preiſ't noch die Herrn von Handſchuchsheim [3]).

[1]) „An der Weſtſeite der Kirche im „Nonnen-Garten" trifft man Fundamente und Gewölbe des Frauenkloſters, welches einſt hier beſtand und unter dem Namen der „Jungfrauen in der Klauſe", ſo wie der „Mutter und Schweſtern in der Klauſe" in alten Weißthümern des XVI. Jahrhunderts und im Lorſcher Judicial-Buche vorkommt."

(Leonhard Fremdenbuch S. 189.)

[2]) In der Kirche zu Handſchuchsheim befinden ſich viele Grabſteine, Monumente, Wappen ꝛc., welche ſich auf die Edlen von Handſchuchsheim beziehen, und durch das Familienwappen, einen ſilbernen Handſchuh im blauen Felde kenntlich ſind.

*) Ueber fünfhundert Jahre hindurch ſtand das uralte Geſchlecht der Handſchuchsheimer in Bluthe und großem Anſehen bis der lezte des Stammes, Johann von Hantſchuchsheim, im Jahre 1600 von Friedrich von Hirſchhorn in einem Duelle auf dem Marktplatz zu Heidelberg erſtochen wurde. Ein Denkmal in der Handſchuchsheimer Kirche, den lezten Herrn von Hantſchuchsheim in voller Kriegsrüſtung darſtellend, mit dem Helme und einem Löwen zu Füßen, hat folgende, auf jene That ſich beziehende Inſchrift:

„Als man zählt 1583 Jahr.
In der Nacht den 25. Juni zwar.
Ward geboren Hanns von Hentſchuchsheim.
Auf Einen ſtunde der Adeliche ſtamm allein.
Von Churfürſt Friedrichen Pfalzgrafen bei Rhein
Ward beſchrieben gen hoffe zu reiten ein.
Zu Dienen ſtellt er ſich gehorſamlich dar.
Seines Alters fünfzehn und ein halbes Jahr.
Zu Heidelberg auf dem Markt bei Nacht
Friedrich von Hirſchhorn in hardt ſtach,
Den 14. decembris im ſechszehnhundertſten Jahr.
Ueber ſiebenzehn Tag hernach ſein lebe endet gahr.
Alles iſt gegebe in des Herrn handt.
Er löſſt keine Uebelthat ohn belandt.
Ob ich ſchon zeitlich werde gerücket hin.
Sterben iſt meines Lebens gewin.“

(Vergl. „das Grab der lezten Dynaſten von Hirſchhorn in der St. Kilianskirche zu Heilbronn.)

Das Burgfräulein von Windeck,

von

A. von Chamiſſo.

Halt an den ſchnaubenden Rappen,
Verblendeter Rittersmann.
Gen Windeck fleucht, dich verlockend,
Der luſtige Hirſch hinan.

Und vor den mächtigen Thürmen,
Vom äußer'n verfallenen Thor,
Durchſchweifte ſein Auge die Trümmer
Worunter das Wild ſich verlor.

Da war es ſo einſam und ſtille,
Es brannte die Sonne ſo heiß,
Er trocknete tiefaufathmend
Von ſeiner Stirne den Schweiß.

„Wer brächte des köſtlichen Weines
Mir nur ein Trinkhorn voll,
Den hier der verſchüttete Keller
Verborgen noch hegen ſoll?

Kaum war das Wort beflügelt
Von ſeinen Lippen entflohʼn,
So bog um die Epheu-Mauer
Die ſorgende Schaffnerin ſchon.

Die zarte, die herrliche Jungfrau,
In blendend weißem Gewand,
Den Schlüſſelbund im Gürtel,
Das Trinkhorn hoch in der Hand.

Er ſchlürfte mit gierigem Munde
Den würzig köſtlichen Wein,
Er ſchlürfte verzehrende Flammen
In ſeinen Buſen hinein.

Des Auges klare Tiefe!
Der Locken flüſſiges Gold! —
Es falteten ſeine Hände
Sich flehend um Minneſold.

Sie ſah ihn an mitleidig
Und ernſt und wunderbar,
Und war ſo ſchnell verſchwunden,
Wie ſchnell ſie erſchienen war.

Er hat ſeit dieſer Stunde,
An Windeck's Trümmer gebannt,
Nicht Rub', nicht Raſt gefunden,
Und keine Hoffnung gekannt.

Er ſchlich in wachem Traume,
Geſpenſtlich, ſiech und bleich,
Zu ſterben nicht vermögend,
Und keinem Lebendigen gleich.

Sie ſagen: ſie ſey ihm zum Andern
Erſchienen nach langer Zeit,
Und hab ihn geküßt auf die Lippen,
Und ſo ihn vom Leben befreit [1]).

[1]) Der Name der Stadt und der Burg, welche urſprünglich Winenheim (d. i. Weinheim) heißt, ſoll von dem im Berge verſchloſſenen Wein herrühren. In den rhein. Provinzial-Blättern Jahrg. 1838, März und Aprilheft, wird dieſe von Chamiſſo ſo ſchon bearbeitete Sage etwas verändert und ſehr breitgetreten erzählt; dem ungenannten Verfaſſer ſchwebte aber unleugbar Schreiber's Sage von Neuwindeck, „die todte Braut" bei der Bearbeitung vor, während unſere Sage eine Variation der Sage vom Kellermeiſter auf Arnsburg iſt (S. Stöber. elſäſſiſches Sagenbuch S. 384). Dem Volksglauben nach geht auch auf Windeck ein Koch oder Kellermeiſter herum, vorzüglich am Gründonnerſtag. „Da wird man geworfen oder ſonſt geneckt. Zum Belege dieſer Sage erzählt man, ein Pfälziſcher Kammerherr ſey auf dieſen Tag einmal mit großen

Schmerzen an den Füßen von da zurückgekommen." (Grimm, Vorzeit und Gegenwart S. 108.)

Nicht so romantisch, wie die Erzählung von der verführerischen Jungfrau ist die Sage von den beiden letzten Burgherren. Die zwei letzten Sprossen dieser Familie waren nämlich zwei Brüder, die sich aus Geiz nie verheiratheten, und auf alles, woran ein gewöhnliches Menschenkind Freude und Ergötzen hatte, verzichtet hatten. Nur eine Gesellschafterin half ihnen die leeren Hallen des Schlosses beleben, nämlich eine Meise, die sie täglich, ihrem Geize zum Trotz, mit einer Nuß regalirten. Allein eines Tages erwogen sie, welcher entsetzlichen Zahl von Nüssen sie in einem ganzen Jahre zum Unterhalte des kleinen Lieblings bedürften; der Schrecken über diese arge Verschwendung wirkte so stark auf ihr Gemüth, daß sie nicht allein das halbverhungerte Thierlein sofort zum Fenster hinaus fliegen ließen, sondern am folgenden Tage zum Jubel der benachbarten Stadt des blassen Todes verstarben.

Thassilo in Lorsch [1]).

Legende

von

A. L. Grimm.

Der große Heldenkaiser kam
Von weiten Fahrten hergezogen;
Nach Lorsch er seine Straße nahm,
Dem Kloster dort war er gewogen.
Im Münster hat er manche Nacht
Dort im Gebet einst zugebracht.

„Dich grüß ich stilles Gotteshaus!
„Gott grüß euch all, ihr frommen Brüder!
„Gern ruh ich wieder bei euch aus. —
„Von weiter Wegfahrt müd, doch müder
„Von vielen Sorgen, groß und klein,
„Sprech ich als Pilger bei euch ein.

„Da draußen stürmt es in der Welt,
„Da geht der Mensch sich selbst verloren.
„Die Kirche hier, die mir gefallt,
„Hab ich zur Andacht mir erkoren.
„Laßt hier mich bei der Lampe Schein
„Die Nacht mit mir und Gott allein."

Der Abt und seiner Mönche Chor
Heißt seinen Kaiser hochwillkommen.
Mit Ehrfurcht ist er, wie zuvor,
So heut auch wieder aufgenommen,
Und alles ist zur Dienstbarkeit
Dem frommen Herrscher gern bereit.

Doch als in stiller Mitternacht
Der Kaiser ernst und andachttrunken
Allein noch in der Kirche wacht,
Am Fuß des Altars hingesunken,
Sein Herz, von Sorgen viel beschwert,
Ganz seinem Gotte zugekehrt;

Da horch! da wird es plötzlich laut:
Die Halle tönt von Mannestritten;
Und wie der Kaiſer um ſich ſchaut,
Kommt dort ein Mönch herabgeſchritten,
Unſicher durch den langen Gang
Zum Chore wandelt er entlang.

Und hehr im Lichtglanz, wunderbar,
Wer iſt's, der mit ihm näher ſchreitet?
Ein Engel Gottes iſt's fürwahr,
Der ſanft des Alten Schritte leitet.
Karl ſieht den Blinden an und ſpricht:
„Wo ſah ich ſchon dies Angeſicht?"

Und von Altären zu Altar
Die greiſen Schritte ſorgſam lenkend,
Stellt ihn der Engel Allen dar;
Und er, die fromme Pflicht bedenkend,
Spricht hier und dort ein ſtill Gebet,
Und dann zurück zum Kloſter geht.

Am Morgen aber kömmt zum Abt
Der Kaiſer mit hocherniten Mienen.
„Sagt, welchen Heiligen Ihr habt,
„Dem hier ſchon Gottes Engel dienen?"
Der Abt verſteht die Frage kaum:
„Euch täuſcht, mein Kaiſer, wohl ein Traum?"

„„Mich täuscht kein Traum, ich sah es klar;
„„Es war kein Bild erregter Sinnen:
„„Ein lichter Engel bracht ihn dar
„„Und führt ihn still darauf von hinnen. —
„„Laßt uns in nächster Nacht vereint
„„Sehn, ob er wieder dort erscheint.““

Der Abt ist seinem Herrn bereit,
Sie stehn im Münster voll Verlangen;
Wie gestern, um dieselbe Zeit,
Kommt auch das Paar schon dort gegangen.
Der Engel, hehr im Lichtgewand,
Den blinden Greis an seiner Hand.

„Herr Abt, wer ist der Gottesmann?“
„„Mein Kaiser, Niemand will ihn kennen.
„„Als Laien nahm ich längst ihn an,
„„Nie wollt er seinen Namen nennen.
„„Der Buße lebt er ganz allein
„„Mit Beten, Fasten und Kasteien.““

Und von Altären zu Altar
Die greisen Schritte sorgsam lenkend,
Stellt ihn der Engel allen dar,
Und er, die fromme Pflicht bedenkend,
Spricht hier und dort ein still Gebet,
Und dann zurück zum Kloster geht

Der Kaiſer neigt das Haupt und ſinnt:
„Einſt ſah ich ihn an andrer Stelle,
„Noch war er aber da nicht blind.
„Auf, führe mich nach ſeiner Zelle,
„Daß er bei Chriſti Wunden frei
„Zu Gott bekenne, wer er ſey.“

Sie treten zu dem Blinden ein.
„Freund,“ ſpricht der Abt, „laß mich erfragen
„Dein Vaterland, den Namen dein,
„Welch Schickſal dich hierher verſchlagen;
„Nicht eitle Neugier iſt's, die fragt;
„Antworte frei und unverzagt.“

„„Mein Vaterland war einſt die Welt,
„„Jetzt liegt es mir in weiten Fernen.
„„Nur Eins iſt, was mich hier noch hält,
„„Dann find' ich's wieder übern Sternen.
„„Noch heiß ich Sünder; ach und faſt
„„Erdrücket mich der Sünden Laſt.““

„Nein, ſpricht der Kaiſer, frommer Greis,
„Die Sünden ſind dir längſt vergeben.
„Verſuch's, erhebe dich, ich weiß,
„Daß Gottes Engel dich umſchweben.“
Da ſtaunt der Mönch und ruft entzückt:
„„Du biſt der Engel, den er ſchickt.

„„Längſt neig ich mich dem Grabe zu;
„„Schuld gegen dich knüpft mich an's Leben.
„„Vergibſt du ſie, dann ſind ich Ruh,
„„Durch dich wird Gott mir auch vergeben.
„„Vergib dem Sünder, wohlbekannt;
„„Thaſſilo ward ich einſt genannt.““

Und Karl reicht ihm gerührt die Hand.
„Hier nimm es, der Verſöhnung Zeichen.“
Thaſſilo küßt das theure Pfand.“
Da ſieht man ſeine Lippen bleichen.
Gebrochen iſt des Büßers Herz,
Die Seele ſchwingt ſich himmelwärts.

Er lächelt ſelig noch im Tod,
Und ſtaunend ſehen die Betäubten,
Wie dort im erſten Morgenroth,
Auf ihn geneigt, zu ſeinen Häupten,
Der Engel ſtill ihm winkend ſteht —
Und jeder neigt ſich zum Gebet.

1) Schon zu Pipin's Zeiten, des Vaters Karl's des Großen, hatte Thaſſilo mehrfach ſeine Unabhängigkeit vom fränkiſchen Reich zu behaupten geſucht. Die Vermittelung des Papſtes und die Unruhen in Aquitanien hatten Pipin nur abgehalten, in ſein Land einzufallen. Nach Pipin's Tode war es Karl's erſte Sorge, Thaſſilo auf gütlichem Wege zu anderen Geſinnungen zu bewegen. Dies gelang ihm denn auch durch die Vermittelung des Fuldaiſchen Abtes Sturm,

und Karl's Mutter, der frommen Bertha. Allein das gute Verhältniß währte nicht ſehr lange. Karl der Große hatte den Longobarden-König Deſiderius, den Vater Liutbirgens, der Gemahlin Thaſſilo's, vom Throne geſtoßen, das longobardiſche Reich vernichtet und mit der fränkiſchen Monarchie vereinigt, Liutbirgens Eltern aber verbannt und in ein Kloſter ſtecken laſſen. Auch Liutbirgens Schweſter, welche die friedliebende Bertha ihrem Sohne Karl zur Gemahlin gewählt hatte, war von dieſem einige Jahre zuvor, weil ſie nicht Mutter wurde, verſtoßen worden. Dieſes alles hatte den Zorn Liutbirgens mächtig erregt, ſie wußte Thaſſilo bald für ihre Pläne zu gewinnen, und während Karl in Spanien und Sachſen mit Kriegen beſchäftigt war, regte Thaſſilo die Feinde und Widerſacher Karl's in- und außerhalb des Landes auf, und bewog ſie zu Einfällen in das fränkiſche Gebiet. Karl wandte ſich an den Pabſt. Dieſer ſchickte Geſandte in die Reſidenzſtadt Thaſſilo's, und ließ ihn an ſeine Eide und Verſprechungen erinnern. Dies wirkte. Thaſſilo ging ſelbſt zur Maiverſammlung nach Worms, auf welcher alle Landſaſſen und abhängige Fürſten erſcheinen mußten, und verbürgte daſelbſt ſein künftiges, pflichtmäßiges Benehmen mit zwölf Geißeln und außerdem mit vielen Geſchenken. Aber Liutbirge ruhte nicht. Es währte daher wieder nur einige Jahre, und es brachen nicht nur in Auſtraſien, dem Vaterland der Agilolfinger, neue Unruhen aus, ſondern es wurden auch von Seiten Bayerns offenbare Gewaltthätigkeiten gegen die fränkiſch-longobardiſchen Gränzgrafen verübt. Der Pabſt ſuchte auf Karl's Klagen wiederum zu vermitteln, aber erſt, als der Kaiſer bis Augsburg mit ſeinem Heere vordrang, eilte Thaſſilo, ſich durch Geißeln, unter welchen ſelbſt ſein Sohn Theodo war, und durch eine neue Unterwerfung mit Karl auszuſöhnen. Solchergeſtalt ſchien die Oberherrſchaft und die Ordnung der Dinge in Bayern wieder hergeſtellt zu ſeyn.

Der König und der Herzog ſchieden ausgeſöhnt von einander. Allein Liutbirgens Buſen ſchwoll deſto ſtärker von Groll und von Zorne. Auf Rache ſinnend, bot ſie, als der Monarch kaum den Rücken gewandt hatte, in den Stämmen der Hunnen, am Hof zu Konſtantinopel, bei ihrer Schweſter Adelberg, der Wittwe des Herzogs von Benevent, und bei allen Grenzvölkern alles auf, ihr und ihrem eingekerkerten Vater, und dem gedemüthigten Gemahl zu Hülfe zu kommen. Auf allen Gränzen ſollten, gleichwie auch erfolgte, feindliche Schaaren in die Vorländer des fränkiſchen Reichs einfallen. Dieſe Politik der Liutbirge, obwohl ſie von Gefühlen der kindlichen Zärtlichkeit geleitet worden war, ſchlug zu eignem Verderben aus. Thaſſilo erſchien mit verſtellten Geſinnungen und vielleicht von den verderblichen Planen ſeiner Gemahlin nicht einmal vollkommen unterrichtet, in der nach Ingelheim allgemein ausgeſchriebenen Verſammlung, indeſſen die geheimen Anſchläge ſeiner Gemahlin bereits entdeckt waren. Ebenſo zum Scheine gut war daher auch der Empfang ſeiner Perſon; aber insgeheim waren unverweilt Abgeordnete abgeſchickt worden, welche Thaſſilo's Gemahlin und die geſammte zahlreiche Familie deſſelben einladen mußten, zum Könige zu kommen. Die verſtändige Liutbirge ſah ohne Zweifel ſogleich, in welches Labyrinth ſie gerathen, und noch weniger blieb ſie in Hinſicht ihres künftigen Schickſals ungewiß, als ſie zu Mainz ankam. Denn da war ihr Gemahl bereits ſeiner Freiheit beraubt, und ſtand im feierlichen Verhör. Alle die geheimen Einverſtändniſſe mit den Griechen, mit den Hunnen und Slaven, und insbeſondere mit Adalgis, dem longobardiſchen Thronprätendenten, ihrem Bruder, waren entdeckt, und weil die Ankläger ihre Ausſagen auch ſogleich mit Zeugen erhärten konnten, von Thaſſilo eingeſtanden. Die eigenen Unterthanen, die Bayern, beſchuldigten ſelbſt ihren Herzog der härteſten Verbrechen, und wurden an ihm die erſten

Verräther. Alles, was ihm ſeit dem Anfang ſeiner Regierung zur Laſt gelegt werden konnte, wurde hervorgeſucht, um ihn zu ſtürzen. Die heimliche Entweichung vom Heer im Jahre 763 — ſchrien ſie wüſte durcheinander, — ſey eine förmliche Deſertion (Haristiz); der Eidbrüchige habe ſein Leben verwirkt. Ferner zeugten ſie wider ihn: er habe Feinde in's Land gerufen, und die Hunnen, die Griechen und andere Ausländer zum Krieg gegen ſeinen Herrn und König gereizt; er habe geſagt: „und wenn er zwölf Söhne hätte, ſo wollte er ſie lieber alle verlieren, als in dem Zuſtand verbleiben; es ſey weit zuträglicher ſterben als lebend den Zweck verfehlen, um den wir von Tag zu Tag harrend hier verweilen.“ Carl der Große, nicht ſowohl rachſüchtigen als herrſchſüchtigen Gemüths, wollte jedoch mit dem Blut ſeines Anverwandten die Hände nicht beflecken, ſondern war zufrieden geſtellt, wenn nur einmal die ſtolzen ehrgeizigen Agilolfinger vom Thron und aus dem Land entfernt wären. Man gab daher dem unglücklichen Herzog Thaſſilo an die Hand ſich glücklich zu preiſen, wenn er in ein Kloſter geſteckt würde, und ſeine übrige Lebenszeit Gott widmen könnte, ſo ungerne er in der That den Glanz des Hofs mit der finſtern einſamen Kloſterzelle vertauſchen mochte. Allein er konnte einem härtern Schickſal und der Todesgefahr anders nicht entgehen. Es war veranſtaltet, daß er vor dem Thron ſein langes Haar, den Schmuck ſeines Haupts, die Zierde und das Ehrenzeichen der Abkömmlinge des alten merowingiſchen Königſtamms ablegen, und zum Mönch geſchoren werden ſollte. Dieſe Demüthigung empfand er ſchwer, und flehte unmuthsvoll, man möchte ihn nicht durch die Reihen ſpottender und hartherziger Höflinge mit geſchorenem Haupte durchführen. Der Monarch ließ ihn hierauf in das Kloſter Lauresheim bringen, und daſelbſt das Haar abſcheeren. Seine beiden erwachſenen Prinzen Theodo und Theodebert wurden, jeder in ein anderes

Kloſter geſteckt und ebenfalls geſchoren. Daſſelbe Loos hatte auch die edelmüthige, aber unkluge, Liutbirge mit zwei Prinzeſſinnen betroffen. Einige minderjährige Prinzen Thaſſilo's, glaubt man, wären ihrem Schickſal überlaſſen worden."

(Vergl. Gemeiner, Bayern unter königlich fränkiſcher Oberherrſchaft. S. 86 sqq.

Die Sage läßt übrigens Thaſſilo nicht ſo gut davon kommen; nach ihr ließ Karl den unglücklichen Herzog ſo lange auf glühendes Eiſen ſehen, bis er erblindete; dann ihn in's Kloſter Lauresheim (Lorſch) ſtoßen. Dahin kam einſt lange nachher der Kaiſer. In der Kirche ſah er mit Schaudern einen blinden Greis von Engeln zum Altar hingeleitet und zurückkehren. Auf ſeine Frage nach dem Namen des ehrwürdigen Blinden, nannte man den Namen — Thaſſilo. Dieſe Sage wurde zuerſt in einer Chronik von Weſſobrunn aufbehalten, und Udalrich Zurter benutzte ſie bei der ſeinigen, die ſich im königl. Bücherſchatz zu München befindet.

Außer dieſer Sage bürgt für den Aufenthalt und den Tod Thaſſilo's in Lorſch auch die Erzählung von Helwig und Zeiler, nach welchen ſich im 17. Jahrhundert noch der Grabſtein Thaſſilo's in Lorſch befunden haben ſoll, mit der Inſchrift:

Thassilo Dux primum, post Rex Monachus sed ad imum.
Idibus in ternis decesserat iste Decembris.
Conditus hac fovea, quem pie Christo bea.

Heerwiſch.

Von

Auguſt Kopiſch.

Ich ſchrie einmal in den Sumpf hinein:
„Heerwiſch, ho, ho,
Brennſt wie Haberſtroh,
Schlag mich blitzeblo!“
Da kam das Irrlicht hinterdrein
Und flatterte und peitſchte mich
Mit rothen Flügeln fürchterlich:
„Wer Gottes Strafe leiden thut,
Den höhn' du nicht in Uebermuth!“

Ich ſchrie und lief zum Dorfe jach,
Da lief mir's in die Schenke nach,
Und fuhr da mitten in den Tanz,
Und flackert' um den Erndtekranz
Mit hoher Loh' und großem Schall, —
Da ſtoben ſie auseinander All! —
Und in dem ganzen Saale ging's
Und peitſchte mit den Flügeln rings,
Und war, als brennte das ganze Haus!
Und praſſelnd fuhr's zum Schornſtein aus:
Die Nacht ließ man das Tanzen ſeyn!
Ein Jeder dachte der Sünden ſein [1]).

*) An der Bergſtraße zu Hänlein und in der Gegend von Lorſch, nennt man die Irrlichter: Heerwiſche; ſie ſollen nur in der Adventszeit erſcheinen, und man hat einen Spottreim auf ſie: „Heerwiſch, ho, ho, brennſt wie Haberſtroh, ſchlag mich blizeblo!“ Vor länger als dreißig Jahren, wird erzählt, ſah ein Mädchen Abends einen Heerwiſch und rief ihm den Spottreim entgegen. Aber e lief auf das Mädchen gerade zu und als es in das Haus zu ſeinen Eltern flüchtete, folgte er ihr auf der Ferſe nach, trat mit ihr zugleich in's Zimmer hinein und ſchlug alle Leute, die darin waren, mit ſeinen feurigen Flügeln, daß ihnen Hören und Sehen verging.

Die Sage vom Melibokus.

Auf dem Berge ſaß Ritter Theobald
Und ſtarrt' in das Thal in die Ferne,
Ob die Sonne ihm über dem Haupte ſtrahlt,
Ob blinken die freundlichen Sterne,
Er gewahrte nimmer, was um ihn geſchah,
Weil er unverwandt nur nach dem Thale ſah.

Und wie er ſo ſtarrte ſtets fort und fort,
Ergriff ihn ein namenlos Sehnen;
Er ſeufzte: „O wär' ich im Thale dort,
Dann fänd' ich das Ziel meiner Thränen!“
Es deucht ihm, als bilde ſich über dem Wald
Aus Nebel ein Weſen von Himmelsgeſtalt.

Und fragte der Vater um Theobald, —
Den Geliebten vermißt er nicht gerne; —
So hieß es: „Er ſitzt auf dem Berg' am Wald'
Und ſtarrt in das Thal in die Ferne.“ —
Und ob des Sohnes ſeltſamer Luſt
Wälzt ein Berg ſich ſchwer auf des Vaters Bruſt.

Und Bankette ordnet' er, Feſte an,
Und die Ritter all' in der Runde,
Die trefflichſten Sänger kamen heran,
Und die Freude entfloß ihrem Munde,
Der Blick ſchöner Weiber, und Tanz und Wein,
Sie ſollten die Aerzte des Sohnes ſeyn.

Doch je heller flammte das Kerzenlicht,
Je düſtrer ward Theobald's Seele;
Zufriedenheit glänzte auf jedem Geſicht',
Er fühlte, daß Alles ihm fehle!
Stumm ſtand er mitten im Lärm' und Gedränge,
Und freudenleer mitten im Freudenhaus.

Nur, wenn er an's gothiſche Fenſter ſich ſtahl,
Und ſah in die neblichte Ferne,
Und ſah hinüber in's liebe Thal,
Wo blinkten die freundlichen Sterne,
Ueberflog eine Röthe ſein blaſſes Geſicht,
Und die Freude hinter ihm ſtörte ihn nicht.

Und der Vater rief den Geliebten ſein,
Da Nichts mehr ihm frommte zum Glücke,
Einſt des Abends in's heimliche Kämmerlein,
Und ſprach mit Thränen im Blicke:
„Mein Theobald! weißt wohl, ich liebe dich ſehr;
„Drum rede, was drückt dir das Herz ſo ſchwer?“

„„Ach Vater, mein Vater,““ d'rauf Theobald:
„„Laß ziehen mich hin in die Ferne,
„„Laß ziehen in's Thal mich dort über dem Wald,
„„Entgegen dem glücklichſten Sterne!
„„Dort ſuch' ich, dort find' ich all das, was mir fehlt,
„„Das Leben, die Freude, die Liebe, die Welt!““

Erwiedert der Vater: „Mein Theobald!
„Zieh immer hin in die Ferne,
„Zieh hin in das Thal dort über dem Wald,
„Entgegen dem glücklichſten Sterne!
„Es ſchmelze ſein Strahl jeden Gram, der dich quält,
„Magſt finden, was ich jetzt verliere — die Welt!“

Wer ſchildert des Jünglings Freude ſo groß,
Auf einmal wird er ganz munter,
Er eilt in den Stall, zäumt ſich ſelber ein Roß,
Und reitet den Schloßberg hinunter; —
Und reitet, und reitet, ſieht nimmer zurück,
Nur vorwärts zum Thale hin ſtarret ſein Blick.

Und vor ihm zieht der Nebelſtreif hin,
Wird immer kleiner und heller,
Und das Weſen, das dort auf dem Berg' ihm erſchien,
Sieht er wieder — D'rob reitet er ſchneller,
Und endlich verſchwindet der Nebel ganz ſchmal,
Und der Junker hält in dem Dörfchen im Thal.

Und horch! Grabgeläute ihn ſchaurig umhallt,
Sein Herz klopft in hörbaren Schlägen,
Es wird ihm ſo ſehnig — ein Leichenzug wallt
Ihm feierlich langſam entgegen.
Es zierten Roſen und Lilien den Sarg,
Der die ſchönſte aller Roſen verbarg.

Der Junker zu einem Mütterchen trat,
Das nachwankt dem Zuge am Stabe,
Und freundlich die Alte um Kunde bat,
Wen man da beſtatte zum Grabe.
„Herr Ritter," verſetzt ſie, das Auge naß,
„Ach, gar ein ſeltſam Mährlein iſt das!"

„Was je die Erde Schönes gebar,
„Wird der Erde jetzt wieder gegeben:
„Ein Mädchen mit blondem Lockenhaar,
„Und ſchlanker geſtaltet, als Reben.
„Ihr Aeuglein des Himmels Bläue ſtahl —
„Ach, ſolch' ein Mädchen gibts nimmer im Thal!"

„Der Böſe hat ihr den Sinn verrückt;
„Wo die Burg dort ſteht in der Ferne,
„Auf den Berg hat ſie immer hinaufgeblickt,
„Bei Tag' und wann blinkten die Sterne;
„Sie gewahrte nimmer, was um ſie geſchah,
„Weil ſie unverwandt nur nach dem Berge ſah."

„Und wie ſie ſo ſtarrte ſtets fort und fort,
„Ergriff ſie ein namenlos Sehnen;
„Sie ſeufzte: Wär' ich auf dem Berge dort,
„Dann fand' ich das Ziel meiner Thränen!
„Sie traumte, als bilde ſich über dem Wald
„Aus Nebel ein Weſen von Himmelsgeſtalt."

„D'rob grämte ſich Vater und Mutter ſehr,
„Und möchten die Tochter gern heilen,
„Doch die Sehnſucht drückte ſie allzuſchwer,
„Die konnte im Leben nicht weilen —
„Und geſtern Abend man endlich ſie fand,
„Entſeelt, das Geſicht nach dem Berge gewandt."

Der Junker vernimmt es, und ſprenget fort,
Dem Zuge nach, daß Funken rings ſtoben;
Sie ſtanden ſchon alle am Grabe dort,
Vom Sarg war der Deckel gehoben,
Vor dem der Prieſter ehrfürchtig ſteht,
Zum Himmel ſprechend ein kräftig Gebet.

Und Theobald ſieht nun die Leiche kaum,
So hält er ſchon feſt ſie umfangen.
„Sie iſt es!“ ſchreit er, „mein Bild, mein Traum!“
Und drückt einen Kuß auf die Wangen.
„Wohl mir, daß mit dir vereinet ich bin!“
Und leblos ſtürzt' er am Sarge dahin.

*) Die Sage erzählt: ein junger Graf von Katzenellnbogen liebte die Tochter eines Dienſtmannes ſeines Vaters. Sie wohnte in dem Dörfchen, welches noch jetzt ihrem Namen zu Ehren „Malchen“ heißt. Der alte Graf wollte aber nichts von der Liebe ſeines hochgebornen Sohnes zu der Tochter eines niedriggebornen Menſchen wiſſen, und befahl ſeinem Sohne auf das ſtrengſte, ohne ſeine Begleitung den Bezirk des Melibokus, auf deſſen Abhang das Schloß Auerberg ſteht, nicht zu verlaſſen. Einige Erleichterung ſeiner Sehnſucht fand der unglücklich Liebende darin, daß er von der höchſten Spitze des Melibokus nach der Wohnung ſeiner Geliebten hinüber ſchaute. Das ſchöne Mädchen ihrerſeits konnte nicht unterlaſſen, tage- und nächtelang nach dem Berge, dem Aufenthalte ihres Geliebten, zu ſtarren, bis der Gram ihr das Herz brach; das Ende ihres Geliebten erzählt nun das Gedicht.

* Wir ſehen, die Sage hat viele Aehnlichkeit mit der Sage vom Rolandseck und vom Ritter Toggenburg.

(Vergl. Ritter von Toggenburg von Schiller; Rolandseck und Nonnenwerth von A. Kopiſch, und Roland der treue Paladin von Adelheid von Stolterfoth in ihren Rheiniſchen Sagen.)

Walther von Birbach,

von

K. Simrock.

Walther von Birbach, der kühne Mann,
Dienet Marien!
Sein Sinn auf neue Siege ſann.
Alle Himmel bieten ihr Ehre.

Zu Darmſtadt iſt ein Feſtturnier[1]),
Dienet u. ſ. w.
Drum ſprengt er durch das Waldrevier.
Alle Himmel u. ſ. w.

Was begegnet ihm auf der Haide?
Maria im weißen Kleide.

„Maria Himmelskönigin!
Heut gieb mir Sieg, du Siegerin!“

Sein Herz in Freuden ſchwimmt und ſchwebt
Wenn er den Blick zur Jungfrau hebt.

Wohin iſt ihm der Geiſt entrückt?
In Andacht kniet er wie verzückt.

Das nimmt die Benedeite wahr,
Da ſteigt ſie nieder vom Altar.

Hebt ihm den Helm vom Haupte ſacht;
Schon deckt er goldner Locken Pracht.

Den Panzer löſ't ſie leis und ſchlau
Und ſchnallt ihn an, die ſchöne Frau.

Sie nimmt ihm Halsberg, Schwert und Schild
Und ſpornt ſein Roß durchs Korngefild.

Nicht lange währts, ſie iſt zurück,
Gibt Alles wieder Stück für Stück.

Sie rührt ihn mit dem Finger kaum,
Da kehrt ſein Geiſt aus ſel'gem Traum.

Noch einmal neigt er ſich dem Bild
Und ſpornt ſein Roß durchs Korngefild.

„Herr Ritter, wollt ihr zum Turnei?
Zu ſpät, zu ſpät, ſchon iſt's vorbei."

Und wer iſts, der den Sieg gewann?
„Walther von Birbach, der kühne Mann."

Walther von Birbach? ſpottet nicht,
Sonſt fühlt ihr ſeines Arms Gewicht!

Doch wie er ritt zum Thor hinein,
Ihm neigen alle Fähnelein.

Und wie er lauſcht, thut jeder Mund
Mit Preiſen ſeinen Namen kund.

Drei Ritter kommen vom Turnei:
„Ach, edler Sieger, gib uns frei!

„Wir bieten hohes Löſegeld,
Dein ſtarker Arm hat uns gefällt.“

Da ſagt es in des Ritters Sinn:
„Maria war die Siegerin.“ —

„Nicht meine Kraft hat das gethan
Kein Löſegeld darf ich empfahn.

Ihr müſſet dienen lebenslang,
Dienen Marien!
Der lieben Frau, die euch bezwang,
Alle Himmel bieten ihr Ehre.“

1) Im Jahre 1403 wurde in Darmſtadt ein berühmtes und in der Zahl das 23. Turnier gehalten, wobei ſich 2 Fürſten, 18 Grafen, 17 Freiherren, 52 Ritter und 288 Edele befanden

„Kurz vor dieſem Turniere hatten ſich aber einige heſſiſche und fränkiſche Ritter in Werthheim beim Weine entzweit. Die Franken hatten den Heſſen vorgeworfen, ſie nährten ſich

aus dem Steagreife. Dagegen hatten dieſe die Franken beſchuldigt, ſie entehrten den Adel durch Krämerei. Ein Wort gab das andere, und beide Partheien gingen in großer Erbitterung auseinander. Der erlittene Unglimpf ward den Landsleuten mitgetheilt, die Landsmannſchaften fühlten ſich gegenſeitig ſchwer beleidigt, man nahm ſich vor, die Schmach auf dem bevorſtehenden Turniere zu rächen.

„In Darmſtadt ſelbſt fehlte es an einem Platze, der zu einem Turniere geräumig genug geweſen wäre. Man errichtete darum die Schranken außerhalb der Stadt, und hier ſammelten ſich 120 Franken und die Heſſen mit 144 Helmen.

„Da man indeſſen von der Spannung der beiden Landsmannſchaften unterrichtet war und Unheil fürchtete, hatte man die beſten Vorkehrungen zu Verhütung einer ernſtlichen Fehde getroffen. Dennoch artete das fröhliche Spiel in blutigen Kampf aus. Von beiden Partheien blieben einige Todte. Winkelmann bewahrt uns davon noch den alten Reim:

„Zu Darmſtadt in den Schranken
„Blieben neun Heſſen und ſiebzehn Franken.“

Die Urheber des Streites ritten zwar ſogleich hinweg, und man ſuchte das Turnier fortzuſetzen. Die Luſt war aber einmal geſtört, — und man ging noch an demſelben Tag wieder auseinander.“ (Grimm, Vorzeit ꝛc. S. 14, 15.)

Georg von Frankenſtein.

Volkslied.

In einem Moor ſehr groß und tief,
Ein böſer Drach ſich ſehen ließ.

Dem ganzen Land viel Schrecken bringt,
Viel Menſchen und viel Vieh verſchlingt.

Und mit des Rachens böſem Duft
Vergiftet er ringsum die Luft.

Daß er nicht dringe zu der Stadt,
Beſchloß man im gemeinen Rath,

Zwei Schaaf zu geben alle Tag,
Um abzuwenden dieſe Plag.

Und da die Schaafe ſchier alle dahin,
Erdachten ſie noch andren Sinn,

Zu geben einen Menſchen dar,
Der durch das Loos gewählet war.

Das Loos ging um ſo lang und viel,
Bis es auf's Königs Tochter fiel.

Der König ſprach zu'n Bürgern gleich:
„Nehmt hin mein halbes Königreich!

„Ich gebe auch an Gut und Gold,
Von Silber und Geld ſo viel ihr wollt,

Auf daß mein Tochter, die einig Erb,
Noch lebe, nicht ſo bös verderb.“

Das Volk ein groß Geſchrei beginnt:
„„Einem andern iſt auch lieb ſein Kind!

„„Haltſt Du mit Deiner Tochter nicht
„„Den Schluß, den du ſelbſt aufgericht,

„„So brennen wir dich zu der Stund
„„Sammt deinem Pallaſt auf den Grund.

„„Du glaubſt wohl, deine Tochter gut,
„„War beſſer als arm Bauern Blut!““

Da nun der König Ernſt erſach,
Ganz leidig er zu ihnen ſprach:

„So gebet mir doch nur acht Tag,
Daß ich der Tochter Leid beklag.“

Darnach ſprach er zur Tochter ſein:
„Ach Tochter, liebſte Tochter mein!

„So muß ich dich jetzt ſterben ſehn,
„Und all mein Tag in Trauern ſtehn.“

Da nun die Zeit verſchwunden war,
Lauft bald das Volk zum Pallaſt dar,

Und drohet ihm mit Schwert und Feuer,
Sie ſchrien hinauf gar ungeheuer:

„„Haben wir nicht geopfert Gut und Blut,
Jetzt willſt du zögern mit deinem Gut,

Willſt du um deiner Tochter Leben
Dein ganzes Volk dem Drachen geben?““

Da es nicht anders mochte ſeyn,
Gab er zuletzt den Willen drein.

Er kleidet ſie in königlich Wat,
Mit Weinen und Klagen er ſie umfaht.

Er ſprach: „Ach weh mir armen Mann!
„Was ſoll ich jetzund fangen an?

„Die Hochzeit dein war ich bedacht
„Zu halten bald mit herrlicher Pracht,

„Mit Trommeln und mit Saitenſpiel,
„Zu haben Luſt und Freuden viel.

„So muß ich mich nun dein verwegen,
„Und dich dem grauſen Drachen geben.

„Ach Gott, daß ich vor dir wär todt,
„Daß ich nicht ſeh dein Blut ſo roth.“

Er gab ihr weinend manchen Kuß,
Sein Töchterlein fiel ihm zu Fuß:

„„Lebt wohl, lebt wohl, Herr Vater mein!
„„Gern ſterb ich um des Volkes Pein.““

Der König ſchied in Gram und Graus,
Man führte ſie vor die Stadt hinaus.

Sie kniete wohl betend auf einem Stein,
Da kam der Ritter von Frankenſtein.

„O Jungfrau zart! gieb mir Beſcheid,
Warum ſtehſt Du in ſolchem Leid?“

Die Jungfrau ſprach: „„Flieh bald von hier!
„„Daß du nicht ſterben mußt mit mir.““

Er ſprach: „O Jungfrau fürcht' dich nicht,
„Vielmehr mit Kurzem mich bericht,

„Was deut's, daß ihr allein da weint,
„Ein großes Volk herum erſcheint?“

Die Jungfrau ſprach: „„„Ich merk' ohn' Scherz,
„„„Ihr habt ein mannlich's Ritterherz;

„„„Was wollt ihr hier verderben
„„„Und mit mir ſchändlich ſterben.““

Dann ſagt ſie ihm, wie hart und ſchwer,
Wie alle Sach' ergangen war.

Da ſprach der edle Ritter gut:
„Getröſtet ſeyd, habt freien Muth!

„Ich will durch Hülf von Gottes Sohn
„Euch ritterlichen Beiſtand thun.“

Er bleibet feſt, ſie warnt ihn ſehr,
Da kam der gräuliche Drach daher.

„„Flieht Ritter! ſchont das junge Leben,
„„Ihr müßt ſonſt euren Leib drum geben.““

Der Ritter ſitzt geſchwind zu Roß,
Und eilet zu dem Drachen groß.

Das heil'ge Kreuz macht er vor ſich
Gar chriſtenlich und ritterlich,

Dann rennt er an mit ſeinem Spieß,
Den er tief in den Drachen ſtieß;

Daß gähling er zur Erden ſank
Und ſaget Gott dem Herren Dank.

Dann zog er aus ſein breites Schwerdt,
Und ſchlug den Drachen zu der Erd.

Er ſchwang ſie vor ſich auf ſein Roß
Und ritt wohl vor des Königs Schloß;

Und als er vor das Schloß gekommen was
Der König in dem Winkel saß.

Die Königin sah zum Fenster hinaus;
„Wer bringt uns unser lieb' Kind in's Haus?"

„„Ich bin der Ritter von Frankenstein,
„„Ich hab gerettet das Leben sein.""

„Was sollen wir wohl dem Ritter geben,
„Der unserm Kinde gerettet das Leben?

„Geben wir ihm das halbe Königreich
„Dazu das Töchterlein nehm er auch."

„„Das halbe Königreich mag ich nicht,
„„Dazu das Töchterlein nehm ich nicht.

„„Ich scheide noch zu dieser Stund,
„„Der gräulich Drach hat mich verwundt.

„„Gewendet hab ich des Volkes Noth,
„„So sterb' ich ehrlichen Ritters Tod.

„„Laßt mir ein kleines Kirchlein baun
„„Dazu ein schönes Mariabild 'nein.""

Der König ließ eine Kirche bauen
Darin der Ritter annoch zu schauen.

Sein Grabſtein ragt noch heut empor
Zu Nieder-Beerbach am Kirchenthor [1]).

[1]) Zur Zeit als Tribur, das einſt zwei deutſche Meilen im Umfange hatte, noch in ſeiner Blüthe ſtand, und Rom mit ſeinem Glanze faſt verdunkelte, ſoll ſich in den Sumpfen und Mooren, womit ein großer Theil der jetzigen lachenden Rheinebene damals überdeckt war, ein ungeheurer Drache aufgehalten haben, der die ganze Umgegend mit ſolchem Schrecken erfullte, daß die Dorf- und Landbewohner in Haufen nach dem nicht fernen Tribur entfloben, um hinter den wohlbefeſtigten Mauern der Stadt ihr Leben zu friſten. Allein auch dieſe wurde bald bedroht, und wenn die Einwohner nicht wie Belagerte leben oder gar Hungers ſterben wollten, ſo waren ſie genothigt ſo zu verfahren, wie die vorſtehende alte Ballade erzählt. Mit dem weiteren Verlauf der Geſchichte, bis auf die Ausſetzung des Königstochterlein ſtimmen die ſowohl an der Bergſtraße, wie auch in anderen Gegenden Deutſchlands verbreiteten mundlichen Sagen uberein; nur in der Rettung der Jungfrau weichen ſie verſchiedentlich von einander ab. Nach Einigen warf ſie dem Drachen ein Kreuz, das ſie von ihrer Mutter, die Chriſtin geworden, zum Geſchenke erhalten, und am Halſe trug, in den Rachen, worauf dieſer ſie unberuhrt, und ſich von ihr in die Stadt fuhren ließ, wo er dann von Georg von Frankenſtein erſchlagen wurde. Als das noch heidniſche Volk dieſes Wunder geſehen hatte, ließ es ſich haufenweis taufen. Nach Andern war die Jungfrau die Geliebte des Ritters Georg, nach der wundervollen Rettung ging ſie jedoch, ſtatt ſich mit ihm zu vermählen, in ein Kloſter, um Gott, ſo lange ſie lebe, durch ein heiliges Leben zu danken und zu dienen. Der Ritter Georg baute ſich dann eine Klauſe auf dem Melibokus, um die Zelle ſeiner Geliebten ſtets vor Augen zu haben. Allein dies ſind wohl nur Widerklänge der Sagen vom Drachenfels am Rhein, in der Schweiz, in

Rheinbayern ꝛc. (Vergl. Vogt's rhein. Geſchichten und Sagen III. S. 261., Schiller's und Kopiſch's Kampf mit dem Drachen, auch Wunderhorn I. 151. Erlach Volkslieder IV. 258 ꝛc.)

Der Baum im Odenwald [1]).

Volkslied.

I.

Es ſteht ein Baum im Odenwald,
Der hat viel grüne Aeſt,
Da bin ich ſchon viel tauſendmal
Mit meinem Schatz geweſt.

Da ſitzt ein ſchöner Vogel drauf,
Der pfeift gar wunderſchön;
Ich und mein Schätzlein lauern auf,
Wenn wir mit'nander gehn.

Der Vogel ſitzt in ſeiner Ruh
Wohl auf dem höchſten Zweig;
Und ſchauen wir dem Vogel zu,
So pfeift er alſogleich.

Der Vogel ſitzt in ſeinem Neſt,
Wohl auf dem grünen Baum;
Ach! Schatz, bin ich bei dir geweſt,
Oder iſt es nur ein Traum?

Denn jüngſt in meinem Morgentraum
Hat mich ein Bild erſchreckt,
Verdorben ſah ich Blatt und Baum
Das Vöglein hingeſtreckt.

Umſchürzt mit einem goldnen Band
Stand, die mir Treue ſchwur,
Mit einem Andern Hand in Hand, —
Ach! war's ein Traumbild nur?

Der Baum, der ſteht im Odenwald
Und ich bin in der Schweiz,
Der Schnee, der liegt ſo kalt, ſo kalt,
Mein Herz es mir zerreißt.

II.

Es ſteht ein Baum im Odenwald,
Ging mir nicht aus dem Sinn.
„Gott grüß dich, ſchönes Jungfräulein;
Wo bind' ich mein Rößlein hin?“ —

„Nimm du es, dein Rößlein, am Zügel, am Zaum,
Bind es an den Lindenbaum,
Und ſetz' dich ein' kleine Weil' nieder,
Und mach' mir 'ne kleine Kurzweil.“ —

„Ich kann es und mag es nicht ſitzen,
Mag auch nicht luſtig ſeyn;
Mein Herz iſt mir betrübet,
Feins Lieb von wegen dein.“

Was zog er aus der Taſchen?
Ein Meſſer war ſcharf und ſpitz.
Er ſtieß es ſeiner Liebe in's Herze;
Das rothe Blut gegen ihn ſpritzt.

Und da er's wieder heraußer zog,
Von Blut war es ſo roth:
„Ach reicher Vater im Himmel,
Wie bitter iſt der Tod!“ —

Was zog er ihr abe vom Finger?
Ein ſchönes Goldringelein;
Er warf es in's flüſſige Waſſer;
Es gab einen hellen Schein.

„Schwimm hin, ſchwimm her, Goldringelein!
Bis an die tiefe See.
Mein feines Lieb iſt mir geſtorben,
Nun hab' ich kein feins Lieb mehr.“ —

So geht's, wenn ein Mädel zwei Knaben lieb hat!
Thut wunder ſelten gut.
Das haben dieſe beide erfahren,
Was falſche Liebe thut.

[1]) Oeſtlich von dem Dorfe Groß-Ellenbach gegen Gütersbach und Olfen hin, befindet ſich noch auf Groß-Ellenbacher Gemarkung ein Walddiſtrikt, der nach einem alten Saalbuche des Oberamtes Lindenfels der Speßhart genannt wird. Auch in einer Urkunde von 1430 kommt er unter dieſem Namen vor. Vielleicht war er ehedem größer; jetzt aber hat er nur noch zwei Stunden im Umfange. In dieſem Reviere findet ſich eine lautere Bergquelle, und ſiebzigjährige Greiſe erinnern ſich, daß vor Zeiten eine uralte Eiche dabei geſtanden; auch ſollen ſich in der Vorzeit zwei Männer daſelbſt ermordet haben. Ein einfaches niederes Kreuz bezeichnete einſt dieſe Stelle; jetzt liegt der Stein herausgeriſſen da, ohne Spur einer Jahreszahl oder Inſchrift.“

(Grimm Vorzeit und Gegenwart, S. 378.)

Vergangenen Herbst besuchte ich diesen Brunnen. Einige junge Odenwälderinnen hatten sich umher gelagert, und verzehrten dort ihr frugales Frühstück. Auf meine Frage nach der Bedeutung des Kreuzes, sangen sie mir statt jeder andern Antwort vorstehende Ballade. Ich war nicht wenig überrascht, zwei Volkslieder, die fast in ganz Deutschland bekannt sind, von denen aber jedes, als für sich bestehend gesungen wird, auf einmal in ihrem Zusammenhange wieder hergestellt zu sehen. Aehnliche Zerstückelungen haben fast alle unsere alten Sagen erlitten, und nur selten möchte es gelingen, die einzelnen Bruchstücke so glücklich wieder zusammen zu finden.

An der Riesensäule im Odenwalde [1]).

Von

Friedrich Ernst.

Durch Jahrtausend' ausgestreckt
Auf der Schlummerstatte,
Hat dich keine Zeit geweckt,
Schreitend zu dem Bette.

Kaum geboren schliefst du ein.
Wann wirst du, zu leben,
Wieder rühren dein Gebein,
Und das Haupt erheben?

Blickſt du niemals auf das Land
Hoch und ſtolz hernieder?
Löſ't der Himmel nie das Band
Deiner Rieſen-Glieder?

Jüngſt erſtand wohl eine Zeit,
Sieges Donner hallte,
Zu erwecken dich bereit,
Nahend deinem Walde.

Und die Eiche neigte ſchon
Froh die grünen Reiſer,
Um zu ſchmücken deine Kron';
Doch es hallte leiſer; —

Jener Donner rollte fort,
Ohne dich zu wecken,
Und die treue Eiche dorrt
Ueber ihrem Recken.

Rieſe, hebſt du nie dein Haupt?
Wirſt du nie erwachen?
Ach, die Eiche ſteht entlaubt!
Keine Donner krachen!

*) Die Rieſenſäule liegt unweit des Dorfes Reichenbach. Ihre Länge beträgt 31 Fuß 8 Zoll; der Durchmeſſer am

oberen Ende 3 Fuß 10 Zoll, jener am unteren Ende 4 Fuß 6 Zoll. Einer Volksſage gemäß, war die Säule 11 Fuß länger; das abgeſprengte Stück ſoll ſich im Dorfe Bedenkirchen am Fuße des Felsberges befinden. Das Gewicht der Säule ſchätzt man 61,440 Pfund. Ueber den Urſprung der aus ſchönem Syenit gehauenen Rieſenſäule läßt ſich nichts Sicheres ermitteln. Wahrſcheinlich iſt ſie wohl ein Werk der Römer, das als Zeichen ihrer Beſiegung der Deutſchen in irgend einer römiſchen Stadt (Mainz) errichtet werden ſollte; doch auch ebenſo wahrſcheinlich ein Werk Karls des Großen. An der Säule befinden ſich einige Säge-Einſchnitte, von welchen Schneider erzählt: „Nach der Leute Bericht ſolle ein Pfalzgraf dieſe Säule einſtmals nach Heidelberg, ſie daſelbſt aufzurichten, vermittelſt etlicher hierzu gemachter Werkzeuge und hundert vorgeſpannter Pferde bringen zu laſſen ſich unterſtanden haben, hätte ſie aber wegen der ſchweren Laſt nicht einmal bewegen können; darauf er ſich vorgenommen, die Säule ſtückweiſe hinführen zu laſſen. Weil es aber wegen der Härte eine geraume Mühe erfordert, bis ſie nur den geringen, noch für Augen ſtehenden Anfang gemacht, als ſeye es verblieben.“ Kotzebue regte den Vorſchlag an, die Rieſenſäule als Denkmal der Völkerſchlacht auf dem Schlachtfelde bei Leipzig zu errichten, und hierauf bezieht ſich das vorſtehende Gedicht.

Der falſche Eid.

Zu Schönau ſteht der Bauer vor Gericht:
„Iſt deinen Mündeln der Acker nicht?“
Sein Schwur iſt falſch!

„Laß ab die Hand von fremdem Gut,
Denn fremdes Gut gedeiht nicht gut!“
Sein Schwur iſt falſch!

„Dich rührt nicht das Wimmern der Kindlein klein?
Der Acker iſt ihnen, er iſt nicht dein!“
Sein Schwur iſt falſch!

„O heb' nicht zum Schwur empor die Hand,
O ſchwöre nicht falſch um ein klein Stück Land!“
Sein Schwur iſt falſch!

„Zu Füßen öffnet ſich dir der Grund,
Und du verſinkſt in den klaffenden Schlund!“
Sein Schwur iſt falſch!

Ihn rührt nicht das Wimmern der Kindlein klein,
Er ſchwöret zu Gott: „der Acker iſt mein!“
Sein Schwur iſt falſch!

Da klafft die Erde und ſchlingt ihn hinab,
Nur oben blieben die Schuh und der Stab.
Sein Schwur iſt falſch [1])!

[1]) Im Odenwald beim Kloſter Schönau liegt ein Ort genannt zum falſchen Eid. Da hat auf eine Zeit ein Bauer geſchworen, der Acker gehöre ſein, alsbald öffnete ſich der

Erdboden unter ſeinen Füßen und er verſank, daß nichts übrig blieb, als ſein Stab und zwei Schuhe. Davon hat die Stelle den Namen erhalten.

Sonſt weiß man auch von Meineidigen, daß ihnen die aufgerichteten Finger erſtarren und nicht mehr gebogen werden mögen, oder daß ſie verſchwarzen; auch daß ſie nach dem Tod der Leute zum Grab herauswachſen.

(Vergl. Grimm Sagen I. 109.)

Eginhard und Emma.

Von

O. F. Gruppe.

Die Fackeln ſind erloſchen in Kaiſer Karls Pallaſt,
Die Müden alle ſchlafen nach Tages Luſt und Laſt,
Die Stunden gehn ſo ſtille und leiſe fällt der Schnee,
Doch leiſer geht die Liebe auf leichtgehobenem Zeh.

Eginhard und Emma, liebeſelig Paar!
Habt ihr nun einander? nehmt der Stunden wahr!
Sie lehnten Wang' an Wange und flüſterten ſo ſacht,
Und küßten ſich unterweilen wohl in der ſtillen Nacht.

Da ſprang ſie aus den Armen des Geliebten auf,
An das Fenſter trat ſie mit bebendem Lauf,
Ach ſie ſah mit Schrecken dämmern ſchon den Tag,
Und daß in dem Hofe Schnee gefallen lag.

Ihre ſchönen Augen wurden thränennaß,
Kaiſer Karls Tochter, die ſich ſo vergaß,
Bin ich nicht unſelig und ein Unglückskind?
Geh, Guter, laß uns ſcheiden, eh' die Zeit verrinnt.

„Warum alſo weinen? Morgen in der Nacht,
Wenn ſie alle ſchlafen, komm' ich ja wieder ſacht.“ —
Nein geh', und nimmer wieder! Soll ich weinen nicht?
Erbarme dich des Mägdleins, der das Herze bricht.

„Ja gerne will ich gehen, aber ſchau doch nur,
Der Schnee im Hof verriethe meiner Füße Spur.“ —
O laß mich Arme ſterben, lieber Gott:
Kaiſer Karls Tochter wird aller Welt zum Spott.

Helle Thränen floßen nieder in ihren Schooß,
In der Dämmerſtunde ward ihr Schluchzen groß.
Da ſprang ſie auf und Freude ſprüht' aus den Thränen hervor,
Sie ſprach: ich trage dich ſelber durch den Hof an das Thor.

Auf den ſchlanken Rücken nahm ſie Herrn Eginhard,
Auf ihren ſchönen Hüften ſaß er nach Reiterart:
So lief ſie mit zarten Zehen durch den dünnen Schnee,
Trug ihn ſtark und ſprang dann zurück ſo leicht wie ein Reh.

Und warf alsbald ſich nieder vor der Himmelsmagd,
Ach, mit pochendem Herzen hat ſie Gebete geſagt,
Alle, die ſie wußte und aus dem Herzen noch mehr,
Daß die heilige Jungfrau ihr geſchenket Kraft und Ehr.

Kaiſer Karl nun aber lag wach in ſelber Nacht,
Er dachte ſeines Reiches und dacht an Krieg und Schlacht;
Doch wie er denn ſah fallen draußen den lichten Schnee,
Dacht er: Nun, das iſt Spurſchnee, zu jagen Hirſch und Reh!

Er trat an's Fenſter: was ſah er? er ſah ein Mägdelein;
Drauf ſaß als wie zu Roſſe rittlings ein Ritter fein;
Das Mägdlein war ſein Töchterlein, der Ritter war Eginhard:
Da faßte Kaiſer Karl ſich gar ſeltſam in den Bart.

In der Morgenſtunde zu Aachen vor dem Schloß
Ließ der Jägermeiſter zäumen Zelter und Roß,
Und die Hunde koppeln, denn er dachte ſich
Kaiſer Karl heut würde jagen luſtiglich.

Im lockern Schnee ſcharrten die Roſſe ſonder Ruh,
An den Koppeln zerrten die Hund' und bellten dazu;
Doch im Schloß die Fraulein ſuchten die Pelz im Schrank,
Und die Ritter nahmen Armbruſt und Bolzen blank.

Nur Kaiſer Karl gedachte nicht der Jägerluſt,
Hohen Rath zu halten gedacht' er in der Bruſt.
Allen ſeinen Helden er alſogleich befahl
Zu Gericht zu ſitzen im hohen Kaiſerſaal.

Und ſie ſitzen im Kreiſe zum hochernſten Gericht
Und auf dem Thron der Kaiſer, ſiehe der Kaiſer ſpricht:
Ihr meines Reiches Räthe, rathet mir ohne Hehl:
Eine Königstochter beging einen ſchweren Fehl.

In ihre Kammer nahm ſie zu Nacht einen Schreiber ein,
Wer weiß, was ſie gebriefet? das aber ſah man fein,
Daß, als der Morgen tagte und Schnee gefallen lag,
Das Königskind den Schreiber trug rittlings, Huckepack!

Da ſcholl ein helles Lachen den Saal wohl auf und ab,
Nur Kaiſer Karl ſaß ernſt da, bis man ſich deß begab.
Er ſprach: Ihr meine Rathe, wir ſitzen zu Gericht;
Was nun verwirkt die beiden, das ſagt und hehlt mir's nicht.

Und ferner ſprach der Kaiſer: Gebt mir zum erſten Rath,
Was wohl die Königstochter verdient um ſolche That.
Sie riethen wohl verſchieden, doch alle ſtimmten ein,
Daß in den Sachen der Minne am beſten wäre: verzeihn!

Da ſchüttelte der Kaiſer ſein würdig Lockenhaupt:
Erwägt, es iſt die Sache wohl ernſter, als ihr glaubt.
Nun aber gebet alle mir zum andern Rath,
Was wiederum der Schreiber verdient um ſolche That.

Sie riethen wohl verſchieden, doch alle ſtimmten ein,
Daß in Sachen der Minne am beſten wär: verzeihn!
Nur der Räthe Jüngſter, der ward wohl bleich und roth,
Nun kam an ihn die Reihe, er ſprach: Er verdient den Tod!

„Den Tod nicht," ſprach der Kaiſer, das wäre wohl zu hart,
Den Tod nicht, weil die Liebe ihn zwang, Herr Eginhard!
Nein nimmermehr, es falle die Schuld auf beide gleich,
So dünkt es mich; nun redet ihr Herrn, wie dünkt es euch?"

Da prieſen alle Räthe Kaiſer Karls Gerechtigkeit
Und ſeine große Milde jetzt und allezeit.
Dann aber fragten Manche Kaiſer Karl ihren Herrn,
Wer die Königstochter wäre, ſie meinten, er ſag es gern.

Er ſprach: „Ja, wie ich ſagte, ſie iſt eines Königs Kind,
Doch jetzt eines Kaiſers Tochter — ich ſah's, o wär ich blind!
Doch wer der Mann geweſen, erkannt ich nicht ſo recht,
Und weiß es nur einer, wohlan ihr Herrn, ſo ſprecht.

Da ſahen wohl die Rathe verwundert einander an,
Doch der da ſaß zu unterſt im Rath der jüngſte Mann
Der ſprach: mein Herr und Kaiſer, ihr wißt und ich leugne nicht,
Ich wars, nun laſſet halten über mich Gericht.

Da war ein groſſes Staunen wohl auf der Räthe Bank,
Da ging ein Murmeln und Raunen wohl den Saal entlang.
Dann aber fragten Manche Kaiſer Karl ihren Herrn,
Wer die Kaiſers Tochter wäre, ſie meinten, er ſag es gern.

Er ſprach: ich bin der Kaiſer: wer iſt an Macht ſo reich,
Und Emma iſt meine Tochter, wer iſt an Schmerz mir gleich?
Da deckt' er mit den Händen, ach, ſein Angeſicht,
Helle Thränen floſſen, er bezwang ſie nicht.

Da war im Saal ein Schrecken und ein tiefer Schmerz,
Alle Rathe ſchwiegen, und Einer ſchlug ſich an's Herz;
Er warf ſich auf die Erde, er weinte bitterlich,
Er dachte den Schmerz des Kaiſers, er dachte nicht an ſich.

Da ſprach der Kaiſer ſtrenge: Wo bliebe Zucht im Land,
Wenn an des Kaiſers Tochter ſolches wird erkannt!
Ich ſage los von ihr mich, fort beide von Hof und Haus!
Sey euch der Himmel gnädig, ich aber ſtoß euch aus!

Da hob ſich von der Erde und ging Herr Eginhard;
Doch als des Kaiſers Tochter der Spruch gemeldet ward,
Da legte ſie vor Schmerzen die Hand an ihre Bruſt:
Gnade Gott mir, ſprach ſie, ich hab es wohl gewußt.

Nun ging in ihre Kammer die kummervolle Maid,
Da zog ſie aus wohl eilig ihr goldgewirktes Kleid,
Und löſt' aus ihren Haaren den Kranz von Edelſtein,
Das nahm ſie und verſchloß es jedes in ſeinen Schrein.

Ein graues Kleid der Trauer zog ſie dafür an
Und auf den Tiſch die Schlüſſel legte ſie ſorgſam dann,
Und ſprach zu ſich beſinnlich: That ich auch Alles ab?
Vom Vaterhauſe geht es, ach, wie vom Leben ins Grab.

Noch einmal kam ſie wieder, ſie hatt' ein Täubchen zahm,
Das aus ihrem Munde ſeine Speiſe nahm.
Sie küßte die weiße Taube, Thränen brachen ihr aus:
Wir müſſen beide nun ſcheiden, ſuche dir ein ander Haus!

Herr Eginhard nun aber, ſo wie er ging und ſtand,
Nahm er den Weg zum Thore und ins beſchneite Land.
Er mußte die Spur ſich treten, der Mann mit düſterm Sinn:
Er ging neben der Straße, doch wußt' er nicht, wohin.

Oft ſtand er voll Gedanken; da kam die ſchöne Maid
Des Weges auch gegangen in ihrem grauen Kleid.
Sie gingen geſchiedene Stege, der Weg dazwiſchen lag,
Sie ſprachen nicht miteinander und ſagten nicht guten Tag.

So pilgerten ſie beide den Tag und auch die Nacht,
Wohl übern Rhein und weiter. Wer hätte wohl gedacht,
Daß das die Füße vermöchten! Ohne Speiſ' und Trank
Pilgerten ſie drei Tage und drei Mondnächte lang.

Und an dem vierten Abend, es ging der Wind ſo kalt,
Da ſahen ſie ein Feuer in einem ſchwarzen Wald.
Es ſaßen Waldleut in einer Felſenkluft,
Die brieten gutes Wildbrät, das war zu ſpüren am Duft.

Nun kamen die Müden beide und baten um Verlaub
Sich ans Feuer zu ſetzen. Die Leute häuften Laub
Und machten ihnen Lager, warm, weich und breit,
Zwei beſondre Betten, doch von einander nicht weit.

Sie ließen drauf ſich nieder und ſchliefen ein gar bald;
Es rauſcht über ihnen ſo ſanft der Tannenwald.
Sie ſchliefen bis zum Mittag: wie gönnt ihnen mein Herz
Ihren tiefen Schlummer ohne Traum und Schmerz!

Und doch als Emma erwachte, ſchien ihr Alles Traum,
Wie ſie hierher gekommen in dieſen Waldesraum.
Ach, bald mit wachen Augen ward ihr wohl wieder klar,
Daß ſie fern vom Hauſe, verwaiſt, verſtoßen war.

Auch die Waldleut waren alle fort,
Zur Arbeit ausgegangen und leer war der Ort.
Doch Eginhard der ſchnarchte. Wie ſie ihn hört' und ſah,
Klopft ihr das Herz im Buſen, wie wohl ward ihr da!

Sie ſetzte ſich zu ihm nieder, doch ließ ſie ihm ſeine Ruh,
Mit Laub die ſchönen Glieder deckte ſie ihm zu;
Dann ließ ſie ihre Augen rundum ſpähend gehn:
Da hat ſie an dem Feuer etwas braten geſehen,

Und auch den Duft gerochen, den das Wildbrät gab:
Wie gern für den Geliebten ſchnitte ſie etwas ab.
Und ſiehe da, ein Meſſer — zwei Meſſer! lagen hier,
Und Brod zwei gute Schnitte, und ſtanden zwei Krüge Bier.

Da leuchtete dem Mädchen gar bald klärlich ein,
Zur Labung ihnen Beiden ſolle dieſes ſeyn.
Mit raſchem Sprunge ſprang ſie zu Herrn Eginhard,
Mit ſüßem Ton ihn weckend und mit ſüßtrauter Art.

Wie der die Augen aufſchlug und ihren Ton vernahm
Und ihr Geſicht ſah lächeln, wie wohl ihm das bekam!
Sie aber kam geſprungen und bracht ihm Fleiſch und Brot,
Zugleich auch in der Linken ſie ihm zu trinken bot.

Er trank zuerſt, dann aß er und ſie nicht minder trank,
Den guten Waldleuten ſagten ſie vielmal Dank,
Und wollten nun ſie ſuchen, doch finden war ſchwer,
Sie ſuchten immer weiter und kamen ab je mehr und mehr.

Sie kamen nun in Lande, da war kein Schnee zu ſehn,
Doch an des Berges Fuße ſahn ſie den Mainſtrom gehn.
Auch trat die Sonn aus Wolken und ſchien ſo licht und warm,
Sie ſprachen liebe Worte und waren ohne Harm.

Er ſprach: Dich anzureden hatt' ich nicht den Muth,
Weil du um mich gelitten; du aber biſt ſo gut.
Vergib mir und vergiß mir, was ich dir gethan:
Du biſt des Kaiſers Tochter, mir ziemte nicht dir zu nahn.

Sie ſprach: Willſt du mich mahnen, daß ich verſtoßen bin
Von Vaters Haus und Herzen? Was bleibt mir noch Gewinn?
Und willſt Du mir nicht bleiben, da Alles mich verläßt —
Hier hielt ſie ſchluchzend inne und ſchlang um ihn ſich feſt.

Er trocknet ihre Thränen und ſah ſie freundlich an,
Da war Herr Eginhard wohl ein hochbeglückter Mann.
Er fühlte Herz an Herzen ihr hochwogend Blut:
Gern hätt' er ſie geküſſet, doch hatt' er nicht den Muth.

Sie ſahn die Sonne ſinken. Da zog er ſein Schwert heraus,
Und hieb vom Baum die Zweige und baute davon ein Haus;
Er hieb die Aeſt und Zweige, ſie ſammelte und trug,
Und ſieh, ein Dach war fertig, für zweie groß genug.

Nun ſahn ſie's an mit Freuden, doch ernſter wurden ſie:
Sollen wir mitſammen beide wohnen hie?
Und haben doch den Segen ſelbſt des Himmels nicht —
Da rollten wieder Thränen über ihr ſchönes Geſicht.

Er aber macht aus Scheiten ein Kreuz und ſtellt' es hin,
Da knieten vor dem Kreuze die beiden mit frommem Sinn:
Lieber Gott im Himmel, geſcheh der Wille dein,
Gib uns deinen Segen und laß uns ehlich ſeyn.

Wir haben nicht verdienet, daß du uns gnädig biſt,
Doch nimm uns an zu Gnaden, gib uns zur Reue Friſt.
Um deines Sohnes willen, der hingab ſeinen Leib
Gib deinen heiligen Segen und laß uns ſeyn Mann und Weib.

Da ſchien die Sonn aus Wolken mit rothgoldnem Strahl,
Verklärt in ſel'gem Glanze lagen Berg und Thal.
Dann hörten ſie ein Flattern, das hoch vom Himmel kam,
Das war eine Taube, die Sitz auf dem Kreuze nahm.

Sie knieten lang, dann ſtanden ſie auf, ſo frohbewußt,
Da gab es ein Umarmen, ein Preſſen Bruſt an Bruſt,
Da gab es ein langes Küſſen, Niemand hats gezählt:
So wurde Fräulein Emma Herrn Eginhart vermählt.

Und wie ſie ſo ſich küßten, flatternd drängte ſich
Zwiſchen ihre Küſſe die Taube wunderlich.
Sie webte mit ſanften Flügeln beider Wangen an
Und drangte ſich mit dem Schnabel zwiſchen Emma und ihren Mann;

Denn das war Emma's Taube, die nachgeflogen kam,
Die ſonſt aus ihrem Munde ihre Speiſe nahm.
Wie Emma ſie erkannte, vergaß ſie aller Noth
Und koſ't ihr und gab ihr von der Waldleute Brod.

Nun kam des Abends Dunkel; ſie traten unter Dach
Und ruhten bei einander im niedern Brautgemach.
Sie flüſterten und küßten und ſchliefen ein gar bald
Und ſuß zu ihren Traumen rauſchte der Buchenwald.

Und nun am andern Morgen, als ſie ſo friſch erwacht,
Wie lag zu Berges Füßen das Land in ſonniger Pracht.
Es ſprang in ihren Adern neugeſchaffen Blut,
Ihr Herz war voller Frieden, die Welt war ſchön und gut.

Wie Adam einſt mit Eva eintrat in's Paradies;
Nicht anders ſchauten Beide was rings ſich ſchauen ließ.
Sie mochten gern erſpähen, wo ſie gebaut ihr Dach,
Und ſiehe da, dicht neben floß über Felſen ein Bach.

Sie folgten nun dem Waſſer durch's ſonnige Frühlingsgrün
Und ſahn in einem Grunde viel weiße Blüthen blühn,
Im Wald verſteckt, betreten von keines Menſchen Fuß:
Da boten ſie dem Grunde freundlich ihren Gruß.

Sie gingen bald nach Hauſe, Herr Eginhard rief aus:
Nun muß ich mir auch ſchaffen gut Geräth ins Haus!
Zuerſt aus ſeinem Helme macht er in Seelenruh
Eine Schal und ſchnitzte auch zwei Löffel dazu.

Und ſchnitt ſich einen Bogen aus eines Baumes Aſt
Mit ſeinem Schwert und drehte die Sehn aus ſtarkem Baſt.
Dann bat er ſeinem Weibe „Behüt dich Gott“ geſagt,
„Geſegne Gott das Waidwerk und gebe mir gute Jagd.“

Er ging am kühlen Bache bergab und thalentlang,
Da ſah er, wie am Waſſer ein junges Hirſchlein ſprang.
Raſch ſpannt' er ſeinen Bogen mit aller ſeiner Kraft,
Er ſchoß — das Hirſchlein ſtürzte, durchbohrt von des
Pfeiles Schaft.

Froh mit der ſchweren Beute bergauf an Baches Rand
Zu ſeinem Weibe lief er, die er ſitzend fand
Eine Hirſchkuh melkend in den Helm: die Kuh
Mit den frommen Augen ſah ihr ſelber zu.

So lebten nun die Beiden nach ſchönem Waldesbrauch:
Wie ſehr muß ich ſie neiden, wie gerne that ich's auch!
Nun laßt uns aber ſchauen nach Kaiſer Karl zurück.
Dem war wohl entflohen ſeiner Tage Glanz und Glück!

Trüb war ſein Blick, ſein Gang ſchwer, die Krone
drückt' ihn faſt,
Was ſonſt ihm Luſt gewährte, war ihm alles Laſt.
Der Becher, den er leerte, mundete ihm nicht,
Er that nichts recht aus Freude, er that es nur aus Pflicht.

So lebt' er fünf Jahre, das war lange Zeit:
Am Tiſch und in dem Hauſe fehlt' ihm ſeine Maid.
Er ſprach: Ich habe Kummer und ſie hat Leid und Noth;
Vergebens war mein Suchen, ach, ſie iſt wohl ſchon todt.

Und ſelbſt das frohe Jagen, das ſonſt war ſeine Luſt,
Erlabte nicht wie ehmals Kaiſer Karls Bruſt.
Er ließ die Hunde jagen, weit ab durch den Tann,
Er ſelbſt ging trüb und einſam, der kaiſerliche Mann.

So hatt' er auch verloren ſich einſt im Odenwald,
Er ließ ins Moos ſich nieder, Schlaf beſchlich ihn bald.
Da träumt' ihm, Räuber kämen und nähmen ihm ſein Schwert,
Und als er erwachte, fand er ſich unbewehrt.

Da ſah er wohl ein Wunder, nicht Räuber waren da,
Ein kleines blondes Knäbchen war Alles, was er ſah.
Das Knäblein trug ein Röcklein von Pelzwerk bunt und werth,
Und hielt in kleinen Händchen des Kaiſers großes Schwert.

Da ſprach der Kaiſer lachend: Ei da, du kleiner Fant,
Wo will das Schwert mit dir hin? gib mir's in meine Hand.
Das Knäblein ſprach: Ich geb's nicht, iſt dir auch nicht Noth,
Unſre Hirſch und Rehe willſt du ſtechen todt.

Da ſprach der Kaiſer lachend: „Du ſprichſt in einem Ton,
Du kleiner Waldgeſelle, als wärſt du Königsſohn."
Das Knäblein ſprach: Und willſt du, Mann, nicht hören mir,
So geh ich gleich zur Mutter, wart, ich ſag es ihr!

Der Kaiſer ſprach: „Ja rufe deine Mutter her,
Sag ihr, ich wär der Kaiſer, und hätt' ihrer Begehr."
Da ſprach das kleine Knäblein, ſein Beſinnen war nicht groß:
Mutter kann nicht kommen, ſie hat das Kind auf dem Schooß.

Der Kaiſer ſprach mit Lachen: „So muß ich mich bemühn!"
Das Knäblein mit dem Schwerte lief voran durch das Grün.
Er lief und rief zur Mutter: Mutter, nimm das Schwert,
Der Mann will mir's nehmen, dem hat es zugehört.

Da ſah der Kaiſer ſitzen ein wunderherrlich Weib,
Mit langen goldnen Haaren, von Antlitz ſchön und Leib:
Eine Königin des Waldes! voll ſtiller Mutterluſt
Saugte ſie ein Kindlein an ihrer blühenden Bruſt.

Voll Schaam den ſchönen Buſen bedeckte ſie ſofort,
Sie ſah den Fremden und hörte nicht auf des Knaben Wort.
Den Mann von ernſter Hoheit mit greiſem Bart und Haar,
Sie glaubt ihn wohl zu kennen und wußte nicht, wer er war.

Er sprach: Gott grüß dich Tochter — So sprach er, weil sie jung
Und schön war — kannst du reichen mir einen kühlen Trunk?
Sie lief behend hinunter, wo die Quelle sprang,
Und schöpft' und kam und reicht' ihm: er trank und sagt ihr Dank.

Sie sprach: Ihr müßt auch essen, ihr könnet so nicht fort,
Denn weithin in die Runde trefft ihr nicht Stadt, nicht Ort.
Nun setzt euch hier in's Kühle, gleich bin ich wieder da.
Mit Staunen sich der Kaiser die schmucke Hütte besah.

Sie war aus glatten Stämmen gefügt mit Kunst und Fleiß,
Geziert mit weißer Rinde und mit geschältem Reis,
Und wohl mit grünem Moose gepolstert und verwahrt.
Und hingen Hirschgeweih umher nach Jägerart.

Da kam zurück vom Jagen Herr Eginhard nach Haus,
Er bracht auf seinen Schultern ein gutes Wild zum Schmaus,
Und Fisch in einem Netze, die legt' er auf den Tisch,
Und schaute drein so munter, so fröhlich und so frisch.

Doch wie er sah den Fremden, hat Staunen ihn erfaßt:
„Willkommen, herzwillkommen, ihr seyd mein erster Gast."
Er schüttelt' ihm die Rechte und schlug ihm in die Hand,
Daß es Kaiser Karl war, hat er nicht erkannt.

„Nun Weib, bring uns zu essen, denn es ist Mittagszeit,
Ich hab gejagt im Walde und der Fremde kommt von weit."
Doch Emma stand und lauschte, und lehnt' an die Wand ihr Ohr,
Ihr kam des Fremden Stimme so lieb und traulich vor;

Ihr schlug das Herz im Busen, gleichwie vor Lust und Schmerz,
Langstentschwundne Bilder stürmten an ihr Herz.
Dann mußte sie zum Feuer, sie wendete den Spieß,
Am Dufte schon der Braten sich ringsum spüren ließ.

Den dampfend heißen Braten trug sie nun unter's Dach,
Die Schüssel mit den Beeren trug ihr das Knäbchen nach.
Nun setzten sich die dreie gesellig um den Tisch:
Da gab es süße Früchte und schmackhaft Fleisch und Fisch.

Und Emma schnitt das Wildbrät kunstrecht, wie sich's gehört,
So wie es einst der Vater zu Aachen sie gelehrt.
Er schaute zu und freute sich über jeden Schnitt —
Doch plötzlich eine Thräne Kaiser Karl entglitt.

Und alles, wie ers liebte, auf Blättern, Beeren roth —
Wie ſie nun freundlich bittend ſein Lieblingsſtück ihm bot;
Da rief er: Emma! Tochter! — es wankten Fleiſch und Fiſch,
Wie ſie ſich wild umarmten — die Aepfel rollten vom Tiſch.

O Vater, lieber Vater! O Emma, ſüßes Kind!
Geſegnet dieſe Stunde, da ich dich endlich find!
Was hab ich dich geſuchet — und das iſt Eginhard!
Ich bin's, ſprach er von Ferne aus ſeinem braunen Bart.

Da bot der Kaiſer wieder die Hand ihm traulich hin,
Der legte drein die ſeine mit ehrerbiet'gem Sinn.
Doch Emma ſprang von dannen, und kam ſo froh gerannt,
Den Säugling auf dem Arme, den Knaben an der Hand.

Der Knab' in ſeinem Fäuſtchen trug noch das große Schwert;
Er ſprach: Ich ſoll dir's bringen, hat Mutter mich gelehrt.
Der Kaiſer ſprach: Behalt es, bis du groß worden biſt,
Dann führ' es mir zu Ehren! Und hat ihn viel geküßt.

Da ſchollen Hörnerklänge luſtig durch den Wald,
Laut und immer lauter, nahe kam es bald.
Kaiſer Karls Gefolge ſuchte ſeinen Herrn,
Jubelſtimmen ſchollen, ſie ſahn ihn ſchon von fern.

Der Kaiser sprach: Da sehet, ich that den besten Fang:
Dies hier ist meine Tochter, ich sucht' sie jahrelang.
Da beugten sich die Ritter, tief neigten alle sich,
Doch Emma sah so freundlich und stand so königlich.

Der Kaiser sprach: Bescheidet die Roß' und Wagen her
Und bringet Wein zur Stelle? hier sind die Krüge leer.
Nun Kinder, ja das lob ich, ihr habt ein schönes Haus;
Doch über unsrer Freude ist kalt geworden der Schmaus.

Nun gingen sie zu Tische, für alle war genug,
Die Ritter in dem Grase füllten manchen Krug,
Sie tafelten im Grunen beim hellen Sonnenschein,
Die Nachtigallen sangen, die Becher klangen darein.

Doch als der Kaiser mahnte zum Aufbruch aus dem Wald,
Da weinte Emma Thranen: Willst du von uns so bald?
„Nicht ich von euch, ihr müsset ja mit mir auf mein Schloß,
Nun rustet, macht euch fertig, es gebt sogleich zu Roß!"

Sie kleidete die Kinder in warme Pelzchen fein,
Und packte viel zusammen, nur nicht das Haus mit ein.
Sie ließ die zahmen Hirsche aus ihrer Hürd' heraus:
„Lebt wohl, ich muß nun scheiden, leb wohl, du Waldeshaus."

Sie kamen nun zum Grunde im tiefen Wald verſteckt,
Da ſtanden alle Bäume mit Aepfeln reich bedeckt.
„Seht meinen Obſtgarten!“ ſprach Emma hoch zu Roß,
„Wer wird den Segen pflücken? Ich zieh auf des Vaters Schloß!“

Und weiter an dem Waſſer zogen ſie in's Thal,
Da wandt im Abendglanze ſich Emma noch einmal:
„Leb wohl, o du Wald, nun lebe mir wohl, zu ſelige Statt!“
Nach dieſen Worten der Odenwald und der Ort den Namen hat.

Sie lebten nun mitſammen zu Aachen in dem Schloß,
Herr Eginhard am Hofe der Ehren viel genoß;
Er folgte ſeinem Kaiſer in großer Thaten Lauf,
Erſt half er ſie vollbringen und ſchrieb hernach ſie auf.

Und als ſie mußten ſterben, hat man ſie beigeſetzt
Zu Seligenſtadt im Kloſter, da ruhen ſie noch jetzt,
Beide bei einander: und wer mir das nicht glaubt,
Der kann die Steine leſen, die ruh'n ob ihrem Haupt [1]).

[1]) Das Chronicon laureshamense, in codice lauresh. ed. Mannhem. 1768. 4. I. p. 40—46. erzählt dieſe Geſchichte, jedoch mit der Variante, daß Karl ſeine Tochter und Eginhard nicht verſtieß, ſondern Gnade für Recht ergehen ließ.

und die Liebenden mit einander verehelichte. Alle lobten mit Freuden des Kaiſers Sanftmuth, der den Schreiber vor ſich forderte und alſo anredete: „ſchon lange hätte ich deine Dienſte beſſer vergolten, wo du mir dein Mißvergnügen früher entdeckt hätteſt (Eginhard hatte nämlich, weil er fürchtete, ſeine Liebe zu Emma würde bald an das Tageslicht kommen, um ſeine Entlaſſung aus Kaiſer Karls Dienſten angehalten, mit dem Vorgeben: „weil ihm doch ſein treuer Dienſt nicht vergolten werde"); jetzo will ich dir zum Lohne meine Tochter Imma, die dich hoch gegürtet willig getragen hat, zur ehelichen Frau geben." Sogleich befahl er, nach der Tochter zu ſenden, welche mit erröthendem Geſicht in des Hofes Gegenwart ihrem Geliebten angetraut wurde.

Der achte Sarkophag, worin einſt Eginhard und Emma mit ihrer Schweſter Giſella ruhten, befindet ſich jetzt in der Alterthümer-Sammlung des Grafen zu Erbach. In der ſogenannten Begräbniß-Kapelle ſteht er in einer Seitennische zur linken Hand. Einer der letzten Aebte des Kloſters Seligenſtadt, wo die Gebeine ruhen, glaubte die ehrwürdigen Reſte zu ehren, wenn er ſie in einem Marmor-Monument in dem Chor der Kirche verwahrte. Der Großherzog von Heſſen ſchenkte im Jahre 1810 den Sarg dem Grafen von Erbach, wie eine Inſchrift in der Niſche erzählt:

Eginhardi primi hujus pagi Dynastae
Emmae suae, et Gisellae Cenotaphium
Munificentia
Ludovici I. Hassiae Magni Ducis
Francisco Comiti ab Erbach
Ex reliquis Monasterii Seligenstadt
Dono datum.

Jukunde von Stolzeneck.

Von

Juſti.

Traurig ſinnend ſaß Jukunde
Auf dem hohen Felſenſchloß —
Lebend ihre beiden Söhne —
Als es ſüß wie Lautentöne
Sich durch's Maienthal ergoß:

„Oeffne deine ſtille Wohnung,
Holde Herzenskönigin!
Einen Ritter ſiehſt Du nahen,
Der, um Minne zu empfahen,
Kommt mit ehrfurchtsvollem Sinn!

„Laß die Todten friedlich ruhen!
Ach! ſchon manche Thräne quoll; —
Bei des Aufgangs Purpurkranze,
Bei der Sterne mildem Glanze,
Bebt mein Herz ſo heiß und voll!“

Zürnend ſprach die treue Gattin:
„„Nahe dieſer Wohnung nicht!
Schlummert gleich im heil'gen Lande
Längſt mein Wilhelm, trennt die Bande
Dennoch Zeit und Schickſal nicht!

„„Dem zuerſt mein Herz geſchlagen,
Schlägt es bis zur ſtillen Gruft,
Treue hab' ich ihm geſchworen,
Deine Seufzer ſind verloren
Und verwehn im Abendduft.““ —

„Treue haſt du ihm gelobet; —
Doch der Tod bricht jeden Schwur.
Soll der Wangen Roth verblühen?
Deiner Augen Gluth verglühen?
Lebſt du für die Todten nur?“ —

„„Nein! ich lebe friſchem Leben,
Meinem holden Knabenpaar!
Seh' ich einſt ſie herrlich blühen,
Dann mag dieſe Gluth verglühen,
Die dem Gatten heilig war!““

Ernſt und ſinnend ſchwieg Jakunde,
Als der Ritter dieſes ſprach:
„Edle Frau vom heil'gen Grabe
Komm' auch ich, und ſüße Gabe
Folget meinem Flehen nach!

„Rudolph bin ich, der die Freundſchaft
Deines Gatten hat erſtrebt;
Das Gerücht hat dich betrogen,
Prüfend hab' ich dir gelogen;
Wilhelm, der Beweinte, lebt!"

„„Komm herein,"" ſprach die Entzückte,
„„Feurig nannte Wilhelm dich
Oft den Freund der zarten Jugend
Und das Urbild heil'ger Tugend;
Neues Leben ſtrömt durch mich!""

Bald erſtieg der wackre Ritter
Der Getreuen Felſenſchloß;
Aber, welch ein Wonnebeben,
Wilhelm war's, der voller Leben
Selbſt in ſeinen Arm ſie ſchloß [1])!

[1]) Von der ſehr alten Burg Stolzeneck, deren dunkelrothe Trümmer ſchauerlich aus dem Gebüſche hervorragen, gehen viele Sagen im Munde des Volkes herum. Außer

der oben als Romanze mitgetheilten, wollen wir hier noch eine erzählen, die mehr bekannt, aber für poetiſche Darſtellung faſt zu complicirt iſt. Auf der Burg Stolzeneck wohnte nämlich vor alter Zeit ein Ritter, der mit Gottfried's Heer gegen die Ungläubigen in's heilige Land zog, und ſeine Schweſter mit einigen Dienern allein auf der Burg zurückließ. Während ſeiner Abweſenheit kam eines Tages ein fremder Ritter, der um die Hand des jungen Fräuleins warb; ſein ungeſtümes Weſen, das nur zu oft in Rohheit ausartete, ſchreckte ſie ab; ſie wies ihn deßhalb von ſich, und lehnte alle Anträge mit „nein" ab! Der ergrimmte Freier ließ ſie in's Burgverließ werfen, und alle Menſchen und Thiere, die ſich im Schloß vorfanden, ermorden. Nur der Liebling des Fräuleins, ein zahmer Rabe, rettete ſein Leben durch ſchnelle Flucht in den nahen Wald. Der Wütherich, welcher geſchworen hatte, der Unglücklichen nicht eher Speiſe noch Trank zu reichen, bis ſie ihm die Hand geben würde, kam alle Tage vor das Gitter ihres Kerkers, und jeden Tag hoffte er, der Hunger würde ſie zwingen, in ſeine Wünſche einzuwilligen; allein zu ſeinem größten Erſtaunen blieb ſie faſt ein ganzes Jahr hindurch bei dem einmal ausgeſprochenen: nein! Der treue Rabe hatte ſie nicht verlaſſen, täglich brachte er ihr Beeren und Früchte ihren Durſt zu löſchen und ihren Hunger zu ſtillen, und auf dieſe Weiſe friſtete er ihr das Leben, bis endlich der Bruder vom Kreuzzuge heimkehrte. Er fand ſeine Burg ausgeſtorben und leer; vergeblich ſah er hinab vom ſteilen Berge in's Neckarthal, doch nirgends entdeckte er eine Spur von der geliebten Schweſter. Alle Nachforſchungen waren umſonſt, und ſchon hatte er die Hoffnung aufgegeben, ſie jemals wiederzuſehen, da vernahm er plötzlich ein leiſes Seufzen, eine wehmüthige Klage aus der Tiefe der ſchrecklichen Gefängniſſe drang zu ſeinem Ohr; ſchnell folgte er dem bangen Ton, den er bald als die Stimme ſeiner Schweſter erkannte. Sie erzählte ihm, was ihr trauriges begegnet, aber im ſelben

Augenblicke eilte dem Sturmwind gleich der fremde Ritter daher, ſtürzte mit gezücktem Schwerte auf den Bruder der Unglücklichen zu, der ohne Wehr und Waffen ſeinen Streichen beinahe erlegen wäre. Aber, o Wunder! unter Sauſen und Brauſen flatterte ein Heer krächzender Raben aus dem Dickicht des Waldes herauf, der Liebling des Fräuleins an der Spitze, und fielen über den Fremden her. Dieſer vermochte ſich des ungeheuren Schwarmes kaum zu erwehren; der Ritter von Stolzeneck benutzte dieſen glücklichen Augenblick ſein Schwert aus der Scheide zu ziehen, und den Böſewicht zu durchbohren; ſchreiend ſank er zu Boden. Die Raben fielen nun mit Gier über ihn her, hackten ihm die Augen aus, und tranken ſein warmes Blut und ließen nicht eher von ihm ab, bis er ganz ohne Leben lag; mit gräßlichem Geſchrei folgten ſie ſelbſt noch ſeiner Leiche, die in ungeweihter Erde verſcharrt ward.

Das Bild des treuen Raben kann man noch in unſeren Tagen in einem Bogen der Burg ausgehauen ſehen.

Der Ritter von Schwarzach,

von

Friedrich Otto.

Es ſteht der Ritter von Schwarzach
Am See zu ſpater Stund',
Er blickt empor gen Himmel
Und ringt die Hände wund!
Er klaget um ſein Mägdelein,
Das in dem See ertrank,
Ein Kind wie Roſenblüthe
Und wie die Lilie ſchlank.

Da klingt mit einmal drunten
Ein Glöcklein silberrein,
Und eine Stimme schallet
So sanft, so lieblich drein:
Das ist des Kindes Stimme,
Der Vater kennt sie gut,
Er beugt sich lauschend nieder
Und starret in die Fluth.

„O Vater, lieber Vater,
Wie ist die Welt so schön,
Wenn der Lenz die Triften kranzet,
Die Thaler und die Höh'n!
Wenn die Vögel droben jauchzen
Mit unnennbarer Lust;
Wie ruht sich's auch so wohlig
An treuer Vaterbrust!

„O Vater, lieber Vater,
Wie ist's hierunten so kühl;
Wie ist's so grausig hierunten
Im fischbelebten Pfuhl[1])!
Wo die Larven glotzen und gaukeln
Im blassen Mondenschein,
Und ihren Reigen weben
Die bösen Wasserfei'n.

„Ich ſaß, ein ſchuldlos Mägdlein,
Am grünen Seegeſtad',
Und freute mich der Fiſchlein
Im kühlen Wellenbad',
Und freute mich der Roſen,
So lieblich anzuſchau'n,
Und kannte nicht die Tücke
Der ſchlimmen Waſſerfrau'n.

Und wie ich ſann und lauſchte,
Taucht aus der dunkeln Well',
Flugs meinen Leib umklammernd,
Ein Schlanglein ſilberhell,
Und riß mich weg vom Strande,
Hinunter in die Fluth,
Das war die böſe Königin
Der argen Nixenbrut.

„O Vater, niemals netze
Dies Waſſer deinen Mund!
Du wärſt den Fei'n verfallen
Und ſankeſt nieder zur Stund';
Denn was ſie hierunten brauen,
Mit Zauberſprüchen geweiht,
Tod bringt es und Verderben
Den Menſchen allezeit ...."

„„Frisch auf, du blasser Greise,
Was jammerst du in die Welt?
Und ist die Nacht doch so wonnig
Und scheint der Mond so hell,
Und schlagen so lustig die Vögel
Hoch oben in freier Luft
Und wallt so süß und würzig
Der Blumen und Blüthen Duft.

„„Da nimm den Becher schnelle
Und thu uns frisch Bescheid,
Das ist vom besten alten,
Der scheucht dein Herzeleid!““
Zwei Knaben rufen's lachelnd,
Mit goldnem Lockenhaar,
Und bieten dem greisen Ritter
Einen silbernen Becher dar.

„Mich dürstet, wohl mag mich letzen,
Ihr Knaben, der kühle Trank,
Doch nimmer kann gesunden,
Wer tief im Herzen krank!“
Also der Greis, darauf schwingt er
Den mächtigen Pokal,
Er führt ihn an die Lippen
Und leert ihn auf Einmal.

Da faßt ihn ein glühend Sehnen,
Es wallt, es siedet sein Blut,
Er breitet aus die Arme
Und stürzet in die Flut.
Die Knaben versinken kichernd,
Die Welle brauſt' und schwoll,
Der Wind sauſt' unheimlich im Rohre,
Das Glöcklein längſt verscholl [1]).

[1]) Brül iſt ein veraltetes Wort und heißt ſoviel als Teich, Sumpf, Weiher.

[2]) Mit dieſem Gedichte vergleiche man die Sagen von Epfenbach, vom See bei Wimpfen ꝛc.

Von der Burg Schwarzach wird noch folgende Sage erzählt:

Es lebte ehemals in der alten Burg Schwarzach ein Ritter, deſſen Namen die Tradition nicht erhalten; er war jedoch blind und hatte neun Töchter, welche eben ſo ſchön und liebenswürdig als tugendhaft waren. Sie waren der Troſt des unglücklichen Vaters, ihre liebreiche Pflege machte ihn ſein Unglück vergeſſen. Sie liebten ihn ſo ſehr, daß ſie alles, ja ſelbſt ihre Schönheit geopfert haben würden, um ihrem Vater das Licht ſeiner Augen wieder zu erkaufen. In einer benachbarten Waldburg lebte damals ein Ritter, wild und finſter waren ſeine Blicke; verborgen lag ſeine Burg zwiſchen hohen Tannen, ſchwarz war ſie von außen, wie ſeine Seele von innen. Vergebens ſtellte er lange den ſchönen Jungfrauen nach, ihre Verachtung war ſein wohlverdienter Lohn. Ergrimmt nahm er ſeine Zuflucht zur ſchändlichſten Liſt; verſchmähte Liebe entflammte ſich in ſeinem Herzen zur bitterſten Rache. Im erborgten Gewande eines Pilgers trat er eines Tages zu den Jungfrauen, und verſprach ihnen ein untrügliches Mittel für die geblendeten Augen ihres Vaters; er befahl ihnen, in

einem nahegelegenen Thale vor Sonnenaufgang eine Pflanze zu pflücken, die er ihnen anwies; der beſtimmte Ort war ein ſchauerlich einſames Thal, von hohen überragenden Buchen und Eichen umgeben, die es nicht der Sonne noch dem Monde gönnten, das hohe Riedgras zu beſcheinen, welches der feuchte Boden hervorbrachte; daher nennt man auch noch heute dieſes Thal die kalte Klinge. Am nächſten Morgen, lange vor Sonnenaufgang enteilten die zärtlichen Töchter der Ruhe; ſie gingen frohen Muthes dahin, um dem Vater die heilſamen Kräuter zu brechen. Doch nie kehrten ſie wieder, denn der Ruchloſe ermordete ſie und begrub ihre Leichname im öden unbeſuchten Thale. Der Vater, in Verzweiflung uber den Verluſt ſeiner Kinder, ſtarb bald aus Gram, und den Mörder forderte in ſpätern Tagen das Bewußtſeyn ſeiner ſchrecklichen That zur Sühne auf; er ſtiftete in der Gegend ein Kloſter, auch ließ er die Leichname der ermordeten Jungfrauen wohl dreißig Jahre nachher in geweihter Erde begraben.

Deutſchlands Wächter [1],

von

E. W. Müller.

„Mein Vaterland du, du biſt meine Luſt,
Mein Lieb, das ich ewig umfange,
Dir ſchwillet mein Arm, dir glüht meine Bruſt,
Dich feir' ich im brauſenden Sange;
Im Oſt und im Weſt, im Süd und im Nord,
Ich reite und ſtreite dir immerfort
Dein Herold zu Krieg und zu Frieden!"

Der Rodenſtein rief es vom bäumenden Pferd,
Ihm folgten die wilden Genoſſen,
Es blinkte ſein Helm und es klirrte ſein Schwert;
Als ſtark er ins Weite geſchoſſen;
Er ſtürmte die Gränzen hinab und hinauf,
Und immer erklang und erſang aus dem Hauf
Das Lied von dem Vaterlande.

Und ſelten nur weilt er daheim auf dem Schloß,
Dort wollt' ihm die Ruhe nicht kommen,
Ihn grüßte kein Weib, ihm lachte kein Sproß;
Was ſoll denn die Heimath da frommen?
Seine Raſt ſind die Schlachten im Wald und im Feld,
Sein Bett iſt der Boden, ſein Schloß iſt das Zelt,
Die Braut ſein liebes Deutſchland.

Für's Vaterland kämpft er als Mann und als Greis
Voll fünfzig geſchloſſene Jahre,
Die bräunliche Locke ward ſilberweiß,
Doch blieb ihm die Seele, die klare;
Da rief er die Knappen, da zog er nach Haus,
Im Väterſchloſſe verklang das Gebraus,
Und nimmer ward er geſehen.

Doch nie iſt geſtorben der mächtige Held,
Und ſind auch die Thürme zerfallen,
Schaut blau durch das Dach auch das Himmelszelt,
Er herrſchet noch ſtets durch die Hallen;
Und drohen dem Vaterland Kriege und Noth,
Dann dröhnt durch die Hallen des Ritters Gebot,
Und drinnen beginnt es zu leben.

Gewaltige Recken ſteigen hervor,
Gewappnet auf ſchattigen Roſſen,
Er führt in die Lüfte ſie Nachtens empor,
Die dunkeln, wilden Genoſſen;
Dort raſet ſein Horn, dort dröhnet ſein Schild,
Dort ſchnaubet ſein Roß, dort rufet er wild
Und warnet die heimiſchen Gauen.

So zog er voran noch jeglichem Krieg,
Den wild die Nachbarn entfachten,
Und feierte Niederlage und Sieg
In brauſenden Geiſterſchlachten;
Doch nahet der Frieden, er ſieht es voraus
Und zieht mit dem wilden Heere nach Haus,
Doch ſtets noch brauſ't er hernieder:

„Mein Vaterland du, du biſt meine Luſt,
Mein Lieb, das ich ewig umfange,
Dir ſchwillet mein Arm, dir glüht meine Bruſt,
Dich feir' ich im brauſenden Sange,
Im Oſt und im Weſt, im Süd und im Nord,
Ich reite und ſtreite dir immerfort,
Dein Herold zu Krieg und zu Frieden."

[1]) Siehe die Anmerkung zu dem folgenden Gedicht: „Der Ritter vom Rodenſtein."

Der Ritter vom Rodenſtein [1]).

Von

G. Kellner.

I.

Zu Heidelberg am Neckarſtrand
Auf Pfingſten im lieblichen Maien,
Da hielten die Herren vom Pfalzerland
Ein feſtliches Turneien;
Wie viele Ritter da ritten zum Rennen,
Wer könnte ſie alle mit Namen nennen!

Wohl auf dem Rhein mit luſtigem Schall
Iſt manches Schiff geſchwommen,
Aus Franken und aus Schwaben all,
Aus Bayern ſind ſie kommen,
Und wie ich's thät mit Fleiß erkunden,
Aus Welſchland ſelbſt und aus Burgunden.

Da ſah man höf'ſcher Sitten gut
Im Dienſte der Damen ſtehen,
Manch junges deutſches Ritterblut,
Zu Hof den Fraulein gehen;
Und Sänger ſah man ſich neigen und grüßen
Die Frauen, die Blumen des Lieds, die ſüßen.

Zu Heidelberg auf dem Markte frank,
Da ritten ſie in die Schranken,
Mit Farben bunt und Waffen blank,
Daß die Blicke der Mägdlein ſanken;
Doch, wer iſt's, vor deſſen gewaltigen Streichen
Die Ritter alle wanken und weichen.

Er neigt vor Richtern und vor Fraulein
Sich ſittſamlich mit Nichten,
Sein Schild wirft keinen hellen Schein,
Sein Harniſch iſt nicht lichten;
Doch ſeine Lanze führt er mit Blitzen,
Daß höflich alle die Herren abſitzen.

Das iſt der Ritter vom Rodenſtein;
Er kam, der Kühngeſtalte,
Herab von den öden Burgen ſein
Aus dem finſtern Odenwalde,
Da treibt er die Jagd und blutiges Fehden;
Die Lieb und den Frieden thät er verreden.

O wilder Ritter, was iſt das —
Iſt doch dein Stündlein kommen?
Was wirſt du roth und wirſt du blaß,
Um's Herz iſt dir's beklommen,
Als du empfängſt des Dankes Spenden
Aus ihren allerſchönſten Händen.

Und als zur Burg, zum Pfalzgrafenſaal
Die Ritter und Fräulein gingen,
Als ſich erhob das fröhliche Mal
Und der Hörner luſtiges Klingen,
Da hat er neben ihr ſeufzend geſeſſen,
Und was er geſchworen, das war vergeſſen.

Und als er voran an zarter Hand
Sie führte den lieblichen Reigen,
Als Auge zu Auge liebentbrannt,
Und Lippen zu Lippen ſich neigen,
Da hat der Ritter zur ſelbigen Stunden
Den Frieden durch holde Minne gefunden.

II.

Es ſteht ein altes zerfallenes Schloß
Einſam im finſteren Walde,
Wo rings das Buſchwerk wuchernd ſproß,
Gerölle decket die Halde,
Der Wind treibt ſein unheimliches Flüſtern
In den Trümmern und in den Föhren, den düſtern —

Das iſt der alte Rodenſtein,
Dort hauste der Vielwilde,
Dort klang's ſonſt bis in die Nacht hinein
Vom Schall der Schwerter und Schilder.
Jetzt liegt die Burg in tiefem Schweigen,
Vor der Minne mußte der Streit ſich neigen.

Geſchworen hat er liebend ihr,
Den blutigen Kampf zu laſſen:
„Mein Glück und Heil ſteht all' bei dir,
Wenn deine Arme mich faſſen;
Doch die wilde Jagd durch Hain und durch Haiden,
Die laß mir zum Troſte, die kann ich nicht meiden."

Er ſtürmte wohl thalab, thalauf
Nach dem Wild auf flüchtigen Roſſen,
Ein bitteres Sehnen wacht in ihm auf,

Er wird immer finſtrer und blickt verdroſſen,
Er zieht hinaus, wenn's beginnt zu tagen,
Um bis in die Nacht zu morden und jagen.

Und einſt als der Sturm den Hain durchfährt,
Da ſteigt vor ihm aus der Erde
Ein ſchwarzer Ritter und ſchlagt ihn vom Pferd
Hohnlachend mit wilder Geberde,
Und im Augenblick iſt er verſchwunden
Doch der Ritter iſt verwandelt zur Stunden.

Er flucht voll blinder Wuth dem Tag,
Der ihn in's Joch gebunden;
Er führt auf ſie ſo wilden Schlag,
Die ſeine Kniee umwunden,
Er ſieht ſie wanken, die Kummerbleiche,
Vor ſeinen Füßen liegt ſie als Leiche.

Verzweiflungsvoll hat er ſich abgewandt,
Er ſammelt ſeine Horden;
Er ſtürzt hinab in's weite Land
Zum Rauben und Sengen und Morden,
Er ſucht den Tod und weiß ihn zu finden,
Der hat ihn entrafft inmitten der Sünden.

III.

Nun erbebt ſich im Wald um den Rodenſtein
Ein Tollen Jagen und Toben,
Und an den Bergen im Mondenſchein
Huſcht's dahin in den Lüften droben,
Das ſind auf flüchtigen Nebelroſſen
Der wilde Ritter und ſeine Genoſſen.

Wenn niederſinkt die Mitternacht,
Klopft's an ſein Grab gewaltig:
„Wohlan! wohlan! erwach' zur Jagd,
Dein ſchnaubend Roß, das halt' ich;"
Und zitternd ſteigt er mit Grabes Geberden
Empor aus ſeinem Schlaf in der Erden.

Und durch die Luft wie Nebelzug
Geht's dahin in Sturm und Gewitter
Mit heiſerem Jagdruf in hurtigem Flug,
Voran der ſchwarze Ritter —
So erzählt bis auf unſere ſpäteſten Tage
Vom wilden Jäger die alte Sage.

Und wird er in hohen Lüften geſehen
Und wird ſein Jagdruf vernommen,
So iſt's um Deutſchland's Frieden geſchehen,

Die Zeit des Kampf's iſt gekommen.
Drum, ſagen ſie, ſollen wir eifrig lauſchen,
Uns rüſten, bevor die Stürme rauſchen.

Doch höret ein ernſtes, gewaltiges Wort
Die Stürme wehn aller Stunden,
Der wilde Jäger jagt fort und fort,
Und könnt ihr's auch nicht erkunden.
Drum laſſet uns wachen ohn' Ermüden —
Auf Erden iſt Kampf nur und nimmer Frieden.

[1]) Die Herren von Rodenſtein waren eine der begütertſten und mächtigſten Familien des Odenwalds, ein Marſchall von Rodenſtein kömmt ſchon in Urkunden aus dem 13. Jahrhundert vor. Im Jahre 1671 erloſch der Mannsſtamm der Familie mit Georg Friedrich von Rodenſtein. Er ſtarb zu Mosbach an der Peſt. Viele Grabſteine der Edlen von Rodenſtein befinden ſich in der Kirche von Fränkiſch-Crumbach. Der in der Sage gefeierte Ritter liegt jedoch auf dem Schnellart begraben. Von dort zieht er bei herannahendem Kriege mit großem Geräuſche, wie von Hörnern, Peitſchen, Hunden, Wagen, Pferden ꝛc. herrührend, durch einen Bauernhof in Oberkeinsbach durch Brensbach und Fränkiſch-Crumbach — in letzterem Orte läßt er ſein Pferd beſchlagen — zum Rodenſtein. Bei herannahendem Frieden kehrt er zum Schnellart, der Friedensburg, zurück.

Die Sage vom Rodenſtein wird ſehr verſchieden erzählt, die von G. Kellner bearbeitete iſt die am meiſten verbreitete. Etwas mehr wahrſcheinlich, ſchon aber weniger romantiſch, iſt die nachfolgende hubſche Bearbeitung von A. L. Grimm,

welche auch beſſer den Grund erklärt, warum der Burggeiſt den Kriegs- und Friedensherold macht:

Was reitet vom Schnellerts? was rauſcht herab?
Horch, Pferde rennen Galop und Trab!
Was knarren die Wagen? horch, Peitſchenknall!
Was bellen die Hunde? ho, Hörnerſchall!
Der tolle Fritz iſt's vom Rodenſtein;
So zieht er jetzt in die Waldburg ein.

Einſt zog er fern aus mit des Kaiſers Heer.
Es ſtürmten die Türken auf Wien daher;
Sie hätten die Stadt auch erobert gleich, —
Der Rodenſtein ſchützt ſie durch kühnen Streich.
Gerufen ſteht er vor ſeinem Herrn.
Der Kaiſer lohnet dem Helden gern.

„Mein Ritter, dir dank ich mein Erbe heut,
„Drum nimm, was dir dankbar dein Kaiſer beut.
„Es haben, ſo hör ich, die Väter dein
„Verpfändet dein Stammſchloß, Burg Rodenſtein.
„Ich löſe wieder die Pfandſchaft dir;
„Von heute trag ſie zu Lehn von mir."

„„Mein Kaiſer, ich nehme die Burg zu Lehn,
„„Und ewiglich ſollt ihr mich dankbar ſehn.
„„Wo Euch und das Reich je ein Krieg bedroht,
Treu dien ich im Leben Euch und im Tod.
„„Aus Todesſchlaf und aus Grabesnacht
„„Für Deutſchland zieh ich noch aus zur Schlacht.""

Im Frieden zog er zur Stammburg fort.
Treu hält er dem Kaiſer und Reich ſein Wort.

Begraben zwar liegt er auf Schnellertsschloß;
Dort starb er, — dort stürzt er mit seinem Roß. —
Doch wenn ein Krieg sich entspinnt im Reich,
So hört man Rodensteins Auszug gleich.

Edler ist die Romanze von C. W. Müller „Deutschlands Wächter" gehalten. Auch Langbein bearbeitete diesen Stoff in dem Gedichte „der Kriegs- und Friedensherold."

Verwandtschaft mit der Sage vom Ritter von Rodenstein hat die Sage vom wilden Heer und dem wilden Jäger. In Thüringen heißt der wilde Jäger Hans von Hackelberg, seine Begleiterin ist Tut-Ofel, welche ihm in Gestalt einer großen Ohreule auf allen seinen Zügen folgt. Nach der im Harz und Thüringen vielfach verbreiteten älteren Sage wird das wilde Heer vom Eckart und der Frau Holle angeführt. Jedenfalls ist die Sage von einem wilden Heere sehr alt. In älteren Urkunden (S. Grimm's deutsche Mythologie S. 515 und ssq.) wird geradezu Odin oder Wodan als Anführer des wilden Heeres genannt.

Dies stellt die Sage vom Rodenstein auf einmal in ein anderes Licht. Eine historische Person für den Burggeist läßt sich trotz aller Mühe nicht auffinden, nur Widder in der Beschreibung von Kurpfalz I. 333 erzählt, daß der Lindenschmid den Rodenstein bewohnt haben soll und „wegen seines abentheuerlichen Auszuges in Kriegszeiten unter dem gemeinen Volk in dieser Gegend noch vieles Aufsehen machet." (Ein Volkslied vom Lindenschmid. S. Sagen der (bayrischen) Pfalz von Baader und Moris S. 112 und ff.) Allein die Sage vom wilden Heer, im Odenwald war schon vor dem Lindenschmid bekannt, sie scheint überhaupt mehr an den Ort als an die Familie gebannt. Die Verwechslung von Odin und Rodinstein ist nicht so groß wie die von Eckhardt und Hackelberg. Mußte der alte ehrwürdige Gott sich von den ersten christlichen Aposteln der Deutschen zu einem Unholde, Teufel ꝛc.

machen laſſen, ſo konnte er es auch nicht verhindern, daß ſpäter die Mönche irgend einen taugenichtſigen Kraut- oder Strauchritter ihm als Wechſelbalg unterſchoben. Aber noch immer lebt der alte verkannte und verbannte Gott in dem Walde, der ſeinen Namen führt, und trotz aller Beſchimpfungen hört er nicht auf, ſein Land und ſein Volk zu ſchirmen und u ſchützen.

Wie Sigfried erſchlagen ward.

Aus dem „Nibelungen Lied"
nach
H. Döring's Ueberſetzung.

Die Recken Gunter und Hagen beſchloſſen nun alsbald,
Mit arger Hinterliſt ein Bürſchen in dem Wald.
Sie wollten nun erlegen mit ſcharfen Speeren Schwein,
Und Bären dort und Büffel, was konnte kühn'res ſeyn?

Mit ihnen nun auch Sigfried voll edlem Anſtand ritt;
Gar mannigfache Speiſen, die hatte man dort mit
An einem kühlen Brunnen, wo er verlor den Leib.
Brunhild hatt' es gerathen des Königs Gunthers Weib.

Da ging der kühne Degen, wo er Chriemhilden fand.
Er sah schon aufgepackt ein schönes Jagdgewand
Für sich und die Gefährten; sie wollten über'n Rhein.
Es konnte Chriemhild schlimmer wohl kaum zu Muthe seyn.

Er küßte seine Traute gar zärtlich auf den Mund.
„Gott gebe, daß wir beide recht munter und gesund
Uns bald nun wiedersehn! Magst dir die Zeit vertreiben
Mit deinen Anverwandten. Ich mag daheim nicht bleiben.

Sie dacht' an die Geschichte, die sie erzählte Hagen,
Doch sie getraute sich darüber nichts zu sagen.
Die edle Kön'gin klagte, daß sie der Mutterleib
Gebar, unmäßig weinte des Herren Sigfried Weib.

Da sprach sie zu dem Recken: „Laßt euer Jagen seyn,
Mir träumte heute Nacht, wie euch zwei wilde Schwein'
Verfolgten auf der Haide, durch Blumen roth vom Blut
Wohl hab' ich Grund zu weinen, dahin ist all' mein Muth.

Ich fürchte mich gar sehr, vor mancher Leute Rath.
Da man wohl dem und jenem nicht recht gedienet hat,
Verfolgen sie uns nun mit Feindschaft und mit Haß.
O bleibet lieber Herre! fürwahr, ich rath euch das!"

„Ich komme, meine Traute," ſprach er, „in wenig Tagen;
Daß Jemand hier mich haßte, das wüßt ich nicht zu ſagen,
Und alle deine Freunde ſind insgeſammt mir hold,
An keinem Degen hab' ich verdienet andern Sold."

„Und dennoch, lieber Sigfried, befürcht' ich deinen Fall.
Mir träumte dieſe Nacht, wie über dich zu Thal
Zwei hohe Berge ſtürzten, da ſah ich dich nicht mehr.
Willſt du nun von mir ſcheiden? Wie ſchmerzt mich das ſo ſehr;"

Mit ſeinem Arm umſchlang er das tugendſame Weib,
Mit minniglichen Küſſen herzt er den ſchönen Leib.
Er nahm Abſchied von ihr; den Mann ſo treu und bieder
Ihn ſah die ſchöne Chriemhild nie mehr lebendig wieder.

Da ritten ſie von dannen, in einen tiefen Wald
Und mancher Ritter folgte zur Kurzweil' ihnen bald.
Es folgte ihnen Gunther mit ſeiner ganzen Schaar,
Indeß Gernot und Gif'ler daheim geblieben war.

Gar viel beladne Roſſe, die zogen über'n Rhein,
Den Jagdgeſellen brachten ſie reichlich Brod und Wein,
Und Fleiſch dazu und Fiſche, nebſt Speiſen aller Art,
Wie nur ein reicher König ſie hat auf ſeiner Fahrt.

Es machten, eh' ſie jagten, dicht vor dem grünen Wald,
Der Wildbahn gegenüber, die ſtolzen Jager Halt
Auf einem breiten Anger, wo ſie nun Platz genommen.
Dem König ward geſagt, daß Sigfried mitgekommen.

Als ſich nun auf die Lauer das Jagdgefolg' geſtellt,
An allen Enden hin, da ſprach der kühne Held,
Sigfried der ſtarke Mann: „Wer zeigt in den Gehegen
Uns nun des Wildes Spur, ihr kühnen ſchnellen Degen?"

„Wie wär's, wenn wir uns trennten," entgegnete drauf Hagen,
„Eh wir beginnen hier gemeinſchaftlich zu jagen?
Damit wir denn doch ſehen, die Herren all' nebſt mir,
Wer wohl der beſte Jager in dieſem Jagdrevier.

Die Leute nebſt den Hunden, die wollen wir vertheilen,
Es mag alsdann, wohin er will, ein Jeder eilen;
Wer dann der beſte Jäger, ſoll haben dafür Dank."
Die Jäger weilten nicht mehr beiſammen lang.

Da ſprach der Herre Sigfried: „die Hunde brauch' ich nicht,
Hab' ich nur einen Bracken, der ſo iſt abgericht',
Daß er des Wildes Fährte im Wald erkennen kann.
Ich will wohl was erjagen;" ſprach das Chriemhildens Mann.

Ein alter Jäger nahm nun einen Spürhund mit,
Und brachte dann den Herrn alsbald mit schnellem Schritt
Wo man viel Thiere fand. Was angetrieben ward,
Erlegten die Gesellen nach wackrer Jäger Art.

Und was der Hund aufjagte, erschlug mit eigner Hand
Sigfried der kühne Mann, der Held von Niederland,
Es lief sein Roß so schnell, daß ihm kein Wild entrann,
Und daß er auf der Jagd von allen Lob gewann.

In allen Dingen tüchtig, war er auch stark genug;
Das erste von den Thieren, die seine Hand erschlug,
Das war ein wilder Eber, den schlug des Helden Hand
Und einen wilden Löwen er bald nachher noch fand.

Der Hund sprang auf ihn zu, den schoß er mit dem Bogen.
Der Pfeil flog von der Sehne, die er darauf gezogen;
Der Leu lief nach dem Schusse nur noch drei Sprünge lang,
Die Jagdgesellen alle, die sagten Sigfried Dank.

Der Held schlug einen Büffel nun und ein Elendthier,
Und einen grimmen Brandhirsch und Auerochsen vier,
Sein Roß trug ihn so hurtig, daß ihm kein Wild entrann,
Und manchen Hirsch und Hinden er auf der Jagd gewann.

Und als ein großer Eber, vom Spürhund aufgeſcheucht
Entfliehen wollte, ward er hurtig noch erreicht;
Vom Meiſter in der Jagd, ein Schlag traf ihn ſodann,
Doch zornig lief der Eber raſch auf den Helden an.

Da ſchlug ihn mit dem Schwerte Chriemhildens kühner Mann,
Ein andrer Jäger hätte es ſchwerlich ſo gethan;
Und als er ihn gefället, da fing man auf den Hund
Und ſeine reiche Beute ward den Burgunden kund.

Man hörte überall viel Lärmen und Getoſ';
Von Jägern und von Hunden war dort der Lärm ſo groß,
Daß davon wiederhallte der Berg und Wald gar ſehr,
Denn vierundzwanzig Hunde, die ſtrichen dort umher.

Es mußten viele Thiere verlieren da ihr Leben.
Die Jäger meinten nun, man möchte ihnen geben
Den Preis der Jagd, das konnte aber nun nicht geſchehn,
Als bei der Feuerſtätte Sigfried ward geſehn.

Die Jagd war nun zu Ende, jedoch nicht ganz und gar.
Wer zu der Feuerſtätte gekommen, brachte dar
Gar vieler Thiere Häute, des Wildes auch genug,
Was in des Königs Küche das Hofgeſind da trug!

Da ließ der König laden die Jäger auserkoren
Zum Imbiß; Hörnerſchall drang ihnen laut zu Ohren
Und ihnen allen ward dadurch nun bald bekannt,
Daß man in ſeiner Wohnung den edeln Fürſten fand.

Da ſprach der Herre Sigfried: „Nun räumen wir den Wald!“
Sein Roß trug ihn von dannen, die Andern folgten bald;
Sie ſcheuchten lärmend auf ein Thier gar grimmiglich;
Es war ein wilder Bär. Da wandte Sigfried ſich.

Und ſprach: „Euch Jagdgeſellen will ich Kurzweil' gewähren,
Den Bracken laſſet los, dort ſeh' ich einen Bären,
Der ſoll mit uns von hinnen ſofort zur Herberg' ziehn;
Er kann uns nicht entgehen, ſo ſchnell er auch mag fliehn.“

Der Hund war losgelaſſen, der Bär entſprang ſodann,
Auf ſeinem Roß verfolgte ihn Chriemhildens Mann.
Er kam an eine Kluft, ward aufgehalten hier,
Und vor dem Jäger glaubte ſchon ſicher ſich das Thier.

Von ſeinem Roſſe ſprang der ſtolze Ritter jetzt,
Und lief dem Bären nach; das Thier war unbeſchützt,
Es konnt' ihm nicht entrinnen; da fing er's mit der Hand,
Worauf er unverwundet den wilden Bären band.

Nun konnt' er weder kratzen, noch beißen ſeinen Mann;
Er band ihn auf den Sattel und ſaß ſchnell auf ſodann,
Zur Feuerſtätte brachte ihn nun mit hohem Muth
Zu allgemeiner Kurzweil der Recke kühn' und gut.

Wie ritt er zur Herberge ſo herzlich nun einher!
Wie war ſo allgewaltig, ſo ſtark und breit ſein Speer!
Und eine ſchmucke Waffe hing nieder bis zum Sporn,
Von rothem Golde war des Ritters ſchönes Horn,

Von beſſerm Bürſchgeräth hört' ich noch niemals ſagen;
Von ſchwarzem Zelbel ſah man einen Rock ihn tragen
Und einen Hut von Zobel, der koſtete genug.
Was er für reiche Borten an ſeinem Köcher trug!

Gar ſauber war darüber ein Pantherfell gezogen,
Durch den Geruch zu locken; auch trug er einen Bogen,
Den auch mit einer Winde nur ſpannen kann ein Mann,
Auch hatt' es außer ihm wohl ſchwerlich wer gethan.

Von einer Luchshaut war gemacht ſein ganz Gewand,
Worauf von Kopf zu Füßen man bunte Flecken fand;
Aus lichtem Rauchwerk glänzte manch' goldner Streif
ſodann
Zu beiden Seiten wohl dem kühnen Jägersmann.

Auch führt' er ſeinen Balmung, die ſchmucke Waffe breit,
Ein Schwert von ſolcher Schärfe, daß es im kühnen Streit
Nie abglitt von dem Helm, auf den der Ritter ſchlug,
Weshalb der kühne Jäger gar hochgemuth es trug.

Und wenn ich Alles euch ausführlich melden ſoll
So war ſein ſchöner Köcher von guten Pfeilen voll,
Verſehn mit goldnen Tüllen, die Schneiden Hände breit,
Und wer davon getroffen, der war dem Tod geweiht.

So ritt der edle Ritter gar weidlich nun von dannen;
Da eilten, als ihn ſahn des Königs Gunthers Mannen,
Sie eilig ihm entgegen, und hielten ihm ſein Roß,
An deſſen Sattel er den Bären band und ſchloß.

Als er vom Roß geſtiegen, da löſt' er ihm vom Munde
Das Band und von den Füßen. Da bellten laut die Hunde
Als ſie den Bären ſahn; der wollte nach dem Wald.
Viel Ungemach da hatten die Leute, Jung und Alt.

Der Bär floh vor dem Lärmen nun in die Küche dort.
Wie ſcheucht' er da die Knechte vom Küchenfeuer fort!
Sie ſtürzten um die Keſſel, verſchleppten manchen Brand;
Was man für gute Speiſen da in der Aſche fand!

Nun ſprangen von dem Sitze die Herrn und Jedermann;
Der Bär begann zu zürnen, der König ließ ſodann
Die Schaar der Hunde löſen, die an den Ketten lag,
Hätt' er es nun gut geendet, ſo wär's ein froher Tag.

Man ſäumte nun nicht lange mit Bogen und mit Speer,
Und hurtig lief man rings dem Bären hinterher;
Doch Niemand wollte ſchießen, von Hunden war's zu voll,
Und von dem lauten Lärm rings das Gebirg erſcholl.

Es flüchtete der Bär ſich vor den Hunden dann,
Ihm konnte Niemand folgen, als nur Chriemhildens Mann,
Der mit dem Schwert ihm nachlief, und ihn ſofort erſchlug,
Worauf man ihn dann wieder zum Feuerheerde trug.

Da ſprachen, die das ſahen, er wär ein kräft'ger Mann;
Die ſtolzen Jagdgefährten rief man zu Tiſch heran,
Auf einem ſchönen Anger; da ſaßen deren gnug'.
Ha! was für theure Speiſen man auf die Tafel trug!

Die Schenken ſäumten nur, zu bringen ihren Wein,
Sonſt konnten niemals Helden beſſer bedienet ſeyn.
Und wären nicht dazu der Falſchen viel geladen,
So war man ſicher dort vor aller Schmach und Schaden.

Da ſprach der Herre Sigfried: „Das iſt doch wunderbar,
Es bietet uns die Küche ſo reichen Vorrath dar,
Und gleichwohl bringen uns die Schenken keinen Wein;
Verſorgt man uns nicht beſſer, mag ich kein Jäger ſeyn.

„Ich hatte wohl verdient, daß man mich mehr erfriſche!"
Da ſprang der falſche König vom Seſſel an dem Tiſche:
„Man ſoll es euch vergüten, was wir bisher verſehn,
Die Schuld liegt nur an Hagen, der läßt uns durſtig gehn."

Da ſprach von Troneg Hagen: „Viel lieber Herre mein,
Ich denk' im Speſſartwalde ſollt' heute Bürſchen ſein;
Drum ſandt' ich denn die Weine ſofort an jenem Ort.
Heut' fehlen ſie, doch nimmer in Zukunft auf mein Wort!"

Da ſprach der Herre Sigfried: „Ich weiß euch wenig Dank!
Man ſollte ſieben Roſſe, mit Meth und lautrem Trank
Mir hingeſendet haben, und konnte das nicht ſein,
So thaten wir wohl beſſer, wir nahten uns dem Rhein."

Da ſprach von Troneg Hagen: Dafür iſt Rath wohl bald,
Ich weiß hier einen Brunnen, ganz nahe friſch und kalt,
Daß ihr nicht ferner zürnt, ſo laßt uns hingehn eben."
Der Rath war manchem Degen zu großem Leid gegeben.

Sigfried den edlen Recken zwang ſo des Durſtes Noth,
Daß er hinwegzurücken den Speiſetiſch gebot:
Er wollte nach dem Berge hin zu dem Brunnen gehn.
So war dort von dem Recken der arge Rath geſchehn.

Auf Wagen ließ man führen, das Wild nun in das Land
Das muthig dort erlegt des kühnen Sigfrieds Hand.
Ihm zollte große Ehre, wer es nur irgend ſah;
Doch Hagen, er brach leider Sigfried die Ehre da.

Als ſie zur breiten Linde nun waren hingekommen,
Da ſprach von Troneg Hagen: „Wohl hab ich oft vernommen,
Daß Niemand folgen kann im Lauf Chriemhildens Mann;
O daß er laufen wollte, daß ich es ſehen kann!

Da ſprach der kühne Sigfried, der Held von Niederland:
„Das könnt ihr wohl verſuchen; wir laufen vor der Hand
Zum Brunnen um die Wette; wen ihr gewinnen ſeht,
Dem iſt es billig, daß man den Preis ihm zugeſteht.“

„So wollen wirs verſuchen,“ ſprach Hagen da, der Degen.
Da ſprach der ſchnelle Sigfried: „So will ich mich denn legen
Zu euern Füßen hin, hier nieder in das Gras.“
Als es der König hörte, wie lieb war Gunthern das.

Da ſprach der kühne Degen: „Noch mehr will ich euch ſagen,
All' meine Waffen will ich auch noch mit mir tragen,
Den Speer geſammt dem Schild und all mein Jagdgewand."
Den Köcher und das Schwert er um die Glieder band.

Sie zogen von dem Leibe nun ihre Kleider da,
Daß man im weißen Hemde ſie beide ſtehen ſah.
Wie wilde Panther liefen ſie durch das Kleefeld dann
Doch kam der kühne Sigfried beim Brunnen eher an;

Denn überall errang er den Preis vor jedem Mann,
Schnell band er los das Schwert, den Köcher lehnt' er dann
So wie den ſtarken Speer dort an den Lindenaſt,
Und an des Brunnens Quelle ſtand nun der hohe Gaſt.

Es war der edle Siegfried an Tugend hehr und groß,
Den Schild legt' er darnieder, wo kühl der Brunnen floß,
Wie auch der Durſt ihn qualte, der Held nicht eher trank,
Als Gunther dort getrunken, der ſagt ihm böſen Dank.

Der Brunnen war dort lauter, das Waſſer kühl und gut.
Es neigte nun ſich Gunther hernieder zu der Fluth,
Als er getrunken, ſtand er wieder auf ſodann,
Der kühne Sigfried hatte das auch gern gethan.

Da ward ihm ſchlecht vergolten; denn heimlich hatte Hagen
Den Bogen und das Schwert bereits ihm fortgetragen;
Da ſprang er hin und wieder, bis er den Speer da fand,
Und ſah nach einem Zeichen an Sigfrieds Jagdgewand.

Und als der Herre Sigfried nun aus dem Brunnen trank,
So ſchoß er ihn durch's Kreuz, daß aus der Wunde ſprang
Das rothe Herzblut ihm bis faſt an Hagens Kleid.
Nie war ein Held wohl wieder zu ſolcher That bereit.

Er ließ den Speer ihm ſtecken wohl in dem Herzen tief;
So grimmlich, wie Hagen ſich flüchtete und lief,
War er noch nie gelaufen vor irgend einem Mann.
Als ſeiner großen Wunde nun Siegfried ſich beſann,

Er raſch mit wildem Toben zurück vom Brunnen ſprang;
Aus ſeinem Herzen ragte hervor der Speer ſo lang;
Er ſuchte nach dem Bogen, und ſuchte nach dem Schwert,
Um Hagen zu vergelten nach ſeiner Thaten Werth.

Doch da er, ſchwer verwundet, ſein Schwert dort nimmer fand,
Und er nichts weiter hatte, als ſeines Schildes Rand,
So nahm er ihn vom Brunnen und lief auf Hagen an,
Ihm konnte nicht entrinnen des Königs Gunther Mann.

Er ſchlug, obſchon todtwund, doch kraftig noch und wild;
Viel Edelſteine ſprangen heraus da aus dem Schild,
Und endlich noch zerbrach der ganze Schild ihm faſt;
Wie gerne hatte ſich gerächt der hohe Gaſt!

Zu Boden ſtürzte Hagen nach tapfrer Gegenwehr;
Es hallte von den Schlägen die Gegend rings umher.
Hatt' er das Schwert in Händen, ſo war es Hagens Tod.
Er zürnte ſehr der Wunde, ihn zwang dazu die Noth.

Sein Antlitz war erblichen, er konnte kaum mehr ſtehn,
Und ſeines Leibes Starke, ſie drohte zu vergehn,
Da er des Todes Zeichen in bleicher Farbe trug.
Er ward nachher beweinet von ſchönen Frau'n genug.

Dort in die Blumen ſank nun hin Chriemhildens Mann,
Ein großer Strom von Blut aus ſeinen Wunden rann,
Da fing er an zu ſchelten, ihn zwang dazu die Noth —
Auf Alle, die gerathen voll Untreu ſeinen Tod.

Da ſprach er ſchwer verwundet: „Ihr Böſen, die ihr feig
Mich hier erſchlugt, was helfen nun meine Dienſte euch?
Ich war euch ſtets getreu, entgelten muß ich's nun;
Das hieß an eurem Freunde fürwahr ſehr übel thun;

Ihr ſeyd dadurch beſchimpft, ihr ſelbſt und eu'r Geſchlecht
Für alle Zeiten nun. Ihr habt zu ſehr gerächt
Durch euern Zorn und Haß euch an dem Leibe mein;
Von guten Recken ſollt ihr mit Schmach geſchieden ſeyn."

Die Ritter liefen alle, wo er erſchlagen lag;
So ward dies nun für viele ein freudenloſer Tag,
Wer irgend hielt auf Treue, beklagt' ihn unverſtellt,
Das hatt' er auch verdienet, der kühne, wackre Held.

Der König von Burgunden beklagte ſeinen Tod.
Da ſprach er ſchwer verwundet: „Es thut hier gar nicht Noth,
Daß der um Schaden weinet, der ſelber ihn erzeugt.
Er iſt zu tadeln; hatt' er ihm ſelber vorgebeugt."

Da ſprach der grimme Hagen: „Was ſoll hier Klag und Streit,
Hat doch mit ihm ein Ende für uns nun Sorg und Leid?!
Wir finden hier nur Wen'ge, die uns noch widerſtehn;
Wohl uns, daß wir beendet nun ſeine Herrſchaft ſehn!"

„Ihr möget leicht euch rühmen," ſprach Sigfried; „hatt' ich nur
Jemals in euch geahnet die wilde Mordnatur,
So hätt ich wohl mein Leben geſchützt und meinen Leib;
Mich dauert nichts ſo ſehr als Frau Chriemhild mein Weib.

Es mag ſich Gott erbarmen nun über meinen Sohn,
Ihn trifft für alle Zeiten der vorwurfsvolle Hohn,
Daß ſeine Anverwandten ſo grauſam mich erſchlagen;
Daß ich ſo ſterben ſoll, muß ich mit Recht beklagen."

Mit Jammer ſprach nun weiter der ſterbensmatte Held:
„Wollt ihr, mein edler König, noch Treu' in dieſer Welt
An irgend Jemand üben, ſo laßt die Traute mein
Für immer eurer Gnade noch anbefohlen ſeyn.

Und laßt es ſie genießen, daß ſie euch Schweſter ſey,
Mit eurer Fürſtentugend ſteht ihr getreulich bei.
Lang wird mein Vater warten auf mich mit ſeiner Schaar;
Und keiner Frau geſchah ein größeres Leid fürwahr."

Er krümmte bebend ſich, ihn zwang dazu die Noth,
Und ſagte noch im Jammer: „Mein Meuchelmord und Tod
Der wird euch noch gereu'n gar ſehr in künft'gen Tagen;
Glaubt mir, bei meiner Treu', ihr habt euch ſelbſt erſchlagen."

Die Blumen wurden alle von ſeinem Blute naß.
Er rang ſchon mit dem Tode, nicht lange that er das;
Des Todes Waffe ſchnell zerſchnitt die Lebenskraft:
Er konnte nicht mehr reden, vom Tode hingerafft.

Da legten, als die Herren nun ſahen, daß er todt,
Sie ihn auf einen Schild, der ward vom Blute roth.
Sie dachten nach, wie man's verhehlte, daß es Hagen
Geweſen war, der dort den kühnen Mann erſchlagen.

Da ſprachen Viel': „Es hat ſich Böſes zugetragen,
Ihr Alle müßt's verhehlen und insgeſammt nur ſagen:
Als ganz alleine jagte im Wald Chriemhildens Mann,
Stieß er auf Mörder dort, die tödteten ihn dann."

Da ſprach von Troneg Hagen: „Ich bring ihn in das Land,
Und wenig ſoll's mich kümmern, ob ihr es wird bekannt,
Die alſo ſehr betrübet einſt Brunehildens Muth;
Die acht' ich ſehr geringe, wie ſie auch weint und thut."

Von demſelben Brunnen, da Sigfried ward erſchlagen,
Sollt ihr die rechte Märe von mir hören ſagen:
Vor dem Odenwalde ein Dorf liegt Odenheim [1])
Dort fließet noch der Brunnen an einem grünen Rain.

[1]) Ueber dieſes Odenheim ſagt F. J. Dumbeck Geogra-phia pagorum vet. Germaniae Cisrhenan. pag 41.: Sifridus ipse in saltu Ottonis diem supremum Haganonis cruenta manu obiit, atque ut poetae canunt veteres, ad Odenheimium sepultus jacet. Sic Ms. B. carm. Nibell. testatur stropha, a Poeta paullo juniori, quae deest vulgatae lectioni (ap. Grimm u. d. Waelder B. II. p. 180.):

Von demselben Brunnen, da Sifrit wart erslagen,
Suit ir div rehten maere von mir hoeren sagen,
Vor dem Otenwalte ein Dorf lit Otenhaim
Da vliuzet noch der Brunne; des ist Zwifel dehein.

Quaestionem illam, multum tentatam, minime solutam, et nunquam solvendam penitus, de loco nempe, ubi reapse Sifridus caede periisset, decernere non audeam; sed haec pronuntio, nullo modo esse potuisse Ottinchheim vicum hodiernum, haud longe Rheno dissitum, quia vocabuli scriptio et situs loci a scriptorum traditione plane abhorret (vid. P. I. c. II. §. 8. O. coll. c. IV. §. 22. O.). Nam Ottincheim (h. Edigheim) non in saltu Ottonis (quod Dahlius false putat l. c.); sed in Forehahi (Fohrenwald), Rhenum inter atque Ottoniam sito, ambitus minoris, ab inde veterrimis tempp. dilucidato, agris circumjacentibus excultissimis, jacet: porro Sifrido in Haganonem criminationis hic loci opportunitas deesset, quâ in istum nebulonem invehitur (Nib. Liet. v. 3887. sqq.):

. . . . . do des nicht mohte sin,
„Do solte man uns gesidelet haben naher an den Rin."

Quod cum ita sit, Odenhemium Craichgoviae (ad hoc usque temporis Wormat. ditionis) convenientius adhiberi potest, ut remotius a Rheno, et venationis regioni opportunius atque proprius.«

A. L. Grimm (Vorzeit und Gegenwart S. 378) möchte die Jagd der Burgunder gern in das Weschnitz-Thal verlegen, und er sucht den Brunnen, wobei Sigfried erschlagen wurde, bei Lindenfels, wozu ihn der Vers verleitet:

„Da sie wollten dannen zu der Linden breit."

Was Grimm vom Speßhart sagt, daß damit nämlich der Wald-Distrikt Speßhart auf der Groß-Ellenbacher Gemarkung gemeint seyn könne, hat etwas für sich, obgleich

das Senden des Weins nach dem eigentlichen Speßhart, jenſeits des Mains, nicht das geringſte Unwahrſcheinliche für ſich hat. Daß übrigens der Mord bei einem Dorfe Odenheim vorgefallen, ſagt, wie wir geſehn, das Nibelungenlied ausdrücklich, und da das Odenheim im Kraichgau das einzige Dorf dieſes Namens im Odenwalde oder in der Nähe deſſelben, ſo hat daſſelbe alles, Lindenfels aber nur die ganz willkührliche Deutung des Namens für ſich.

Das verſunkene Kloſter.

Von

Ludwig Uhland.

Ein Kloſter iſt verſunken
Tief in den wilden See,
Die Nonnen ſind ertrunken
Zuſammt dem Pater, weh!
Der Nixen muntre Schaaren,
Sie ſchwimmen ſtracks herbei,
Nun einmal zu erfahren,
Was in den Mauern ſey.

Das platſchert und das rauſchet
In Kreuzgang und Dorment!
Am Locutorium lauſchet
Der ſchäckernde Konvent;

Man hört Geſang im Chore
Und luſtig Orgelſpiel;
Das Glöcklein ruft zur Hore,
Wann's ihnen juſt gefiel.

Bei heitrem Vollmondglanze
Lockt ſie der grüne Strand
Zu einem Ringeltanze
Im geiſtlichen Gewand;
Die weißen Schleier flattern,
Die ſchwarzen Stolen wehn,
Die Kerzenflämmchen knattern,
Wie ſie im Sprung ſich drehn.

Der Kobold dort im Schutte
Der hohlen Felſenwand,
Er nimmt des Paters Kutte,
Die er am Ufer fand;
Die Tanzerinnen ſchreckend,
Kommt er zur Mummerei,
Sie aber tauchen neckend
Hinab in die Abtei [1]).

[1]) In Schreibers bad. Wochenſchrift, Jahrgang 1807. Nr. 2. S. 31 wird von A. P. — G. noch folgendes von dieſem verſunkenen Kloſter erzählt:

„In einem einſamen Wieſenthale, nahe bei dem Flecken Neuenkirchen im Odenwalde, bemerkt man ein ſtehendes Waſſer von wenig Umfang, aber ſo tief, daß es ſchwer zu ergründen iſt; über dem Rande des kleinen Gewäſſers hängen die lieblichſten Vergißmeinnicht, und ſpiegeln ſich im klaren See. Oft verweilte ich dort in den Tagen meiner Jugend, pflückte die freundlichen Blumen, und ließ Steine, an Fäden geknüpft, in die Tiefe. Eines Tages begegnete mir dort ein altes Mütterchen, aus dem nahe gelegenen Oertchen Breitenbronn und erzählte mir folgende Sage von dem kleinen See.

Vor vielen Jahren ſtand auf dieſer Stelle ein Frauenkloſter. In einer ſtürmiſchen Winternacht nahte ſich der Pforte ein wankender Greis und bat um Obdach. Die gemächliche Pförtnerin wies ihn mit harten Worten ab; er flehte vergebens, ſelbſt die Priorin und ihre Mitſchweſtern blieben taub bei ſeinen Klagen, nur eine Jungfrau, welche das Gelubde des Ordens noch nicht abgelegt hatte, bat bei den übrigen fur ihn. Doch dieſe ſpotteten ihrer und die Pforte des Kloſters blieb dem armen Wanderer verſchloſſen. Da berührte er mit ſeinem Stabe die Erde, und plözlich verſank das Kloſter in ihren gähnenden Schoos, der ſich flammenſprühend öffnete; an der Stelle des prächtigen Gebäudes blieb zum ewigen Gedächtniſſe der grundloſe See.

Die Novize lebte im innigſten Verſtändniſſe mit einem der edelſten Ritter des Gaues; oft wandelte er in nächtlicher Stille zum einſamen Kloſter, und wenn alles rings umher in den Armen des Schlummers lag, ſprach er durch das Gitter ihres Zellenfenſters Stunden lang mit ihr. So kam er auch in dieſer ſchrecklichen Nacht, um mit der Geliebten zu koſen. Von ſtarrem Entſetzen ergriffen, erblickte er auf der verödeten Stelle nicht mehr die hohen Thurme des ſtattlichen Kloſters; ſtatt aller verſchwundenen Pracht erſcheint vor ſeinem Blicke jener geheimnißvolle See. Laut klagend erhob der Ritter

ſeine Stimme, rief den Namen der Geliebten, daß er weit und breit wiedertönte, und ſprach: nur noch einmal kehre zuruck in meine Arme! Da vernahm er eine Stimme aus dem See: „Morgen um die eilfte Stunde der Nacht kehre wieder zu dieſer Stätte; auf der Oberfläche des Waſſers gewahrſt du dann einen Faden von blutrother Seide, nimm ihn auf und zieh ihn empor.“ Die Stimme verhallte, der Ritter ſchlich traurig nach Hauſe: doch um die beſtimmte Stunde kam er wieder und that, was ihm die Stimme geheißen hatte. Kaum zog er den Faden empor, da ſtand die Geliebte vor ihm. Das unergründliche Schickſal, ſprach ſie, das mich ſchuldlos mit den Schuldigen verſenkte, vergönnt mir, dich jeden Tag von der eilften bis zur zwolften Stunde der Nacht zu begrüßen; nie darf ich die beſtimmte Zeit überſchreiten, ſonſt ſiehſt du mich nie wieder, und außer dir darf mich keines Mannes Auge erblicken, ſonſt ſchneidet eine unſichtbare Hand den Faden meines Lebens entzwei. Lange ſetzte der Ritter ſeine nächtlichen Wanderungen fort, allein der Neid und die Mißgunſt belauſchten ſeine Schritte. Eines Tages nahete er ſich in einer mondhellen Nacht dem traulichen See. Doch ach! ſein klares Waſſer war in Blut verwandelt, bebend ergriff er den Faden, ſeine Farbe war verbleicht, und derſelbe entzwei geſchnitten. Da ſtürzte ſich der troſtloſe Jungling hinab in die Tiefe und verſank. Einſam, verodet, unbeſucht vom irrenden Wanderer, nur von wenigen Menſchen gekannt, iſt dieſer abgelegene See, an dem Rande eines melancholiſchen Tannenwaldes, der ſeine dunklen Aeſte ausbreitet über den geheimnißvollen Ort, der einſt das Grabmal der beiden Liebenden ward.“

Vergleiche hiermit die Sage vom Nixenquell bei Eyſenbach von Karl Simrock.

Der Nixenquell,

von

Karl Simrock.

Ein Ritter zieht mit hohem Muth,
Wenn ſich der Schatten längt,
Wohl an des Brunnens kühle Fluth,
Wo Liebchen ihn empfängt.

Er fragt ſie nicht, woher ſie kam
Und nicht, wohin ſie geht;
Das macht ihm wenig Sorg und Gram,
Wenn ſie ihn traut umfaht.

Doch wenn das Nachtgeläute ſchallt,
Beim erſten Glockenſchlag
Iſt ſie verſchwunden in dem Wald,
Er blickt ihr trauernd nach.

Und länger hält ſie nicht ſein Flehn,
Sein Bitten nicht zurück:
„Und blieb ich noch, ſo wärs geſchehn
Um unſrer Liebe Glück.“

Der Ritter nimmt ihr Wort in Acht
Geſchreckt von ihrem Drohn,
Doch ach, in jeder Liebesnacht
Iſt ſie zu früh entflohn.

Zum Glöckner jagt er drum und beut
Ihm Gold und grüne Flur,
Verſchöb er heut ſein Nachtgeläut
Ein Viertelſtündchen nur.

Da er ſein Lieb am Brunnen fand,
Da nimmt er ſie in Arm,
Hält ſie mit Inbrunſt feſt umſpannt
Und herzt und küßt ſie warm.

Die Arme, die von Liebe glüht,
Vergißt der Stunden Lauf;
Doch am Gebirge blutig zieht
Der Vollmond ſchon herauf.

Und wie ſie den Betrug erfand:
„Was haſt du, Thor, gethan,
Zerriſſen haſt du unſer Band
In blöder Liebe Wahn.“

Umſonſt, daß er die Hände ringt,
Wie er auch fleht und thut,
Sein trautes Liebchen heulend ſchwingt
Sich in die Nixenfluth [1]).

[1]) Sagen und Mährchen von Nixen, die ſich in die ſchönen Menſchenkinder verlieben, ſind faſt durch ganz Europa verbreitet.

Fouqué's liebliches Mährchen „Undine" iſt aus einer ſolchen Sage entſprungen. Das Volkslied vom Ritter Peter von Staufenberg und die Meerhexe, welches Arnim und Brentano in des Knaben Wunderhorn Bd. I. S. 407 mittheilen, behandelt einen ähnlichen Stoff. Viele Sagen von männlichen und weiblichen Nixen finden ſich in der deutſchen Sage der Brüder Grimm Bd. I. S. 66 u. flg. In der badiſchen Wochenſchrift 1806 No. 21 erzählt Grimm die Sage von dem See bei Epfenbach verſchieden von K. Simrock's Bearbeitung; ich theile ſie hier in einem Auszuge mit:

„Vor Jahren verſammelten ſich die jungen Bauern und Bäuerinnen, wie jetzt, an den Winterabenden. Aber damals traten, ſeit dem Gedächtniß der Aeltermutter, jeden Abend drei wunderſchöne, weiß gekleidete Jungfrauen in den fröhlichen Kreis. Man harrte jeden Abend mit Sehnſucht der Gewohnten, und wie gute Engel nahm man die holden Schweſtern auf: denn ſie brachten jeden Abend ein neues Lied, eine ſchöne Weiſe, ein munteres Spiel, oder ein unbekanntes Mährchen mit. Man liebte ſie allgemein, und beſonders verweilten die Blicke der jungen Burſche mit Wohlgefallen auf den ſchönen Zügen der Jungfrauen, aber eine beſondere Hoheit in ihrem Weſen ſcheuchte alle Vertraulichkeit. Auch ſie brachten immer ihre Rocken und Spindeln mit, und keine der Spinnerinnen übertraf ſie an Behendigkeit und ihre Faden an Feine.

Sobald aber die Glocke elf ſchlug, packten ſie ihre Rocken zuſammen, und nichts konnte ſie bewegen, auch nur eine Minute langer zu bleiben. Frohlich und eilig verſchwanden ſie aus dem Kreiſe, wie ſie gekommen waren. Keine Spur verrieth ihren Weg, wenn ſie Abſchied genommen hatten. Niemand wagte es auch, ihnen nachzugehen. Man wußte nicht woher ſie gekommen waren, man wußte nicht, wohin ſie gingen, man ſah ſie nur in die Stube tretend und hinausgehend, und wenn man von ihnen ſprach, ſo hießen ſie nur die Jungfrauen aus dem See, oder die drei Schweſtern aus dem See.

Einige Burſche brannten beſonders im Stillen für die wunderbaren Mädchen, und unter ihnen des Schulmeiſters Sohn. Ihm that es beſonders leid, wenn ſie ſo frühe ſchieden, ihm wahrte immer der Tag zu lang, und war erſt der Abend nahe, ſo dunkte ihm jede Stunde, ehe die Spinnſtube beſucht wurde, eine Ewigkeit. Um doch einmal ihres Anblicks eine Stunde langer zu genießen, ſtellte er eines Abends, ehe er in die Spinnſtube ging, die Dorfuhr um eine Stunde zuruck. Die Jungfrauen hatten diesmal ein neues Lied mit einer neuen Weiſe mitgebracht, und lehrten es die Anweſenden. Daruber wurde der langere Verzug der elften Stunde nicht bemerkt, die Jungfrauen blieben, bis die Glocke elfe ſchlug, und gingen alſo erſt um zwolf Uhr weg. Sie ſchieden ſo frohlich und heiter wie ſonſt. Daruber freute ſich der gute Jungling, und beſchloß dieſen Streich zu wiederholen. — Er hatte ſich aber vergebens gefreut. Als am folgenden Tage einige Leute am See voruberging — jetzt iſt eine ſchone Wieſe an ſeiner Stelle — ſo horten ſie ein klägliches Gewimmer, und auf dem flachen See gewahrte man drei große, blutige Stellen. Niemand wußte es zu deuten, jedes aber ahnete, was geſchehen ſei. Des Abends harrte man in der Spinnſtube der drei Schweſtern, aber nie ſind ſie wiedergekommen."

Mit der von Simrock bearbeiteten Sage vergleiche die Anmerkung zu „das verſunkene Kloſter (bei Neunkirchen) von Uhland.“

Das Hündchen von Bretten.

Von

Karl Simrock.

Zu Bretten über'm Stadtthor ſteht
Ein Hündchen ohne Schwanz,
Und über ſeinem Haupte weht
Ein hart verdienter Kranz.
Wer ſich umſonſt zu Tode zieht
Vergnügt in ſchweren Ketten,
Dem ſagt man: Wahrlich, dir geſchieht
Noch wie dem Hund zu Bretten.

Dem Hündchen ward, dem treuen Thier,
Die Treue ſchlimm gelohnt,
Und ſicher, ſo ergeht es dir,
Der ſich im Dienſt nicht ſchont.
Es war von ſeinem Herrn wie du,
Zu Manchem abgerichtet,
Der ließ ihm keine Stunde Ruh,
Die Chronik hat's berichtet.

Wohl mochte kein geplagtrer Gaul
Im ganzen Städtchen seyn:
Gab er ihm einen Korb ins Maul,
So lief's und kauft ihm ein:
Beim Metzger Fleisch und Bratwurst gar
Und Weiebrod bei dem Bäcker;
Im Korbe sagt' ein Zettel klar,
Was nöthig war dem Schlecker.

Das Hündchen lief von Haus zu Haus
Und ließ sich nie verführen,
Nur einen Bissen von dem Schmaus
Dem Herren anzurühren.
Wenn es ihn treulich heimgebracht, —
Doch hört es Niemand klagen, —
Durft es von seiner schweren Fracht
Ein Knöchlein nur benagen.

Sein Herr, der evangelisch war,
Hielt wenig auf die Fasten,
Und ließ den Speisekommissar
Nicht einen Freitag rasten.
Der Hund, der täglich fasten muß,
Geht seines Wegs bescheiden,
Nicht kann er wie ein Klerikus
Den Fasttag unterscheiden.

Da führt' ihn einſt ſein Mißgeſchick
Zu einem Fleiſcher hin,
Der als ein ächter Katholik
Streng hielt die Disciplin.
Wie der den Zettel nimmt und lieſt
Von einer Wurſt geſchrieben,
Ihn das Gelüſte bald verdrieſt,
Hätt es ihm gern vertrieben.

Im frommen Eifer hat er gleich
Das arme Thier gepackt,
Ihm auf dem Block mit einem Streich
Das Schwänzlein abgehackt.
Das legt er in den Korb dem Hund:
„Da haſt du Fleiſch, nun trolle,
Und deinem Herren mache kund,
Daß ich's ihm ſchenken wolle."

Das Hündchen wund bis auf den Tod
Lief doch, der Pflicht gedenk,
Und trug dem Herrn, der ihm gebot,
Sein Schwänzlein zum Geſchenk.
Legt' ihm den Korb noch vor den Fuß
Und ſtreckte ſich daneben:
Das war ſein letzter ſtummer Gruß,
Er mochte nicht mehr leben.

Hier ſteht das Bild des armen Wicht's;
Den Lohn erwarb er doch,
Weil er ſein Leben lang um Nichts
Im ſauern Dienſte kroch:
Du mühe dich nach ſeinem Brauch
Im Joch der Undankbaren,
So mag dir nach dem Tod wohl auch
Die Ehre wiederfahren [1]).

[1]) In Grimm's deutſche Sagen Bd. I. S. 134 und flg. leſen wir folgendes von dem Hündlein von Bretten: „In der Rheinpfalz, beſonders im Kraichgau, geht unter den Leuten das Sprichwort um, wenn von übel belohnter Treue die Rede iſt: „es geſchieht dir, wie dem Hündchen zu Bretten.“ Die Volksſage davon muß ſchon alt ſeyn und namentlich ſpielt auch Fiſchart an zwei verſchiedenen Stellen darauf an.

Andere erzählen ſo: „das Hündchen habe für ſeinen armen Herrn Fleiſch und Würſte geſtohlen und ihm zugetragen, bis es endlich ein Fleiſcher ertappt und mit dem Verluſte des Schwanzes beſtraft.“

Letzteres klingt viel zu unwahrſcheinlich und iſt eine himmelſchreiende Verläumdung des treuen Hündchens.

Die Rieſen und die Zwerge [1]).

Von

Friedrich Rückert.

Es ging die Rieſentochter,
Zu haben einen Spaß,
Herab vom hohen Schloſſe,
Wo Vater Rieſe ſaß;
Da fand ſie in dem Thale
Die Ochſen und den Pflug,
Dahinter auch den Bauern,
Der ſchien ihr klein genug.
Die Rieſen und die Zwerge!

Pflug, Ochſen und den Bauern,
Es war ihr nicht zu groß,
Sie faßt's in ihre Schürze,
Und trug's auf's Rieſenſchloß.
Da fragte Vater Rieſe:
„Was haſt du Kind gemacht?“
Sie ſprach: „„Ein ſchönes Spielzeug
Hab ich mir hergebracht.““
Die Rieſen und die Zwerge!

Der Vater ſah's und ſagte:
„Das iſt nicht gut, mein Kind!
Thu' es zuſammen wieder
An ſeinen Ort geſchwind.
Wenn nicht das Volk der Zwerge
Schafft mit dem Pflug im Thal,
So darben auf dem Berge
Die Rieſen bei dem Mahl."
Die Rieſen und die Zwerge!

[1]) Die Bruder Grimm theilen uns in den deutſchen Sagen I. 422. uber den Stoff zu vorſtehendem Gedichte Rückerts folgendes mit:

„Der Lichtenberg iſt ein Bergſchloß, das man ſpäter aus den uralten Trummern wieder erneuert hat, und in allen Dörfern, die in ſeiner Nahe liegen, lebt noch die Sage fort, daß es hier vor alten Zeiten Rieſen gegeben habe. Unter den Steinen befinden ſich manche, die keine Menſchenkraft den jähen Berg hinauf hätte tragen können. Ein Rieſe ſchleppte einen uber achtzig Centner ſchweren Block auf ſeiner Schulter herbei, aber er zerbrach ihm unterwegs und blieb eine Stunde von Lichtenberg auf der Höhe liegen; er wird noch heutzutage Rieſenſtein genannt. Im Schloß wird ein Knochen, anderthalb Schuh im Umfang haltend und mit einem andern, einen halben Schuh dicken, einen Fuß langen Bein verwachſen aufbewahrt; auch ſoll daſelbſt vor funfundzwanzig Jahren noch eine ungeheure Bettlade außer den Knochen zu ſehen geweſen ſeyn. Es wird auch wiederum erzahlt, daß die Rieſenfrau einmal weiter als gewöhnlich von dem Lichtenberg weggegangen ſey und einen Bauer getroffen habe, der mit Ochſen ſeinen Acker pflugte. Das hatte ſie noch nie

gesehen, nahm also Bauer, Pflug und Ochsen zusammen in ihre Schürze und brachte es ihrem Mann auf's Schloß mit den Worten: „sieh einmal, Mann, was ich für schöne Thierchen gefunden habe."

Die Frau Ch. Engelhardt, geb. Schweighäuser, trug diese ursprünglich odenwäldische Sage auf das Schloß Nideck im Elsaß über; nach ihrem Vorgange auch Chamisso in seinem Gedicht „das Riesenspielzeug". Der schöne Gedanke, der im Gedichte ausgeführt ist, daß nämlich ohne den Bauer (der Zwerg) der Große (der Riese) nicht leben könne, scheint weder Eigenthum Rückert's noch Chamisso's, sondern der Frau Engelhardt zu seyn. Zur Vergleichung setzen wir ihr schönes Gedicht, welches allen Nachdichtern fast wörtlich als Stoff zu ihren Bearbeitungen gedient hat, in elsäßischer Mundart hierher:

„Im Waldschloß, dort am Wasserfall,
Sinn d'Ritter Risse gsin (gewesen);
E mol kummt's Fräule 'rab in's Thal,
Unn geht spaziere drinn.
Sie duet bis gehe (gegen) Haslach gehn,
Vorm Wald im Ackerfeld,
Do blibt sie voll Verwundryng stehn,
Unn sieht wie's Feld wurd' b'stellt.
Sie luejt (schaut) dem Ding e Wiel so zue,
Der Pfluei, die Roß, die Lytt
Sinn iehr ebbs Neu's, sie geht darzue,
Unn denkt: die nimm i mit!
Do hürt (halb niederknien) sie an de Bodde hin
Unn sprait iehr Firrdi (Schürze) us,
Fangt Alles mit der Hand, duet's nin,
Unn lauft gar froh noch Hus.
Dort, wo der Berry isch so gäh,
Daß merr nurr miejsam steit in d'Heh,

Springt ſie de Waldwej nuff ganz friſch,
Und bruch' nurr eine Schritt.
Der Ritter ſitzt juſt noch am Diſch:
„Min Kind, was bringſt de mit?
D'Freud luejt der us de Auje 'nus.
Se kram nur gſchwind din Firrdi us,
Was beſch ſo Zowwli's drinn?"
„„O Vadder, Spieldings gar ze nett,
I ha noch nie ebbs Scheen's ſo ghett!""
Unn ſtellt's em Alles hin,
Unn uff de Diſch ſtellt ſie de Pfluei,
Die Buure hin unn iehri Roß,
Lauft drum 'erum, unn lacht derzue,
Jeder Freud iſt gar ze groß.
„Ja, Kind, dis iſch keen Spieldings nitt,
De beſch ebbs Scheen's gemacht!"
Saat druff der Ritter glich, unn lacht:
„Geh, nimm's nurr widder mit!
Die Buure ſorrje uns firr Brod,
Sunſt würde mier in großer Noth,
Drab (trag) Alles widder furt!"
'S Fraule grient, der Vadder ſchilt:
„E Buur mier nitt als Spieldings gilt,
I lieb nitt, daß me murrt!
Pack Alles ſachte widder ihn,
Unn drab's an's nämli Plätzel hin,
Wod' es genumme beſt!
Bout nitt der Buur ſin Ackerfeld,
Se febit's bi uns an Brod unn Geld,
In unſerm Felſenneſt!"

Neugesammelte

Volkssagen

aus dem Lande Baden

und den

angrenzenden Gegenden.

Von

Bernhard Baader.

Zugleich als Nachtrag zu des Verfassers Werke: Volkssagen aus dem Lande Baden rc.

Karlsruhe.
A. Geßner'sche Buchhandlung.
1859.

ZENTRALBIBLIOTHEK
ZÜRICH

Vorbericht.

Zu meinen „Volkssagen aus dem Lande Baden und den angrenzenden Gegenden" (Karlsruhe 1851) erscheint hier ein Nachtrag. Darin gebe ich mit gewissenhafter Treue wieder Sagen, die ich bis auf eine dem Volksmunde entnommen habe, und füge mehrere im Hauptwerke vorzunehmende Berichtigungen bei. Gerne hätte ich einen förmlichen zweiten Theil geliefert, aber bei meinem vorgerückten Alter war ich dazu außer Stande, und ich überlasse nun rüstigeren Kräften, aus unserem sagenreichen Lande weitere Schätze zu Tage zu fördern.

Karlsruhe, den 15. September 1858.

Bernhard Baader.

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
1.	Die Geiſchreiber	1
2.	Poppele beſchenkt Arme	1
3.	Kirſchen in Geld verwandelt	2
4.	Teufelsritze	3
5.	Das beſchirmte Kruzifix	4
6.	Spuckgeiſt bei Ruchenſchwand	4
7.	Vorzeichen eines fruchtbaren Jahres	4
8.	Mildthätiges Männlein	4
9.	Schatz gehoben	5
10.	Hoſtie vor Entheiligung bewahrt	6
11.	Die Baſler Silberglocke	7
12.	Wie der Teufel in einen Mann kommt	7
13.	Geiſt gebannt	7
14.	Die Burg Neuein	9
15.	Die Hainet Jungfrau	9
16.	Erdleute	10
17.	Reiter mit Geiſsfüßen	12
18.	Zigeuner	13
19.	Zaubermeiterei	14
20.	Kronfaſtenweiber	15
21.	Brennende Männer	15
22.	Goldtinktur	16
23.	Geiſt unter der Holzlesbrucke	16
24.	Heiligkeit des Sonnabends	16
25.	Scherben werden zu Goldſtucken	17
26.	Sitzenkirch	17
27.	Die Sausenburg	17
28.	Kraft des Wolfsſegens	20
29.	Rad von Gold	21
30.	Kreuz zu St. Trutbert	22

		Seite
31.	Geld in Asche verwandelt	22
32.	Brandkorn wird zu Gelde	22
33.	Messen nachgeholt	23
34.	Weiße Jungfrau	24
35.	Geist niest	25
36.	Der Hunnenfürst mit dem goldenen Kalb	26
37.	Heilige Nonne	26
38.	Geld kennt sich	27
39.	Geldmännlein	27
40.	Leder von Erde und Wasser ausgeworfen	28
41.	Todtenvorschau	29
42.	Hexe als Hase	29
43.	Die Gruninger Kapelle	30
44.	Der Schatz im Ambringer Grunde	31
45.	Kirchenverhöhnung bestraft	32
46.	Die Tafel bei Kirchhofen	32
47.	Das Brunnendecken zu St. Ulrich	33
48.	Das Hüttenweiblein	34
49.	Der heilige Bernhard zu Freiburg	35
50.	Pferde schauen zum Speicher hinaus	36
51.	St. Martin bei Oberried	37
52.	Schützen Klaus	38
53.	Teufel helfen am Bau der Eisenbahn	38
54.	Des Schwarzenberger's Bekehrung	38
55.	Forelle am Kandelfelsen	39
56.	Die Namen Gutach's, Bleibach's und Simonswald's	40
57.	Der Abernbauer	41
58.	Der Blindensee will ausbrechen	41
59.	Zum todten Hund	42
60.	Messen angelobt	42
61.	Das Kruzifix zwischen Ettenheim und Altdorf	43
62.	Spinne nicht in der Nacht vor Fronfasten	44
63.	Mordthat offenbart	45
64.	Wunderbarer Hirsch	46
65.	Das Kruzifix auf dem Kirchhofe zu Oberweier	47
66.	Das Grabenthier	47
67.	Geisterartiges Thier	47

Seite

68. Irrweg 48
69. Schatz und Spuk auf dem alten Schlosse bei Turbach . . . 49
70. Verwunschener Schüler 50
71. Geist erlöst 50
72. Die lange Elli 51
73. Der Teufel kommt um die Beute 51
74. Reden bringt um den Schatz 52
75. Feiertags-Betheiligung bestraft 52
76. Schatz und Spuk auf der Schauenburg 53
77. Teufelsstein 53
78. St. Antonius bei Oberaudorf 54
79. Hohenrot's Erbauung 55
80. Brigitte 55
81. Wunderquelle 57
82. Vergeltung 57
83. Gotteslästerung bestraft 58
84. Kreuzen in Geld verwandelt 58
85. Schatz versinkt beim Fluchen 58
86. Bestrafte Sakramentschänder 59
87. Stole schützt vor dem höllischen Feuer 59
88. Marienbild zu Steinbach 61
89. Meisterschuß 62
90. Bund mit dem Teufel 62
91. Wein vertragen 64
92. Lichtenthals Erbauung 65
93. Erdweiblein 66
94. Herbert den Teufel nicht heraus 67
95. Seefrauen 67
96. Herbachs ältestes Haus 69
97. Verwunschung 69
98. Der Wolfsstein 70
99. Knorr 70
100. Der Grafensprung 72
101. Erdweiblein 72
102. Schatz bei Wernsbach 73
103. Der Bildstock am Herdtelstein 74
104. Schatze bei Michelbach 75

	Seite
105. Die Entſtehung der Wallfahrt zu Moosbronn	76
106. Steine in Geld verwandelt	77
107. Der Retterer Berg bei Raſtatt	77
108. Steinbild in Sulzbach	78
109. Doppelmord wegen eines halben Kreuzers	79
110. Meſſe nachgeholt	79
111. Burgſtadel	80
112. Spielleute beim Hexentanz	82
113. Der Jungfernſprung bei Dahn	83
114. Schatz gehoben	84
115. Die Schleyergaſſe	84
116. Laß die Todten ruhen	85
117. Todesvorzeichen	85
118. Schuhwechſel	86
119. Todesvorzeichen	86
120. Der Thurmberg bei Durlach	87
121. Schatz ausgeliefert	89
122. Der Feuerſchläger	90
123. Königsaal	90
124. Nachgeholte Wallfahrt	92
125. Geiſt zu Weingarten	93
126. Marienburg	93
127. Reden bringt um den Schatz	94
128. Wie Bruchſal um den Bichelberg kam	95
129. Muttergottesröslein	96
130. Herenkuchen	96
131. Tochter dem Teufel verſchrieben	97
132. Geheimnißvolle Rathsverſammlung	100
133. Meerweiblein	100
134. Zauberarbeit	102
135. Raubmörder geht um	102
136. Einem Todten gehört ein Licht	103
137. Ladung vor Gottes Gericht	104
138. Schatzhöhle bei Waldangelloch	104
139. Jahrtagenbeſitzer und Bauner	105
140. Schatz bei Sinsheim	108
141. Zuſtarke im Stein	108

	Seite
142. Vorzeichen reicher Weinernte	108
143. Der wilde Jäger	109
144. Geisterlarm verhindert Waldfrevel	109
145. Die Scheffleuzer erwerben im Waldach das Jagdrecht	110
146. Vorberg's Name	110
147. Donen und Johanniskraut schützt vor dem Teufel	110
148. Hexe verunglückt	111
149. Herenstein	111
150. Hexe als Gans	112
151. Goldene Kugel	112
152. Hexe als Löwe	113
153. Heiligenfrevel bestraft	113
154. Wie Schienuri sein Wappen erhielt	114
155. Der Radstein	114

1.

Die Eisschreiber.

Als in einem kalten Winter der Bodensee zugefroren war, schrieben die Konstanzer dies Ereigniß, um es der Nachwelt kund zu thun, in die Eisdecke des Sees ein, die mit dem kommenden Frühjahr wieder zu Wasser wurde.

2.

Poppele beschenkt Arme.

In der Gegend von Hohenkräben kamen zwei wandernde Handwerksbursche zu einer Kegelbahn, auf welcher der Spukgeist Poppele, der ihnen unbekannt war, allein Kegel schob.

Er lud sie ein, um Geld mitzuspielen, was sie auch, trotz ihrer wenigen Kreuzer, darum thaten, weil er lauter Goldstücke einsetzte. Nicht lange, so hatten die Bursche ihre Baarschaft verspielt. Um sie darüber zu trösten, schenkte er jedem einen Kegel. Der eine schnallte den seinigen sich auf's Felleisen, der andere aber warf den ihm gehörenden in's Gras weg, sobald sie dem Poppele aus dem Gesicht waren. Nach einer Weile wurde dem erstern das Felleisen so schwer, daß er durch seinen Gefährten nachsehen ließ, und siehe, der Kegel glänzte und war von gediegenem Golde. Unverweilt lief nun der andere Bursche auf den Platz zurück, wo er den Kegel hingeworfen, und sah ihn auch noch daliegen; aber als er ihn aufheben wollte, erhielt er von Poppele, der plötzlich dastand, eine

tüchtige Ohrfeige, wobei derselbe sprach: „Den Kegel lässest Du liegen: Du hast ihn gehabt, warum hast Du ihn nicht behalten!“

Eine hochschwangere Frau von Schlatt bedachte unterm Grasen, daß sie bei ihrer Armuth und ihres Mannes Trunksucht im Wochenbett keine Labung haben werde, und that den Wunsch: der Geist Poppele möge ihr helfen. Da kam er, als Jäger, und fragte, was sie wolle. Nachdem sie ihm ihre Lage geschildert hatte, bat sie ihn um ein Fäßlein guten Weines. Er ließ sie gleich ein leeres von Haus herholen und füllte es dann aus einem andern, indem er sagte: „Den Wein laß Dir schmecken, und Du brauchst nicht damit zu sparen; aber Deinem Mann darfst Du keinen Tropfen geben!“ Die Frau machte es so und schenkte auch andern Armen von dem Weine, der im Fäßlein kein Ende nahm. Nachdem sie den Bitten ihres Mannes, ihm auch von dem Wein zu geben, lange widerstanden hatte, erlaubte sie ihm endlich, sich ein Krüglein voll zu holen: allein als er den Hahn des Fäßleins aufdrehen wollte, stand Poppele plötzlich da und gab ihm eine derbe Ohrfeige, mit den Worten: „Der Wein ist nicht für Dich, Du Verschwender! sondern für Deine Frau, die aber jetzt auch keinen mehr hat.“ Das Fäßlein war nun leer und auf immer versiegt.

3.

Kirschen in Geld verwandelt.

Im Gemeindewaschhaus zu Stühlingen sah einmal eine Frau einen Haufen schöner Kirschen in einer Ecke liegen. Sie steckte davon ein Paar Handvoll für ihre Kinder ein, aber als sie sie daheim herauszog, waren sie in Dreibätzner verwandelt. Schnell begab sich die Frau

in das Waschhaus zurück; allein sie fand dort weder Kirschen mehr, noch Geldstücke.

4.

Teufelsritze.

Am Vorabend von Nikolaus vermummten sich in Dittishausen zwölf Bursche als Pelznikel und gingen umher in die Häuser. Als sie auf die Wohnung eines gottseligen Mannes zukamen, bemerkte derselbe, daß es dreizehn seyen; in seiner Stube waren es dann nur zwölf und nachher auf der Straße abermals dreizehn. Dieses kam ihm so verdächtig vor, daß er sie an's Haus zurück rief und alle mit Weihwasser besprengte. Da fuhr der dreizehnte mit fürchterlichem Gebrülle davon in die Lüfte. Hierbei kratzte er in den Giebel des Nachbarhauses mehrere zollbreite, bogenförmige Ritze, welche durch den Verputz bis in den Stein gehen und nicht mehr vertilgt werden können.

5.

Das beschirmte Kruzifix.

Ueber dem Haupteingang der St. Blasier Kirche steht ein ehernes Kreuz mit vergoldetem Heiland. Dasselbe wollte die weltliche Regierung, als sie in den Besitz des Klosters kam, herunter nehmen lassen; allein es war nicht von der Stelle zu bringen, und der Arbeiter fiel herab und brach das Bein. Auf dieses ist man von der Wegnahme des Kruzifixes abgestanden.

6.

Spukgeist bei Ruchenschwand.

Franz Oberst zu Ruchenschwand erzählte:

Wenn ich beim Heimgehen von Oberalpfen nach

dem Abendgeläute auf den Steg kam, fiel ich jedesmal hinunter in den Graben und hörte dabei einen Unsichtbaren meinen Namen rufen. Dann sah ich eines Sonntags, wo ich später als sonst zurückging, im Wald einen Schimmel allein umherlaufen. Nachdem ich ihm lange nachgejagt, fing ich ihn und ritt auf ihm unserm Orte zu, wohin er mir zu gehören schien. Aber in der Nähe des Grabens warf mich das Pferd plötzlich ab, verwandelte sich in ein schwarzes, zottiges Thier, und sprang in eine benachbarte Grube. Nun wußte ich, wer am Stege so oft mich gefoppt, und hütete mich fortan, nach der Abendglocke diesen Weg zu machen.

7.

Vorzeichen fruchtbaren Jahres.

Am Feste des heiligen Fridolin wird dessen Haupt zu Säckingen in Prozession umhergetragen. Ist da diese Reliquie schwer, so wird das Jahr ein fruchtbares.

8.

Mildthätiges Männlein.

Auf einem gewissen Berge der obern Rheingegend weidete ein Schäfer seine Heerde, und eben wollte er sein kärgliches Mittagsmahl verzehren, als er ein altes Männlein am Stabe auf sich zukommen sah. Dasselbe grüßte ihn und nahm seine Einladung, mitzuessen, an. Während sie beisammen saßen, erkundigte sich das Männlein nach des Schäfers Verhältnissen, und als es gehört, daß er viele Kinder und kein Vermögen habe, hieß es ihn, ihm folgen. Sie gingen nun auf dem Berge fort und gelangten zu einer großen, glatten Felswand, in welcher eine steinerne Thüre und über derselben ein run-

des Loch war. Aus diesem holte das Männlein einen Schlüssel hervor, schloß damit die Thüre auf und trat nebst seinem Begleiter durch sie in eine Felsenkammer, worin zwei Kisten und auf einem runden Steintische eine Flasche standen. Auf Geheiß seines Führers schlug der Schäfer die Deckel der Kisten in die Höhe, deren eine mit Silber-, die andere mit Goldmünzen angefüllt war. „Nimm Dir nur", sprach das Männlein, „von dem Gelde, so viel du willst; die Flasche aber mußt du stehen lassen, denn sie enthält die Goldtinktur!" Ohne zu säumen, pfropfte der Schäfer alle seine Taschen mit Goldstücken voll und folgte dann dem Männlein wieder aus der Kammer, welches deren Thüre zuschloß, den Schlüssel in das Loch legte und nach wenigen Schritten verschwand. In großer Freude brachte der Schäfer das Geld nach Hause, sparte es aber nicht, weil er dachte, sich leicht wieder anderes zu verschaffen. Als er nun keines mehr hatte, trat er getrost den Weg nach dem Felsen an, dessen Aussehen und Lage im Angesicht dreier Kirchthürme er sich wohl gemerkt hatte. Trotz alles Umhersuchens auf dem Berge konnte er aber weder den Felsen, noch die Stelle, von wo drei Kirchthürme zu sehen, wieder auffinden.

9.

Schatz gehoben.

Im Walde bei Brugg zeigte sich öfters unter einer Weißhasel ein nächtliches Lichtlein. Daraus schloß eine Frau, daß dort ein Schatz vergraben sey, und nahm sich vor, ihn zu heben. In dieser Absicht ging sie mit ihren beiden Söhnen nach verrichtetem Gebet um Mitternacht dahin. Sie hatten brennende Kerzen, Palmen und eine Ruthe von einer Weißhasel bei sich, was Alles geweiht

war. Nachdem ſie eine Weile dort gegraben, ſtießen ſie im Boden auf einen ſchwarzen Hund, welcher auf einer eiſernen Kiſte ſaß. Er hatte feurige Augen und knurrte unaufhörlich. Ohne ſich hierdurch ſchrecken zu laſſen, ſchlugen ſie mit der Ruthe ſo lange auf ihn, bis er ſich in die Erde verkroch. Alsdann hoben ſie die Kiſte ungeöffnet heraus und brachten ſie nach Hauſe, wo ſie dieſelbe ganz mit altem Silbergelde gefüllt fanden.

10.

Hoſtie vor Entheiligung bewahrt.

Ein Mann in Brig, welcher für ſehr fromm galt, verſchied, nachdem er von einem der dortigen Jeſuiten die Sterbſakramente empfangen hatte. In der Nacht nach ſeiner Beerdigung klopften um zwölf Uhr zwei ſchöne Jünglinge an die Pforte des Kollegiums und verlangten den Jeſuiten, der die leere Hoſtienkapſel mitnehmen ſolle. Derſelbe kam und wurde von ihnen nach Glis, wohin Brig eingepfarrt iſt, auf den Kirchhof geführt. Dort öffneten ſie das Grab und den Sarg des Mannes; letzterer richtete ſich in die Höhe und machte den Mund auf, worin die heilige Hoſtie noch unverſehrt auf der Zunge lag. Von dieſer nahm der Pater, auf Geheiß ſeiner Führer, die Hoſtie in die Kapſel, worauf der Todte mit verzerrtem Geſicht in den Sarg zurückſank. Nachdem die Jünglinge das Grab wieder zugeſcharrt hatten, geleiteten ſie den Jeſuiten bis an die Pforte des Kollegiums, wo ſie vor ſeinen Augen verſchwanden. Da erkannte er, daß es zwei Engel waren. Bald nachher ſtellte ſich heraus, daß der Verſtorbene ein ſündhaftes Leben geführt habe und ſeine Frömmigkeit nur Heuchelei geweſen ſey.

11.

Die Basler Silberglocke.

Zur ersten Zwinglischen Predigt im Münster zu Basel sollte mit der alten, heiggeweihten Silberglocke geläutet werden: aber beim ersten Zuge fiel sie aus dem Thurm in den Rhein hinab. Man weiß die Stelle, wo sie liegt, und hat schon mehrmals versucht, sie herauszuziehen: es wird jedoch erst dann gelingen, wenn das Münster wieder eine katholische Kirche ist.

12.

Wie der Teufel in einen Mann kommt.

Auf dem Dinkelberg ward aus einer Besessenen der böse Geist getrieben, wobei er um die Erlaubniß bat, in einen Grashalm zu fahren. Nachdem er sie vom Priester erhalten hatte, sprach er: „So, nun wohne ich in vierzehn Tagen wieder in einem Menschen". „Wie so?" fragte der Geistliche, und darauf antwortete der Teufel: „Der Grashalm, in welchen ich fahre, wird einer Kuh zu fressen gegeben, dadurch komme ich in sie und mit ihrer ungesehenen Milch in einen Mann, der von derselben aus dem Melkkübel trinkt". Wirklich war in vierzehn Tagen der Mann, welcher in einer andern Gegend wohnte, vom bösen Geiste besessen.

13.

Geist gebannt.

In einem Haus auf dem Dinkelberg spukte der verstorbene Eigenthümer so arg, daß die Bewohner beschlossen, ihn fortzuschaffen. Zu diesem Zweck ließen sie nach

einander einige Geiſtliche kommen; aber keiner derſelben vermochte über das Geſpenſt Herr zu werden. Endlich ward ein Prieſter von ausgezeichneter Frömmigkeit berufen, zu welchem der Geiſt gleich ſagte: „Was willſt Du mit mir, haſt Du nicht auch einmal, beim Vorbeigehen an einem Rübenacker, eine Rübe herausgezogen?“ „Ja, das habe ich gethan,“ antwortete der Geiſtliche, „aber weißt Du nicht, daß ich nur die eine Hälfte aß und in die andere, welche ich zurückließ, einen Groſchen ſteckte und damit die ganze Rübe [illegible] bezahlte?“ Auf dieſes mußte das Geſpenſt ſchweigen und dann, auf des Prieſters Beſchwörung, ſich in eine Flaſche begeben. Dieſelbe wurde nun zugedeckt und von einem rüſtigen Mann in einem neuen Reff nach dem Feldberg, dem Beſtimmungsort des Geiſtes, getragen. Unterwegs durfte der Mann nicht rückwärts ſehen, keinen Schritt zurückgehen und das Reff nicht abſtellen, obgleich die Flaſche von Schritt zu Schritt ſchwerer wurde. Als er anfing, den Feldberg zu beſteigen, rief hinter ihm eine Stimme: „He, ihr geht ja fehl, wenn ihr auf den Feldberg wollt, ſo müßt ihr den andern Weg einſchlagen!“ Betroffen ſchaute er um, und erblickte Niemand; aber im Augenblick war die Flaſche weg und wieder in dem Hauſe. Auf's Neue mußte er ſie von dort forttragen, diesmal jedoch machte er Alles recht und gelangte, von ſeiner Laſt faſt erdrückt, auf den Gipfel des Feldbergs, wo das Geſpenſt zu bleiben gezwungen war. Auf dieſen Berg ſind noch viele Geiſter gebannt, welche nach Kreuzerhöhung Nachts das Vieh in den dortigen Ställen ſo arg plagen, daß die Hirten um dieſe Zeit mit ihren Heerden den Berg verlaſſen müſſen.

14.

Die Burg Rötteln.

Auf diesem verfallenen Bergschloß liegt viel Geld vergraben, bei dem ein Fräulein in weißem Kleid und Schleier umgeht. Am Tage sitzt sie öfters auf der Burgbrücke und spinnt, oder sie lustwandelt in der Umgebung des Schlosses. Von da hat sie einmal Kindern vergebens gewinkt, zu ihr zu kommen. Beim Mondschein wurde schon ein Unterbauer gehört, der, wie unter einer Last keuchend, nach der Burg ging. In dieser erscheinen in manchen Nächten gespenstige Lichter, auch schwebt zuweilen aus dem nahen Wald eine einsame Flamme herbei und fährt an der steilen Mauer hinauf und zu einem Erkerfenster hinein. Auf dem Burghof hat schon ein Mann eine mannsdicke, baumlange Schlange in der Sonne liegen sehen, und in früherer Zeit sind manchmal Nachts feurige Drachen von dem Schloß nach der Ehrischonakapelle oder von dieser nach jenem geflogen. Daselbst befindet sich ein Kegelspiel, welches derjenige, der es fortnimmt, nicht behalten kann, sondern wieder herbringen muß. Was man in den Felsenkeller thut, wird in der Nacht von unbekannter Gewalt herausgeworfen. Von der Burg geht ein unterirdischer Gang, unter dem Wiesenfluß hinweg, in das Brombacher Schlößlein; er ist aber gegenwärtig großen Theils verschüttet.

15.

Die Häfner Jungfrau.

In dem Schlößlein zu Steinen wohnten vor Zeiten die Zwingherren der Gegend. Die Tochter eines von ihnen war so hoffärtig, daß sie nicht auf der bloßen Erde

in die Kirche gehen wollte und darum sich stets vom Schlößlein bis zum Kirchhof, ja über denselben bis zum Gotteshaus einen Dielenweg legen ließ, der mit Tuch oder Taffet bedeckt werden mußte. Als sie gestorben und beerdigt war, stand der Sarg in der nächsten Grube außen an der Kirchhofmauer, und eben so die zwei folgenden Morgen, nachdem er jedesmal wieder auf dem Gottesacker eingegraben worden war. Auf dieses lud man den Sarg auf einen zweirädrigen Wagen, spannte an letztern zwei junge, schwarze Stiere, welche noch kein Joch getragen, und ließ sie laufen, wohin sie wollten. Stracks gingen sie auf den Häfnerbuck, wo sie, im unwegsamen Wald, an einer Quelle stehen blieben. Hier nun verscharrte man den Sarg, wo er auch im Boden blieb; das Fräulein aber geht daselbst um, und die Quelle heißt wegen ihr der Jungfernbrunnen. Bei Sonnenaufgang wäscht und kämmt sie sich daran; aber auch Vorübergehende, die schmutzig und ungestrehlt waren, hat sie schon in dem Brunnen gewaltsam gereinigt und mit derben Strichen gekämmt. Beim Schlößlein zeigt sie sich ebenfalls und pflegt dort im Bach ihr Weißzeug zu waschen *).

16.

Erdleute.

Als in der Höhle bei Hasel noch Erdleute wohnten, kamen sie nicht allein in dieses Dorf, sondern auch in die andern Orte der Umgegend. Die Erdweiblein brachten den Leuten von ihrem frisch gebackenen Kuchen, wieg-

*) Wie man sieht, sind in Hebel's Gedicht „Die Hausfrau" die Hauptzüge der Sage beibehalten.

ten in Abweſenheit der Mütter die kleinen Kinder, fanden Abends mit ihren Rädern ſich in den Spinnſtuben ein, blieben aber nie länger, als bis zehn Uhr, weil jene, wie ſie ſagten, ihr Herr ſie zanke. Auch halfen ſie und die Erdmännlein Hanf ſchleißen, das Vieh pflegen (welches dabei vorzüglich gedieh), die Frucht ſchneiden und in Garben binden. Hierbei ſprang einmal einem der Männlein ein Knebel ſo heftig an den Kopf, daß es ein klägliches Geſchrei erhob. Auf dieſes liefen alle Erdleute aus der Nähe herbei und fragten, was geſchehen ſey; aber als ſie es erfahren, gingen ſie mit den Worten: „Selber thun, ſelber han" wieder auseinander. Bei Hauſen hatten ſie eine kleine Höhle, die das Erdmännleinsloch hieß, und in die dortige Hammerſchmiede kamen oft Nachts ſolche Männlein und arbeiteten wacker mit.

Ein anderes Erdmännlein pflegte bei Nacht in der Wehrer Mühle, wenn der Müller ſchlief, für ihn zu mahlen. Weil es immer ſo ſchlecht gekleidet war, ließ er ihm heimlich einen neuen Anzug machen, legte ihn Abends auf den Mühlſtein und dann ſich oben an eine Speicheröffnung, um das Männlein zu beobachten. Als daſſelbe kam und die Kleider ſah, zog es ſie ſogleich an, ging darauf hinweg und betrat die Mühle niemals wieder.

Für ihre Dienſtleiſtungen begehrten die Erdleute nur hie und da Obſt oder reinlich bereiteten Kuchen. Wo ſie hinkamen, brachten ſie Glück und Segen; durch Fluchen aber wurden ſie augenblicklich vertrieben.

In dem Thälchen zwiſchen Wehr und Haſel war ein Erdloch, worin ein Mann einen Dachs vermuthete. Er ließ ſeinen Hund hinein und hielt einen offenen Sack hart an daſſelbe. Nicht lange, ſo ſprang etwas in den Sack, welchen der Mann ſogleich zuband und, ihn auf

den Rücken nehmend, davon ging. Plötzlich rief in der Nähe ein Erdmännlein: „Krachöhrle! wo biſt du?“ „Auf dem Buckel, im Sack!“ antwortete aus dieſem eine Stimme und belehrte ſo den Mann, daß er, ſtatt eines Dachſes, ein Erdmännlein gefangen habe, welches er dann ungeſäumt in Freiheit ſetzte.

17.

Reiter mit Geisfüßen.

Ein Mann aus Zell erzählte: „Als ich in einer Winternacht auf dem Heimwege in der Hauſener Hammerſchmiede eingeſprochen hatte, hörte ich nach 11 Uhr einen Reiter herankommen, in dem ich einen Begleiter zu finden hoffte. Ich machte die Thüre auf und ſah im Scheine des Schmiedfeuers draußen einen Rappen vorbei ſchreiten, welcher ſeinen jenſeits neben ihm gehenden Reiter faſt ganz verdeckte. Nur ſo viel konnte ich wahrnehmen, daß derſelbe Ziegenfüße habe. Neugierig folgte ich ihm bald und war, da er ſehr langſam ritt, in Kurzem nicht mehr weit von ihm. Plötzlich ſtürzte er mit ſeinem Pferde links in den Straßengraben.

Erſchrocken rief ich ihm zu, ob ich ihm helfen ſolle, erhielt jedoch keine Antwort, und im Graben war Alles mausſtille. Da machte ich mich weiter; aber bald hörte ich den Reiter mir nachſprengen. Um ihn im Vorüberreiten zu betrachten, blieb ich ſtehen, allein da hielt auch er, bis ich wieder fortging. Eben ſo machte er es, als ich bei der Ziegelhütte ihn erwartete. An der Zeller Kapelle ſtellte ich mich zum dritten Male auf, um ihn beſchauen zu können; aber ſobald er in ihre Nähe kam, warf er ſchnell ſein Pferd herum und jagte das Thal hinunter, daß die Funken umher ſtoben. Jetzt wußte ich,

daß der Reiter ein böſer Geiſt ſey, welchen das Gotteshäuslein davon ſcheuchte."

18.

Zigeuner.

Es mag hundert Jahre her ſeyn, daß im obern Wieſenthal eine Sippſchaft von fünf Zigeunern ſich umher trieb. Sie beſuchten beſonders die einſamen Höfe und ernährten ſich mit Wahrſagen, Betteln und Stehlen. Dies Letzte erleichterten ſie ſich dadurch, daß die Einen mit einem Tonwerkzeug die Leute in die Stube lockten, und während ſie ihren Marſch ſpielten, welcher lautete:

„Tummelt euch drin,
Tummelt euch draus!"

konnten die Andern in Küche und Keller ungeſtört einpacken.

Eines Nachmittags begehrte das Zigeunerweib von einer Bäuerin Milch, und als dieſelbe antwortete, ſie habe keine, ſprach das Weib im Fortgehen: „So ſollt ihr auch keine haben!"

Beim Melken am Abend erhielt die Bäuerin von ihren ſämmtlichen Kühen keinen Tropfen Milch. Wegen all dieſes Unfugs ließ endlich die Obrigkeit die Zigeuner in Zell einſetzen und verurtheilte ſie zum Tode.

Unter ſtarker Bedeckung wurden ſie aus dem Gefängniß geführt, um zum Hochgericht zu gehen; allein kaum hatten ſie die bloſe Erde betreten, ſo waren ſie verſchwunden. Durch eine weit verbreitete Streife fing man ſie zwar wieder ein; aber als man ſie hinrichten wollte, ging es gerade wie das vorige Mal. Hierdurch ſicher gemacht, ließen die Zigeuner nach einiger Zeit ſich wieder in der Gegend ſehen, und da ſie ihr früheres Unweſen fortſetz-

ten, wurden ſie von Neuem feſtgenommen. Damit ſie jedoch nicht auch diesmal der verdienten Strafe entgehen möchten, ließ man ſie nicht mehr die bloße Erde betreten, ſondern brachte ſie über eine Brücke aus dem Gefängniß auf den Sünderkarren, und ebenſo von dieſem auf das Blutgerüſt. Weil unter ihnen eine Jungfrau von außerordentlicher Schönheit war, ließ die Obrigkeit ausrufen: Wenn Jemand das Mädchen heirathen wolle, ſo ſolle er vortreten und ſie in Empfang nehmen; es würden ihr dann Leben und Freiheit geſchenkt. Nicht ohne Hoffnung ſah die Jungfrau ſich nach einem Retter um; aber aus Furcht vor ihrer Heidenkunſt meldete ſich Keiner, und ſo ward ſie, mit den vier andern Zigeunern, enthauptet. Die Wieſe, auf welcher dies geſchehen, wird davon noch heute die Heidenmatte genannt.

19.

Zaubermelkerei.

Ein Steinhauer aus Zell erzählte: „Ehe ich Meiſter war, ſchaffte ich eines Winters in einer Steingrube bei Rheinfelden. Neben mir arbeitete ein Geſelle, der, wenn er Durſt hatte, ſeinen Spitzhammer in den Gerüſtbalken ſchlug, auf dem ſein Arbeitsſtein lag, ſodann aus dem Stiele des Hammers Milch in ſeinen Filzhut molk und daraus nach Herzensluſt trank. Als er mir auch einmal zu trinken anbot, dankte ich, weil ich nicht wiſſe, was das für Milch ſey, und darauf erwiderte er: „Dies iſt gewöhnliche Kuhmilch; der Bauer, welchem die Kuh gehört, weiß aber nicht, warum ſie ihm ſo wenig Milch gibt, und noch weniger, daß er mich, einen Steinhauer, zum Melker hat.“

20.

Fronfaſtenweiber.

In Zell hatte ein Adelsberger Mann für ſeine niedergekommene Frau ein Fäßlein guten Weins gekauft, und wollte es in der Nacht heimtragen. Unterwegs ſah er aus der Ferne einige Frauen herbeikommen, die er an ihren weißen Schleiern für Fronfaſtenweiber erkannte. Schnell verbarg er das Fäßlein in den Weggraben und ſich ſelbſt eine Strecke davon hinter eine Staude. Als die Weiber zu dem Fäßlein kamen, lagerten ſie ſich um daſſelbe, tranken luſtig daraus und entfernten ſich erſt nach einer guten Weile. Betrübt ging nun der Mann zu dem Fäßlein, welches er halb ausgetrunken wähnte; allein beim Aufladen fand er es nur wenig leichter geworden. Zu Hauſe zapfte er lange Zeit daraus, und als es gar nicht leer werden wollte, ſchaute er endlich hinein: da war nichts mehr darin. Ohne das Fäßlein wäre aber das Fäßlein niemals leer geworden.

21.

Brennende Männer.

Auf den Matten und Aeckern des Wiesenthales erſcheinen in manchen Nächten brennende Männer, die bei ihren Lebzeiten durch Verſetzung der Markſteine ihre Grundſtücke betrügeriſch vergrößert haben. Mit Blitzesſchnelle fahren ſie von einem Ort zum andern, ſpringen den Leuten, die etwas tragen, darauf, und laſſen ſich mit fortſchleppen. Einem Bauer von Kreiaßenbach, welcher mit einem Sacke Mehl aus der Zeller Mühle heimging, ſetzte ſich ein ſolches Geſpenſt auf den Sack und ließ ſich, immer ſchwerer werdend, bis an deſſen Haus-

thüre tragen. Als dieſelbe auf des Bauers Klopfen von ſeiner Frau geöffnet worden, rief letztere aus: „Was Teufels haſt du denn auf dem Sacke?“ Da verließ das Geſpenſt den Bauer, welcher wohl gemerkt hatte, daß er außer dem Mehle noch einen brennenden Mann auf dem Rücken habe.

22.

Goldtinktur.

Vor ſechszig Jahren lebte in Käſern ein Mann, welcher die Goldtinktur aus Amerika mitgebracht hatte. Er arbeitete nichts, lag Tag und Nacht in den Wirthshäuſern und ſpielte um Goldſtücke, die ſein gewöhnliches Geld waren. Wenn er ſolches bedurfte, kaufte er auf dem Werke zu Haufen Eiſenſtäbchen, verwandelte ſie durch Beſtreichung mit der Tinktur in Gold und ließ ſich daraus in Baſel Münzen ſchlagen.

23.

Geiſt unter der Hölzlesbrücke.

Unter dieſer Brücke muß eine Vierthälerin als nächtlicher Geiſt waſchen, weil ſie bei ihren Lebzeiten es oft Sonntag Vormittags gethan hat. Leute, welche ſie neckten, wurden ſchon von ihr in's Waſſer getaucht und tüchtig gewaſchen und geſtrehlt.

24.

Heiligkeit des Sonnabends.

Wenn früher die Bergleute Samstag Abends in den Gruben der Kanderner Gegend arbeiteten, ſo kam ſtets das dortige Bergmännlein und verjagte ſie.

25.

Scherben werden zu Goldstücken.

Ein Holzhauer von Egerten, welcher unweit der versunkenen Stadt Rebenau im Wald arbeitete, sah am Mittag ein Mädchen mit einem Korbe auf dem Kopfe herbeikommen. In der Meinung, es sey eine Bekannte, die ihren in der Nähe beschäftigten Leuten das Essen bringe, rief er ihr mit Namen, und sogleich ließ sie den Korb fallen und lief von dannen. Voll Verwunderung ging er zu dem Korbe, fand aber nichts, als zerbrochenes Porzellangeschirr. Von diesem steckte er für seine Kinder viele Stücklein ein, die, als er sie zu Hause herauszog, lauter Goldmünzen waren. Sogleich eilte er in den Wald, um die übrigen Scherben zu holen: allein dieselben waren nicht mehr vorhanden.

26.

Sitzenkirch.

Als die drei jungen Ritter von Kaltenbach in's Kloster gingen, fragte sie ihre Schwester, was sie nun machen solle. „Sitz' in d'Kirch und bete!" erhielt sie von ihnen zur Antwort. Auf dieses stiftete das Fräulein im benachbarten Thale ein Frauenkloster und nahm darin den Schleier. Wegen der Rede ihrer Brüder gab sie dem Gotteshaus den Namen Sitzenkirch, der auch auf das Dorf, welches später dort entstanden, übergegangen ist.

27.

Die Sausenburg.

Diese Burg, gewöhnlich das Sausenharder Schloß genannt, liegt auf einem waldigen Berge und ist nicht

mehr bewohnbar. Von ihr haben unterirdiſche Gänge nach Bürgeln und den Klöſtern zu Sitzenkirch und in der Neuenbürg ſich gezogen. Bei Nacht ſchweben in ihr blaue Lichter umher, und da, wo ſie erlöſchen, liegen Schätze vergraben. Auch eine weiße Jungfrau mit einem Bund Schlüſſel ſpukt daſelbſt, welche ſchön ſingt und an dem Brünnlein unterhalb des Schloſſes ſich zu waſchen und zu kämmen pflegt. Manchmal geht ſie nach der Neuenbürg und von da nach Bürgeln. Bei dem Burggärtlein begegnete ſie eines Tages einem Mann aus Sitzenkirch und ſagte ihm, ſeine Haare ſeyen nicht gekämmt, er ſolle heimgehen und dieſelben ſtrehlen, was er auch eilig that.

Einem andern Mann, der Nachts zwiſchen elf und zwölf unterm Schloß vorbeifuhr, rief ſie dreimal: „Komm herauf!“ und da er ihr nicht folgte, jammerte ſie: daß erſt in hundert Jahren ein Kind geboren werde, welches wieder ſie erlöſen könne.

Als ſie einſt in der Frühe von einem Kanderner Jungen, welcher bei der Burg Vieh hütete, Brod begehrte, erhielt ſie von ihm zur Antwort, er habe keines. Hätte er „Helf Dir Gott“ zu ihr geſagt, ſo hätte er ihre Erlöſung bewirkt.

Am Morgen des Charfreitags kam ſie auf dem Schieſſe zu einem Burſchen aus Vogelbach und bot ihm eine große Schachtel dar, mit den Worten: „Nimm ſie hin, dann machſt Du mich und Dich glücklich!“ Ohne die Schachtel zu nehmen, ergriff der Burſche die Flucht, worauf er die Jungfrau klagen hörte, daß ſie nun noch lange, lange leiden müſſe.

Ein anderes Mal ſahen Vorübergehende, daß die weiße Jungfrau die Schachtel aus einem Burgfenſter

herausbielt; aber als ſie hingingen, verſchwanden Jungfrau und Schachtel. Andern Vorbeigehenden ſind von ihr kleinere Schachteln voll Geld zugeworfen worden. Buben, welche ihr den Weg verunreinigten, hat ſie ihren Bund Schlüſſel um die Köpfe geſchlagen, und andere Knaben, die ihr Uebles nachredeten, haben von unſichtbaren Händen Ohrfeigen bekommen.

In einer Nacht gruben vier Männer auf einem Platze des Schloſſes ſtillſchweigend nach einer Kiſte voll Geld und es gelang ihnen, ſie in einiger Tiefe aufzufinden. Hierauf ſtiegen zwei hinab und banden an die Kiſte ein Seil, woran die beiden andern dieſelbe heraufzuziehen begannen. Plötzlich bemerkte der eine, daß über ihnen ein Mühlſtein an einem Bindfaden hing, und ein Männlein, das auf dem Steine ſaß, mit einer Scheere nach dem Faden fuhr, um ihn zu durchſchneiden. „Halt, der Mühlſtein fällt herunter!“ rief der Mann im Schrecken, und ſogleich waren Kiſte, Mühlſtein und Männlein verſchwunden.

An einer andern Stelle ſah ein Knabe ein Häuflein glühender Kohlen, worum auch ſchwarze lagen. Von den letztern ſteckte er mehrere ein und fand ſie zu Hauſe in Geld verwandelt.

Ebenſo wurden Sprenel, die ein Vogelbacher Bube von einem Haufen in der Burg wegnahm, in ſeiner Taſche zu Goldſtücken.

Während ihre Ziegen unter dem Schloſſe weideten, gingen einige Jungen auf daſſelbe, wo ſie eine Menge ſchöner, bunter Schneckenhäuslein umherliegen ſahen. Als ſie davon einſteckten, rief eine Stimme: „Jaget die Geiſen aus dem Haber!“ Sogleich liefen die Knaben zu den Ziegen, die aber ihren Weideplatz nicht verlaſſen hatten.

Auch war weit und breit Niemand, von dem der Ruf hätte herrühren können. Zu Hauſe fanden die Buben die Schneckenhäuslein in Münzen verwandelt, auf der Burg aber, wohin ſie gleich wieder eilten, kein einziges mehr.

Vor neun Jahren kam am Engel zu Sitzenkirch ein Basler Herr mit ſeinen erwachſenen Kindern, einem Sohn und einer Tochter, angefahren und fragte unverweilt nach einem Knaben, der ſie auf die Sauſenburg führe. Mit demſelben gingen ſie dann hinauf, wobei ſie ſelbſt eine Schachtel trugen, die ſie mitgebracht hatten. Oben angekommen, knieeten die Drei von Baſel zum Gebet nieder und ließen nachher aus der Schachtel ein Eichhörnchen laufen. Hierauf begaben ſie ſich in den Engel zurück und fuhren, nachdem ſie eine Flaſche Wein getrunken, wieder hinweg. Dieſe Geſchichte verurſachte in der Gegend viel Gerede. Manche ſagten, das Eichhörnchen ſey die weiße Jungfrau geweſen, die der Basler in ſeiner Gewalt gehabt und wieder freigelaſſen habe; Andere dagegen erklärten daſſelbe für einen Hausgeiſt, welcher in dieſe Geſtalt beſchworen und auf das Schloß gebannt worden ſey.

28.

Kraft des Wolfsſegens.

Als in den Waldungen der Sirnitz noch Wölfe hauſten, pflegte ein Schafhirt, welcher dort ſeine Heerde weidete, täglich beim Austreiben unterm freien Himmel niederzuknieen und den Wolfsſegen zu beten. In Folge deſſen ließen die Wölfe nicht allein die Schafe unangefochten, ſondern ſie miſchten ſich ſogar unter ſie und thaten mit ihnen ganz freundlich. Wenn der Hirt ſie fort haben wollte, ſo durfte er nur mit ſeiner Peitſche knallen: ſie

liefen dann ungeſäumt weg und kamen an demſelben Tage nicht wieder. Für ihr gutes Verhalten mußte ihnen jedoch aus der Heerde ein Opfer überlaſſen werden. Dazu beſtimmte der Schäfer eine junge Ziege, die er mit einer Schafglocke behängte und ſeiner Heerde zugeſellte. Als ſie hübſch groß und fett geworden, ſah eines Tages ein Wolf, der neben ihr ſaß, bald ſie mit gierigen, bald den Hirten mit bittenden Augen an. „So nimm ſie denn!“ dachte dieſer bei ſich, und im Augenblick faßte der Wolf die Ziege, erwürgte ſie und, nachdem er dreimal mit ihr im Kreis herumgeſprungen, warf er ſie auf ſeinen Rücken und jagte dem Wald zu. Alle andern Wölfe rannten ihm nach, und als ſie tief im Gehölz waren, theilten ſie getreulich unter ſich ihr Opfer.

29.

Kind von Gold.

Am Mittag wollte ein Burſch, der einſam auf dem Limberg Geißen hütete, ſich auf einen Steinhaufen zum Eſſen ſetzen, da ſah er auf demſelben ein kleines Kind liegen, welches ganz von Gold war. Voll Freude hob er es auf, wickelte es in ſeine Jacke und trieb dann ſein Vieh heimwärts. Nicht lange, ſo blieben einige Geißen zurück, er legte ſeinen Fund ab und holte ſie ſchleunig herbei. Nun wollte er das Kind wieder nehmen, aber obgleich Niemand auf den Platz gekommen, war es verſchwunden.

Nach der Ausſage einer Münſterthaler Frau, die ſich des Erdſpiegels bedient, liegt das goldene Kind jetzt im Limberg; es wird aber noch von einem gefunden, welcher eine weiße Wolljacke anhat.

30.

Kreuz zu St. Trutbert.

In St. Trutbert iſt ein ſilbernes Kreuz, beiläufig zwei Schuh hoch, das auf der einen Seite den gekreuzigten, auf der andern den weltrichtenden Heiland zeigt, und einen Kreuzpartikel einſchließt. Daſſelbe nahmen einmal die Gläubiger des Kloſters weg, um ſich bezahlt zu machen; allein ſie konnten es nur bis Kropbach, durchaus nicht weiter, bringen. Auf Dieſes gaben ſie es dem Kloſter zurück und erließen demſelben ſeine ganze Schuld.

31.

Geld in Aſche verwandelt.

Im Münſterthal ſtieß einſt ein Mädchen beim Graben auf einen Hafen voll Silbermünzen. Ungeſäumt trug ſie ihn heim, fand aber dort, ſtatt des Geldes, lauter Aſche darin. Hätte ſie, gleich bei Findung der Münzen, etwas Geweihtes darauf gelegt, ſo würden ſich dieſelben nicht mehr haben verwandeln können.

32.

Brandkorn wird zu Gelde.

In einem Hungerjahr kamen zwei arme Kinder, ein Mädchen und ſein Bruder, aus dem Münſterthal zu einem reichen Bauer und baten ihn um Brod. Barſch abgewieſen, warteten ſie vor dem Hauſe, bis das Tiſchtuch zum Fenſter hinaus ausgeſchüttelt wurde, wo ſie dann die Bröslein auflaſen und verzehrten. Hierauf gingen ſie in die Scheuer, worin gedroſchen ward, und ſuchten die Brandkörner zuſammen, um ſie ihren Eltern zu bringen. Auf dem Heimweg wurde dem Mädchen die Schürze und

dem Buben die Kappe, worin ſie das Brandkorn trugen, ſehr ſchwer, und als ſie ſie zu Hauſe ausleerten, fiel zu ihrer und ihrer Eltern großen Freude lauter Geld heraus. Nachdem der reiche Bauer dies erfahren hatte, ließ er die übrigen Brandkörner auch ſammeln und aufbewahren; allein dieſelben wollten ſich nicht in Geldſtücke verwandeln.

33.

Meſſen nachgeholt.

Zu Staufen ſchlief einmal ein Knabe unter dem Abendgottesdienſt ein und wurde beim Zuſchließen der Kirche nicht bemerkt. Er erwachte erſt in Mitte der Nacht und ſah am Altar einen Geiſtlichen im Meßgewand, der ihm winkte, hinzukommen. Unerſchrocken ging der Bube zu ihm und diente, auf deſſen Begehren, ihm Meſſe. Als ſie zu Ende war, ſagte der Prieſter dem Knaben, er ſolle morgen um dieſelbe Zeit ſich wieder hier einfinden. In der Frühe vom Küſter aus der Kirche gelaſſen, offenbarte der Bube das Geſchehene alsbald dem Pfarrer, der ihm rieth, dem Begehren des Geiſtes in Allem zu willfahren, demſelben jedoch, wenn er ſich bedanke, nicht die Hand, ſondern den rechten Rockflügel zu reichen. Dieſem folgend, diente der Knabe in der nächſten Nacht dem Prieſter abermals Meſſe und, auf deſſen Beſtellung, auch in der dritten Nacht. Nachdem das letzte Evangelium geleſen war, ſprach der Geiſt zu dem Buben Folgendes: „Aus meinem Leben her war ich noch ſchuldig, drei Meſſen zu leſen, und ich konnte nicht zur ewigen Ruhe gelangen, bis ich ſie abgehalten. Durch Dich iſt mir dieſes nun möglich geworden; ich danke Dir dafür und gehe jetzt ein in die Seligkeit, wohin Du mir bald folgen wirſt.“ Hierauf legte er ſeine Hand auf den Rockflügel,

welchen der Knabe ihm hinhielt, und verſchwand. In den Rock hatte ſich die Hand ſchwarz eingebrannt, weßhalb er, als Merkwürdigkeit, in der Kirche aufbewahrt wurde. Der Bube war fortan ſtets in ſich gekehrt und bereitete ſich zu ſeinem Tode, welcher auch in kurzer Zeit erfolgte.

34.

Weiße Jungfrau.

Vor ſechszig Jahren ſah ein Bube vom Reibenhof, als er zum erſten Male mit dem Vieh in den dortigen Bergwald fuhr, auf dem Troge des Tränkbrunnens eine weiße Jungfrau ſitzen, die ihm hinwinkte. Erſchrocken eilte er auf den Weideplatz zu den andern Hirtenknaben und erzählte ihnen, was ihm begegnet. Sie ſagten ihm, die weiße Jungfrau ſey ſchon oft da geſehen worden, und wenn ſie ihm wieder winke, ſolle er nur zu ihr gehen. Am andern Tage that er dies und wurde von ihr mit folgenden Worten angeredet: „Du kannſt mich aus dieſem Gebirge befreien, in welchem ich ſchon zweihundert Jahre umgehe, und mir zum Himmel verhelfen. Komm' heute Nacht um zwölf Uhr wieder hierher, dann wirſt Du von mir erfahren, was Du zu meiner Erlöſung zu thun haſt!" Nach dieſem war ſie verſchwunden. Zur beſtimmten Zeit kam der Bube zu dem Brunnen, auf deſſen Trog der Geiſt wieder ſaß und ſprach: „Geh' jetzt dort in den Wald und hole mir den goldenen Kelch her, den Du unter einer großen Tanne finden wirſt. Es geſchieht Dir kein Leid; Du darfſt aber weder ein Wort ſprechen, noch Dich durch etwas irren oder ſchrecken laſſen. Habe ich den Kelch, dann fülle ich ihn hier am Brunnen, trinke ihn aus und bin erlöst." Gutes Mu-

thes machte ſich der Knabe auf den Weg und kam richtig zur Tanne, worunter der Kelch ſich befand. Da hörte er in der Luft ein Geſauſe; er blickte empor und ſah über ſich einen großen Mühlſtein *) an einem dünnen Faden hängen, welcher ſich ſchnell herumdrehte und auf ihn herabzuſtürzen drohte. Voll Schrecken ſtieß er einen Schrei aus und floh über Hals und Kopf zum Brunnen zurück. „Nun iſt es um meine Erlöſung geſchehen!“ klagte die Jungfrau, „und ich muß wieder warten, bis die kleine Tanne hier zu einem Sägbaum geworden und aus ſeinen friſch geſchnittenen Brettern eine Wiege für ein neugeborenes Kind gemacht iſt. Wenn daſſelbe dann Dein jetziges Alter erreicht hat, ſo wird es mich von meinem Leiden befreien.“ Hierauf verſchwand die Jungfrau, welche in der Folge wieder öfters am Brunnen geſehen worden iſt.

35.

Geiſt nieſet.

Drei Männer aus Kroßingen gingen einſt Nachts von Staufen nach Hauſe. Im Hohlweg hörten ſie zweimal ſtark nieſen; „Helf' Gott!“ ſagte jedesmal der eine, aber als es zum dritten Male nieste, ſprach er: „Wenn Dir Gott nicht hilft, ſo helfe Dir der Teufel!“ Da rief eine klägliche Stimme: „Hätteſt Du noch einmal „helf' Gott“ geſagt, ſo wäre ich jetzt erlöst, nun aber bin ich ewig verdammt!“ und verhallte dann in Jammertönen **).

---

*) Andere ſagen: ein gewaltiges Schwert.

**) Der Schluß dieſer Sage iſt eben ſo ungewöhnlich, als unkatholiſch.

36.

Der Hunnenfürst mit dem goldenen Kalb.

Bei einem Einfall in Deutschland kamen die Hunnen nach Schlatt, zerstörten das Frauenkloster bei dem Heilbrunnen und den größten Theil des Dorfes. Zwischen diesem und dem Rheine trafen sie das Heer der Deutschen und erlitten eine völlige Niederlage. Ihr Fürst fiel in der Schlacht; er wurde von ihnen in einen goldenen Sarg gelegt, den ein silberner und letzteren ein hölzerner umschloß, und mit seinen Schätzen und einem lebensgroßen goldenen Götzenkalb drei Stunden von der Hochstraße beerdigt. Ueber dem Grabe errichteten sie einen mächtigen Hügel und rechts und links, in geringen Entfernungen, je einen kleinern, damit die Feinde nicht wissen sollten, wo der Fürst begraben sey. Noch immer ist dieser mit allen den Kostbarkeiten unaufgefunden. Auf dem Schlachtfelde läßt in manchen Nächten Kampfgeschrei und Waffengetös unsichtbarer Streiter sich hören *).

37.

Geistige Nonne.

Die Stifterin des ehemaligen Klosters der Lazaristinnen zu Schlatt erscheint noch dort in manchen Nächten. In ihrer Ordenstracht, mit goldglänzenden Schuhen, geht sie schweigend, die Hände übereinander gelegt, von dem Platze des Klosters durch das Herrengäßlein in die Herrenreben. Wer ihr über seine rechte Schulter nachschaut, dem verschwindet sie sogleich, wer es aber über die linke thut, der sieht sie bis in die erwähnten Reben.

---

*) Diese Erzählung ist genauer, als die unter Nr. 41 des Hauptwerkes mitgetheilte.

38.

Geld ſonnt ſich.

Während der Mittagsruhe ſahen einmal die Steinbrecher von Biengen auf dem nahen Schlatter Rebberg einen ſchimmernden Haufen liegen. „Heute iſt der erſte März, da ſonnen ſich die Schätze," ſprach einer von ihnen und eilte nach dem Berge. Dort fand er nur thonerne Scherben und nahm einige zu ſeinen Genoſſen mit. Dieſe zerſchlugen ſie in kleine Stücke, deren er etliche einſteckte, um ſie ſeinem Meiſter zu zeigen. Als er dies am nächſten Morgen thun wollte, fand er ſtatt ihrer zerſchlagene Silbermünzen, auf dem Berg aber, wohin er ſogleich lief, keine Scherben mehr und keine Geldſtücke.

39.

Geldmännlein.

In Hauſen an der Möhlin hatte eine Frau ein ſogenanntes Geldmännlein. Dies war eine lebende Kröte, welche ſie in einer Schachtel aufbewahrte, täglich in einem Glaſe Rothwein badete und dann daſſelbe austrank. Jeden Abend legte ſie einen Thaler zu der Kröte in die Schachtel, und am andern Morgen konnte ſie ſtets zwei ſolcher Geldſtücke herausnehmen. Nachdem ſie ſo ſich genug Vermögen geſammelt, ſuchte ſie das Geldmännlein zu verſchenken, allein ſie brachte es nicht an und ſtarb endlich, ohne es los geworden zu ſeyn. Da füllte ſich gleich das Haus mit ſchwarzen Katzen, deren eine bei dem Leichnam ſitzen blieb, bis er begraben wurde. Auch nachdem dies geſchehen war, tobten die Katzen in dem Hauſe umher, und da ſie auf keine Weiſe hinaus gebracht werden konnten, ward es von ſeinen Bewohnern verlaſ-

ſen. Viele Jahre ſtand es leer, endlich wurde es ganz neu hergeſtellt, und ſeitdem ſind die Katzen daraus verſchwunden.

40.

Todter von Erde und Waſſer ausgeworfen.

Ein Geizhals in Munzingen hatte viel Geld zuſammengeſcharrt und der Gemeinde Felder und Gerechtſamen wiederrechtlich entzogen. Nach ſeinem Tode litt ihn die Erde nicht in ſich, ſondern ſtieß allnächtlich den Sarg aus dem Grabe. Ebenſo wenig duldete ihn das Waſſer; denn als man die Todenlade durch den Bach in den Rhein flößen wollte, warf jener ſie alsbald an das Ufer.

Auf dieſes wandte man ſich an einen frommen Prieſter, welcher dann den Geiſt des Verſtorbenen herbei beſchwur. Derſelbe erſchien in Geſtalt eines kleinen Schweines; er ward in einen Kaſten geſperrt und auf einen vierſpännigen Wagen geladen. Mit dieſem mußte nun ſo lange im Land umhergefahren werden, bis ein dazu beſtimmter namhafter Geldbetrag verbraucht war. Nur Nachts durfte die Fahrt geſchehen, wobei der Wagen oft ſo ſchwer wurde, daß die Pferde ihn kaum fortbrachten. Bergab hatte er Vorſpann, bergauf den Hemmſchuh nöthig. Seinen Führern war auferlegt, daß Geld möglichſt bald auszugeben. Zu dem Ende kehrten ſie in jedem Wirthshauſe ein, bezahlten die kleinſte Dienſtleiſtung, durften aber nie mehr geben, als gefordert wurde. Dem Schweine ward täglich Freſſen vorgeſetzt, und es auch ſtets von ihm verzehrt. Nachdem das Geld verbraucht war, fuhr der Wagen wie jeder andere, und kehrte nach Hauſe zurück. Daſelbſt ließ der Prieſter den Geiſt wieder frei und den Sarg mit dem Leichnam in das Grab legen. In dieſem

konnte er nun bleiben, da auch von des Verſtorbenen Erben der Gemeinde ihr entzogenes Eigenthum zurückgegeben worden war.

41.

Todtenverſchau.

Ein Nachtwächter in Ober-Rimſingen pflegte allnächtlich, wenn er beim Anrufen der Stunden an die Kirche kam, knieend ein Vaterunſer zu beten. Während deſſen ſah er ſtets diejenigen Ortsbewohner, welchen binnen vierzehn Tagen der Tod gewiß verſtand, auf den Plätzen des Kirchhofs knieen, wo ſie nachher begraben wurden.

42.

Hexe als Haſe.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war Joſeph Klingler herrſchaftlicher Jäger in Ober-Rimſingen und als trefflicher Schütze bekannt. Eines Tages ſah er auf dem Felde einen Haſen ſorglos in ſeine Nähe kommen, er ſchoß auf ihn, bekam von ſeinem Gewehr einen heftigen Stoß, und der Haſe hüpfte unverletzt von dannen.

Nachdem ihm dies noch einige Mal begegnet, wandte er ſich an die Kapuziner in Staufen. Von denſelben erhielt er eine kleine Ladung geweihten Pulvers mit der Weiſung, dazu nur ſolche Schrote zu nehmen, die nicht tödten könnten. Er that es, und als bald nachher der Haſe wieder gegen ihn kam, ſchoß er auf ihn, ohne vom Gewehr geſtoßen zu werden. Da floh derſelbe im ſchnellſten Laufe nach dem Dorfe, und als der ihm nacheilende Jäger auch dahin kam, hörte er, daß der Arzt zu der Frau des Vogtes gerufen werde, die einen Schrotſchuß empfangen habe. Jetzt

wußte er, wer der Haſe geweſen, welchen er fortan nicht wieder zu Geſicht bekam.

43.

Die Grüninger Kapelle.

Im Jahr 1807 mußte dieſes Kirchlein nach dem Willen der Herrſchaft und des Pfarrers eingehen. Dieſer und der Verwalter hoben ſelbſt das Altarblatt weg, und letzterer rief den Arbeitern, welche ſich ſcheuten, die Gelübdebilder abzunehmen, höhniſch zu: „Werft die Kerle herunter, daß ſie die Beine brechen!“ Am folgenden Tage wollte er, in Hauſen an der Möhlin, eine Leiter hinaufſteigen, aber auf der zweiten Sproſſe glitt er aus und brach den einen Fuß ſo ſtark, daß derſelbe nach der Heilung, wie ein Thierfuß ausſah. Auch der Pfarrer wurde alsbald von einer anhaltenden Krankheit heimgeſucht. Nachdem er zwei Jahre vergebens alle Mittel gegen ſie angewendet, bat er eines Sonntags die verſammelte Gemeinde, ihm die Kapelle wiederherſtellen zu helfen, da er es allein nicht vermöge. Mit Freude ward dieſe Hilfe geleiſtet; bald ſtand das Kirchlein ſchöner da, als zuvor, und am Tage der Einweihung war die Krankheit des Pfarrers auf immer verſchwunden.

Einige Zeit nachher zeigte ſich in mehreren Nachten das Innere der Kapelle von wunderbarem Glanz erleuchtet. Zwei Rheinwächter ſahen beim Heimgehen dieſe Erhellung und beſchloſſen, in das Kirchlein zu ſchauen. Zu dem Ende ließ ſich der eine vom andern zu einem Fenſter emporheben; aber kaum hatte er hineingeblickt, ſo verlangte er voll Schrecken wieder hinab. Auf die Frage: was er in der Kapelle geſehen habe — antwortete er nur: „Schaut ſelbſt!“ und am dritten Tage war er eine Leiche.

44.

Der Schatz im Ambringer Grunde.

Auf dem Schloßberg im Ambringer Grunde ſtand vor Zeiten eine ſtattliche Burg, und in der Nähe war ein dazu gehörendes Bergwerk. Daſſelbe lieferte an Gold und Silber ſo reiche Ausbeute, daß die Burgherren in einem unterirdiſchen Gewölbe große Schätze aufhäufen konnten. Darunter befanden ſich neun ſilberne Kegel und drei goldene Kugeln, womit die Bergleute an Feſttagen, nach der Veſper, zu ſpielen pflegten. Der Schlüſſel des Gewölbes war von Gold und hing auf dem Altar der Schloßkirche, an dem goldenen Standbilde ihres Schutzheiligen Martin. Eine halbe Stunde von der Burg wohnte in einer Waldklauſe, an dem Urſprung der Felſenquelle, ein Einſiedler Namens Heini, welcher auf dem Schloſſe gut bekannt war. Plötzlich wurde dieſes in der Nacht von Feinden angegriffen und nach kurzer Gegenwehr eingenommen. Während ſie darin raubten, alle Bewohner ermordeten und es den Flammen Preis gaben, gelang es dem Einſiedler, das Standbild des heiligen Martin nebſt dem goldenen Schluſſel zu retten. In das Gewölbe kamen die Feinde nicht, und noch jetzt liegen alle die Reichthümer darin, wobei ein ſchwarzer Rieſe und ein zottiger Bär Wache halten. Auch Bruder Heini, der mit dem Standbild und Schlüſſel bei dem Eſelbrunnen, in tiefer Bergſchlucht, begraben iſt, muß als Geiſt die Schätze hüten. Wie bei ſeinen Lebzeiten geht er Mittags an der Quelle auf und ab, indem er aus einem Buche betet. Wenn man ihm ruft, bleibt er ſtehen, aber ohne umzuſchauen.

Einen Mann aus dem Münſterthal führte er eines Abends in die verfallene Burg und darin in einen unterirdiſchen

Gang, der vorn, in der Mitte und hinten eine eiſerne Pforte hatte. Die letzte derſelben war eine Gitterthüre, und alle drei wurden von dem Einſiedler mit dem goldenen Schlüſſel aufgemacht. Alsdann kamen ſie in das Gewölbe, wo der Mann alle die Reichthümer betrachten, aber nichts davon mitnehmen durfte. Beim Herausgehen ſchloß Heini die Pforten wieder zu und außerhalb der Burg ſchied er von dem Manne.

Das Bergwerk iſt längſt eingegangen, und von ihm nichts mehr übrig, als ein halb verſchütteter Schacht.

45.

Kirchenverhöhnung beſtraft.

Als die Schweden Kirchhofen angezündet hatten und dann weiter zogen, wandte ſich einer ihrer Anführer auf dem Pferde halb um und rief, auf die Kirche zeigend: „Seht doch, wie das Geißhaus brennt!“ In dieſer Stellung erſtarrte er und war trotz aller Bemühungen nicht daraus zu bringen. Da gelobte er, auf ſeine Koſten die Kirche ſo wiederherzuſtellen, wie ſie geweſen, wenn ihm geholfen würde. Auf dieſes hörte die Erſtarrung auf, und er ſäumte dann nicht, ſein Gelübde in Erfüllung zu bringen.

46.

Die Tafel bei Kirchhofen.

Als einſt Nachts der Felſenmüller von Ehrenſtetten mit vollem Geldgurt heim ging, ward er im Walde bei Kirchhofen von drei raubſüchtigen Bauern angefallen. In demſelben Augenblick fing ſein Hund in der über eine Stunde entfernten Mühle ſo an zu raſen, daß die Knechte ihn von der Kette losmachen mußten. Stracks rannte er

nun ſeinem Herrn zu Hilfe, riß zwei der Bauern nieder und jagte den dritten in die Flucht. Wegen dieſer wunderbaren Errettung ließ der Müller auf dem Platz eine Tafel errichten, worauf das Auge Gottes abgebildet iſt, mit der Unterſchrift:

„Gott iſt überall zugegen, wie in offenen Landen, ſo in düſtern Wäldern.“

Die Tafel iſt noch an dem Orte, und er wird wegen ihr der Tafelplatz genannt.

47.

Das Brunneneecken zu St. Ulrich.

(Abweichung von Nr. 46 des Hauptwerks.)

Um den Stein zu dieſem Troge ſeinem Kloſter zu verſchaffen, ſchloß der heilige Ulrich mit dem Teufel folgenden Vertrag ab. Er wolle eine Meſſe leſen, und der Böſe unterdeſſen den Felſen vom Meeresgrund herholen; treffe er damit vor Ende der Meſſe ein, ſo erhalte er als Lohn Ulrich's Seele, komme er aber ſpäter an, dann müſſe er den Stein umſonſt abliefern. Die Meſſe las darauf der Heilige ſo, daß er nur ihre Hauptteile, Aufopferung, Wandlung und Kommunion, verrichtete, alles Uebrige aber wegließ, und daher fertig war, als der Teufel mit dem Felſen auf dem nahen Winterberg anlangte. Sich überliſtet erkennend, ließ der Böſe zornig den Stein in den Kloſtergarten hinabrollen. Wo er ihn angefaßt, hatten ſeine Krallen tiefe Eindrücke gemacht, die noch jetzt an der Brunnenſchale zu ſehen ſind *).

*) Dieſe Sage iſt ebenſo ungegründet, als die unter Nr. 46 des Hauptwerkes.

48.

Das Huttenweiblein.

Eine Bäuerin von Sölden pflegte Sonn- und Feiertage mit Holzbirve und Hutte *) auf den waldigen Schönberg zu gehen und Holz zu leien. Wegen dieser Entheiligung muß sie, seit ihrem Tode, auf dem Berg und in dessen Umgegend spuken und wird, weil sie eine Hutte tragt, das Huttenweiblein genannt. Sie ist alt und klein, stützt sich auf einen Steck und hat ein Strohhütlein auf; ihre Jacke und Handschuhe sind mit Pelz besetzt, der eine ihrer Strümpfe ist weiß, der andere roth. Uebrigens kann sie sich in viele andere Gestalten, von Menschen und Thieren, verwandeln. Häufig schreit sie: „Hu, hu, hu!" manchmal aber, besonders wenn sie in den Kronen der Tannen sitzt, singt sie:

„Heute strick ich,
Morgen nah ich!"

In ihrer Hutte hat man schon Farnkraut wahrgenommen; auch tragt sie öfters darin Leschholz, das unbewacht im Wald aufgehäufelt liegt, zum Verdruß der Eigenthümer hinweg.

Einer Frau aus Freiburg, die, ehe sie in die Frühmesse ging, im Sternwald Himbeeren sammelte, begegnete das Huttenweiblein und sagte zu ihr: „Hattest Du keine guten Gedanken gehabt, so wollte ich Dich gezeichnet haben!"

Zu einer andern Frau kam es, zwischen Ebringen und Sölden, und fragte sie: „Kätherle! wo willst Du hin?" Auf dieses wußte die Frau, welche nicht Katharina hieß, gar nicht mehr, wo sie war, und fand sich erst wieder zurecht, nachdem sie stundenlang den Wald durchirrt hatte.

*) Kege.

Eines Abends traf ein Geflügelhandler, der nach Pfaffenweiler heim wollte, bei Kirchhofen ein schönes Reh, welches das Hüttenweiblein war. Auf sein Locken kam es herbei und ließ sich von ihm streicheln. „Das ist etwas in die Küche!“ dachte er bei sich und wollte ihm eine Schnur um den Hals binden; aber da ward es so riesenhaft, daß er voll Schrecken davon lief. Die ganze Nacht rannte er in der Irre umher und erkannte erst am Morgen, daß er auf der Eichholzmatte bei Freiburg sich befinde.

Ein Mann, der Nachts durch den Bitterewald ging, rief spottend: „Hüttenweiblein komm und trage mich! hu, hu, hu!“ Schnell, wie der Wind, war dasselbe da, packte und trug ihn auf die Todtnauer Höhe und stellte ihn so tief in den Sumpf, daß er nun mit vieler Mühe sich wieder heraus helfen konnte.

Andere Männer, welche im Feld bei Pfaffenweiler das Geschrei des Weibleins spottweise nachmachten, bekamen von ihr selbst Ohrfeigen, daß einigen die Hüte von den Köpfen flogen, andere aber sogar zu Boden fielen.

In den Ortschaften, die um den Schauenberg liegen, pflegt man die Kinder mit dem Hüttenweiblein furchten zu machen.

49.

Der heilige Bernhard zu Freiburg.

Auf seiner Reise nach Konstanz kehrte der heilige Bernhard zu Freiburg, im obern Eckhause der Kaiser- und Münstergasse, ein. In der Stube, welche er da bewohnte, gibt es seitdem keine Mäuse mehr.

50.

Pferde ſchauen zum Speicher hinaus.

Die Frau aus dem jetzt Stutz'ſchen Hauſe am Münſterplatz zu Freiburg war, mit reichem Geſchmeide geſchmückt, begraben worden. Der Bediente und die Köchin, welche eine Liebſchaft mit einander hatten, beſchloſſen, die Kleinode zu entwenden, damit ſie genug Geld bekamen, um ſich zu heirathen. Zu dem Ende ſchlichen ſie tief in der Nacht auf den Kirchhof und öffneten Grab und Sarg ihrer Herrin. Da kam dieſe, welche nur ſcheintod geweſen, zu ſich und richtete ſich in die Höhe. Entſetzt flohen der Bediente und die Köchin nach Hauſe, ſagten aber Niemand etwas von dem Vorfall. Bald nachher ſchellte die Frau an der Hausthüre, ihr Mann machte das Fenſter auf und fragte:

„Wer iſt draus?"

„Die Frau aus dem Haus", antwortete ſie.

„Die iſt todt und begraben", erwiderte er, und darauf ſie:

„So gewiß bin ich es, als unſere Schimmel zum Speicherloch herausſehen."

Kaum hatte ſie dies geſagt, ſo trappten die beiden Pferde die Treppen hinauf auf den Speicher und ſchauten zur Giebelöffnung hinaus. Da ließ der Mann ſeine Frau eilig herein, voll Freude, daß ſie noch lebe. Weil der Bediente und die Köchin fürchteten, ſie ſeyen auf dem Kirchhof von ihrer Gebieterin erkannt worden, thaten ſie vor ihrem Herrn einen Fußfall und bekannten ihr Vergehen. Statt ſie zu beſtrafen, dankte er ihnen für die Wiedererlangung ſeiner Frau und beſchenkte ſie ſo reichlich, daß ſie ſich heirathen konnten. Auch ließ er zum ewigen

Andenken die Schimmel in Holz nachbilden und innen an die Giebelöffnung stellen, die seitdem nicht zugemauert werden kann. Seine Frau lebte noch sieben Jahre, sprach aber wenig und lachte gar nicht mehr; dagegen betete sie viel und spann und wirkte ein großes leinenes Tuch für das Münster. Dasselbe brachte sie gerade fertig. Es ist aus einem Stück, mit Bildern aus dem Leben des Heilands geziert, und wird noch heutigen Tage als Fastentuch gebraucht.

51.

St. Martin bei Oberried.

Aus amtlichen Verhandlungen.

In dem Goldberg bei Oberried war vor Zeiten eine reiche Goldgrube, Sankt Martin genannt. Darin lag, hinter einer silbernen Thüre, ein Standbild dieses Heiligen verborgen, welches von lauterm Gold und dreihundert Mark schwer war. Noch im Jahr 1521 wurde der Bau betrieben, aber bald nachher wegen des herein brechenden Krieges eingestellt. Die Bergleute schlossen jedoch die Grube mit einer eisenbeschlagenen Thüre und schütteten dieselbe mit Erde und Steinen zu. Hierdurch gelang es ihnen, das Bergwerk den Augen der Feinde zu entziehen, die sich mit der Plünderung und Verbrennung der Pech- und Schmelzgebäude begnügen mußten. Kaum war es wieder ruhiger geworden, so kam die Pest und raffte die Bergleute weg oder scheuchte sie in entfernte Gegenden. In Folge dessen blieb die Grube uneröffnet, und mit der Zeit ist sie immer mehr in Vergessenheit gerathen.

52.

Schützen-Klaus.

Der Schützen-Klaus war Jäger im Bezirke von St. Peter. Aus übertriebener Sorgsamkeit für den Wald verbot er den Leuten, Geißen zu halten. Um zu sehen, ob sie es befolgten, ging er Nachts an die Häuser und meckerte wie eine Ziege. Wenn nun Geißen darin waren, so erwiderten sie sein Gemecker, und er nahm dann die Leute in Strafe. Da sprachen dieselben die Verwünschung aus: er möge bis zum jüngsten Tage so meckernd umgehen. Seit seinem Tode spukt er nun im Jagdanzuge, zwei Hunde an der Kette führend und häufig meckernd, in seinem Bezirke. Nach der Abendglocke hat er Viele schon irre geführt, oder mit Steinen geworfen; und als Andere, um ihn zu verspotten, zu meckern anfingen, war er im Augenblick da und schleuderte sie den Bergabhang hinunter.

53.

Teufel helfen am Bau der Eisenbahn.

Als im Jahr 1844 die Eisenbahn bei Jabringen gebaut ward, haben zwei unschuldige Kinder, während des Mittagessens der Arbeiter, zwei Teufel mit Geißfüßen und Hörnern emsig an der Bahn schaffen. Sogleich holten sie einige Arbeiter herbei; allein dieselben konnten die bösen Geister nicht wahrnehmen.

54.

Des Schwarzenberger's Bekehrung.

Auf die schöne Tochter seines Bauers vom Wachtbei hatte der Ritter von Schwarzenberg sein lüsternes Auge geworfen. Er verlangte sie in seinen Dienst; aber der

Vater, obgleich er die Härte seines Herrn kannte, ließ sie nicht dahin. Da drohte ihm der Ritter, ihn vom Hofgut zu jagen, wenn er nicht dessen größten und vollsten Kirschbaum fällen und, die Pferde an die Krone gespannt, auf das Schwarzenberger Schloß schleifen würde, ohne eine einzige all der reifen Kirschen zu verlieren. Ohne Hoffnung, dies zu vollführen, ging der Bauer zu dem Baume, wo ein altes Männlein zu ihm kam und ihn fragte, warum er so betrübt sey. Nachdem es die Ursache erfahren, versprach es, ihm zu helfen. Gerade hieb es den Baum auf's geschickteste um, rief aus dem Wald drei Kohlrappen herbei, die es an die Krone des Baums spannte, und trieb sie dann, in Begleitung des Bauers, nach dem hoch und steil gelegenen Bergschloß. Als der Schwarzenberger sie dort ankommen und keine einzige Kirsche verloren sah, war er höchlich erstaunt; das Männlein aber sprach zu ihm: „Weißt Du, wer den Kirschbaum hierher gezogen hat? Der erste Rappe ist Dein Vater, der zweite Dein Großvater und der dritte Dein Urgroßvater *), welche die Bedrückung ihrer Unterthanen jetzt in der Hölle büßen, und Dir geht es einst eben so, wenn Du nicht von Deinen Sünden ablassest!" Da ergriff den Ritter die Furcht des Herrn, er that Buße und führte fortan ein gottgefälliges Leben.

33.

Forelle am Kandelfelsen.

Als eines Abends auf dem Kandel zwei Buben vom dortigen Hofe das Vieh zusammentrieben, sah der eine,

*) Andere sagen, es seien sechs Rappen und dies die sechs nächsten Vorfahren des Schwarzenbergers gewesen.

unten am Kandelfelsen, eine Lache und darin eine große, goldschimmernde Forelle. Er rief seinen Gefährten herbei und wadete in das Wasser, um den Fisch zu fangen; allein er fand ihn an der Kette eines Lotteisens hangen, das im Felsen stack, und konnte ihn nicht los bringen. Sie fuhren nun mit dem Vieh heim und erzählten ihrem Herrn das Geschehene, worauf sie gleich mit ihm zum Felsen zurück mußten, wo aber weder Lache, noch Forelle, noch Lotteisen mehr zu sehen waren. Im folgenden Jahre nahmen jedoch die Buben die Lache mit der angeketteten Forelle abermals wahr, und im dritten und letzten ihres Aufenthalts auf dem Hofe nochmals; stets fanden sie den Fisch größer und glänzender geworden, aber alle ihre Bemühungen, ihn los zu machen, waren vergebens.

Drei Jahre nachher wurde von Holzhauern auf dem Kandelfelsen ein beschriebenes Pergament gefunden, welches die erwähnten Vorgänge umständlich erzählte und sagte, daß, wenn die Forelle ihr Ziel erreiche, sie mit dem Lotteisen den Felsen herausreiße und dadurch den See im Innern des Berges auf das Elztal losfalle. Das Pergament brachten die Holzhauer nach Waldkirch, wo man es bei Erbauung der jetzigen Kirche in deren Grundstein legte.

56.

Die Namen Gutach's, Bleibach's und Simonswald's.

Zu der ersten Aebtissin des waldkircher Frauenstifts kamen drei Brüder und baten, sich in ihrem öden Gebiete ansiedeln zu dürfen. Sie erlaubte ihnen, sich die Plätze selbst zu wählen. An einer hübschen Stelle sprach

der Eine: „Hier iſt's gut!“ und baute ſich da an. Wegen dieſer Rede erhielt der Ort den Namen Gutach. Der zweite fand jenſeits des Baches einen Platz, der ihm wohl gefiel, und ſagte: „Hier bleib' ich!“ Davon wurde der Ort Bleibach genannt. Der dritte endlich, welcher Simen hieß, ackelte ſich in einem Walde an, und ſeitdem trägt dieſer den Namen Simenewald.

37.

Der Abernbauer.

Als ein Mann von Simenewald wegen Zauberei verbrannt werden ſollte, ſprach er: „So gewiß bin ich unſchuldig, als bei meinem Haus ein Abernbaum wachſen wird.“ Gleich nach der Hinrichtung kam auch bei dem Haus ein Abern hervor, und ſeitdem iſt dort immer ein ſolcher Baum; denn wenn man den einen umhaut, wächſt unverzüglich ein anderer nach. Von dem Baum hat der Hofbeſitzer den Namen Abernbauer erhalten.

38.

Der Blindenſee will ausbrechen.

Vor langer Zeit drohte dieſer Bergſee bei dem triberger Waſſerfall auszubrechen, und das dortige Thal zu überſchwemmen. Da kam die Mutter Gottes und ſpannte vor die Oeffnung ein Netz von Fäden, wodurch das Waſſer, wie durch einen Damm, zurückgehalten ward. Jedes Jahr aber verfault einer der Fäden, und wenn endlich alle verweset ſind, dann bricht der See heraus und überflutet das ganze Thal. Dies geſchieht am Bartholomäustag, an welchem in Triberg Jahrmarkt gehalten wird.

59.

Zum todten Hund.

In die Wohnstube eines Schwarzwalderhofs schlug der Blitz und fuhr durch einen Tisch, worauf ein kleines Kind schlief; dasselbe ließ er unverletzt, tödtete aber einen Hund, der, gerade unter dem Kind, auf dem Stubenboden lag. Von diesem Vorgang wird der Hof „zum todten Hund" genannt.

60.

Messen angelobt.

Als im Jahr 1796 die Kaiserlichen verheert gegen Ettenheimweiler zogen, gelobte die Pächterin eines benachbarten Hofes, fünfzig Messen lesen zu lassen, wenn ihr Haus von der Grausamkeit dieser Feinde verschont bliebe. Letzteres geschah, zur allgemeinen Verwunderung; die Frau unterließ jedoch, ihr Gelübde zu erfüllen, und ohne dasselbe Jemand offenbart zu haben, starb sie nach drei Jahren in Ettenheimweiler. Als ihre kürzlich verheirathete Tochter, nach Verfluß von ebenso viel Jahren, Nachmittags auf dem Kuhberg die Reben schnitt, erschien ihr plötzlich eine Frau mit grauem Gesicht und grauem Kleid und sprach: „Du mußt mich erlösen!" Der Schrecken fiel jene in Ohnmacht; als sie daraus erwachte, war die graue Gestalt verschwunden. Dieselbe kam aber, einige Tage nachher, am Morgen zu ihr in die Küche und sagte: sie sey ihre Mutter, und um sie zu erlösen, solle die Tochter von Haus zu Haus so viel Geld zusammenbetteln, daß davon die fünfzig Messen gelesen und vierundzwanzig Kreuzer der Magk bezahlt werden könnten, der sie, bei ihren Lebzeiten, drei Batzen am

Lohne abgezogen habe. Hierauf verschwand sie, die Tochter aber eilte zu ihrem Mann und erzählte ihm, was ihr begegnet. Um ihr das Betteln zu ersparen, wollte er selbst das Geld herzehren, was auch der Pfarrer, den sie darüber um Rath fragten, für genügend erklärte. Ehe jedoch der Mann das Geld beisammen hatte, erschien seiner Frau ihre Mutter wieder in der Küche und sprach drohend: „Wenn Du Alles thun, was ich Dir geboten habe, aber willst Du meinen Zorn fühlen.“ Voll Angst versprach die Frau, zu gehorchen, machte sich sogleich auf den Weg und bettelte von Hause zu Hause bis gegen Freiburg hinauf. In vierzehn Tagen hatte sie das Geld beisammen; damit bezahlte sie die Magd und ließ in den benachbarten Klöstern die sechzig Messen abhalten. In der Nacht nach Feyung der letzten Messe kam die Mutter, in glänzend weißer Gestalt, zu dem Mann und der Frau in die Schlafstube, sagte ihr ihre Erlösung Dank und legte, um dieses zu bezeugen, ihre rechte Hand auf eine Altgelrube, die, nach ihrem Begehren, ihre Tochter ihr hinbielt. Da brannten sich ihre fünf Finger hinein, und sie verschwand. Die Altgelrube wird noch jetzt in dem Hause aufbewahrt.

61.

Das Kruzifix zwischen Ettenheim und Altdorf.

Ein frommer Jüngling in Ettenheim wollte sich auf den Wunsch seiner Eltern verheirathen, er schwankte aber zwischen zwei gleich braven Mädchen, deren eines zu Straßburg, das andere zu Freiburg wohnte. In dieser Ungewißheit betete er eines Tages in der Messe inbrünstig um Erleuchtung, und da kam ihm in den Sinn: er solle sich auf eines seiner Pferde setzen und es laufen

lassen, wohin es wolle: denn es bringe ihn an den Wohnort desjenigen der beiden Mädchen, welches ihm von Gott zur Frau bestimmt sey. Nachdem er aufgesessen, schlug das Pferd von selbst den Weg gegen Altdorf ein, daß er dachte, es gehe nach Straßburg: aber plötzlich springt es von diesem Weg ab und über die benachbarten Felder auf die Landstraße nach Freiburg, wo es den Jüngling glücklich hinbringt. Derselbe heirathete nun das dortige Mädchen, und er lebte mit ihr so glücklich, daß er zum Danke an der Stelle, wo das Pferd den Weg nach Straßburg verlassen, ein steinernes Kruzifix errichtete, welches das Kreuz zum guten Rathe genannt wird *).

62.

Spinne nicht in der Nacht vor Fronfasten.

In der Nacht vor Fronfasten spann eine Frau zu Orschweier noch nach eilf Uhr. Da kam die Fronfastenfrau zur Thüre herein und legte ihr ein Dutzend Spulen hin, mit den Worten: „Alle diese Spulen mußt Du bis zwölf Uhr vollgesponnen haben, wo ich sie wieder holen werde!" Nicht lange war sie weggegangen, so lief die Frau, welche sich nicht zu helfen wußte, zum Pfarrer, und fragte ihn, was sie machen solle. Er rieth ihr, um jede Spule drei Fäden im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes zu spinnen, was sie

*) An dem Kruzifix ist folgende Inschrift:

ChrIste IesV bonI ConsILII Dator MIserere nobIs.

D. O. M.

Piorum consiliorum inspiratori benignissimo crucem hanc in debitae gratitudinis pignus erexit Franc. Valentini Satori et Annae Mariae Neumayer P. M. relicta progenies 1763

auch that und Schlag zwölf Uhr fertig war. Als gleich darauf die Kronfauenfrau die Spulen abholte, sprach sie: „Du hast wohl gethan, den Rath des Schwarzrocks zu befolgen; denn sonst hättest Du gesehen haben, was ich mit Dir gemacht hätte!“ Nach dieser Rede entfernte sie sich.

63.

Mordthat offenbart.

In Ettenheim hatte ein armes Mädchen mit einem vermöglichen Burschen, der Soldat war, Bekanntschaft und wurde in Folge davon schwanger. Dessenungeachtet bewarb er sich bald darauf um eine reiche Bauerstochter, und weil er befürchtete, daß jenes Mädchen ihm hinderlich sey, beschloß er, es aus dem Wege zu räumen. In dieser Absicht ging er Samstag Nachts mit einer Schaufel in den Wald, wo er in einem abgelegenen Schlag eine tiefe Grube machte. Am andern Nachmittag lud er das Mädchen zu einem Gange dahin ein, und als sie dort waren, sagte er ihr: sie solle Reue und Leid erwecken; denn sie müsse jetzt sterben. Flehentlich bat sie ihn, ihrer und seines Kindes zu schonen, sie wolle gern in die weite Welt hinaus, um ihn an der reichen Heirath nicht zu hindern; aber Alles war vergebens, und er gewährte ihr nur noch so viel Zeit, um drei Vaterunser zu beten. Als sie damit fertig war, sprach sie zu ihm: „Das sage ich Dir, wenn Du mich umbringst, wird mein Blut Dich verrathen!“ Hierüber lachend, tödtete er sie mit mehreren Stichen und verscharrte sie in die Grube. Bald nachher begab er sich auf einige Jahre zu seiner Fahne, während welcher Zeit der Wald in Gemeindewiesen umgewandelt ward. Nachdem der Bursch im Heere ausgedient hatte, ließ er sich in Ettenheim nie-

der und heirathete die reiche Bauerstochter. Einst mußte er die Gemeindewiesen mähen helfen, wobei er gerade auf die Grube zu stehen kam. Beim ersten Hieb, welchen er in's Gras that, wurde die Sense voll Blut; entsetzen wischte er es ab und verließ gleich die Stelle. Zu Hause entdeckte er seiner Frau den Vorfall und die Ermordung des Mädchens. Einige Zeit nachher gerieth er mit ihr in Hader und brachte sie durch Steckschläge so in Harnisch, daß sie auf die Straße lief und laut die Mordthat verkündete. Er ward darauf festgenommen und, nachdem er Alles eingestanden, mit dem Schwerte hingerichtet. Die Gebeine des Mädchens fand man noch in der Grube und brachte sie auf den Gottesacker.

64.

Wunderbarer Hirsch

Ein frommer Einsiedler des Bruderthals pflegte alle Morgen nach dem Kloster Schuttern oder, wenn Mönche von da sich in Heiligenzell aufhielten, nach diesem zur Kirche zu gehen. Abends trat er den Rückweg an, auf dem sich, wenn es dunkel war, am Anfang des Waldes ein Hirsch zu ihm gesellte, welcher ein Licht zwischen den Hörnern hatte und ihm bis zu seiner Klause leuchtete. Einmal war der Weg vom Regen so schlüpferig, daß der Waldbruder aus einem Weinberg einen Rebpfahl nahm, um sich im Gehen darauf zu stützen. Als er in den Wald kam, war kein Hirsch da, und er mußte im Finstern nach Hause tappen. Auch an den zwei folgenden Tagen ließ der Hirsch sich nicht sehen. Da erinnerte der Einsiedler sich des Rebpfahles, that ihn dahin, woher er ihn genommen, und hierauf fand der Hirsch sich wieder ein und leuchtete ihm wie zuvor.

65.

Das Kruzifix auf dem Kirchhofe zu Oberweier.

Vor vielen Jahrhunderten verirrte sich Nachts ein Wanderer im wilden Walde. Geängstigt durch die vielen Schlangen und Kroten, welche darin hausten, that er das Gelübde: wenn er unbeschädigt hinaus in einen Ort käme, wolle er auf dessen Gottesacker ein Kruzifix setzen. Da erblickte in der Ferne eine Glocke: er ging dem Schalle zu und gelangte glücklich nach Oberweier, wo Nachts um zwei Uhr geläutet zu werden pflegte.

Ungesäumt ließ er nun ein steinernes Kruzifix verfertigen und es auf den dortigen Kirchhof setzen, welchem es noch gegenwärtig zur Zierde dient.

Am Fuße des Kreuzes sind der Name des Stifters (Jakob Grimm) und allerlei Schlangen und Kroten eingehauen.

66.

Das Grabenthier.

In Wengenbach spukt Nachts ein mächtiges schwarzes Thier mit feurigen Augen, welche so groß wie kleine Pfingräder sind. Es geht vorzüglich im ausgetrockneten Stadtgraben um, und wird deßwegen das Grabenthier genannt.

67.

Gespenstiges Thier.

Ein Mädchen von Bergach war zu Wengenbach in der Christmette gewesen und wollte Nachts zwischen ein und zwei Uhr wieder heimgehen. An der Kinzig kam ein

Thier, ſo groß wie ein Metzgerhund, ihr entgegen, das einen abſcheulichen Geſtank verbreitete. Sie ergriff die Flucht, ward aber von dem Thiere verfolgt, wobei daſſelbe ein garſtiges Geſchrei ausſtieß und allmählig ſo groß wurde wie ein Ochſe. Bis zum Haigeracher Bache gejagt, ſprang das Mädchen hinüber und kam dadurch in Sicherheit, weil das Thier den Bach nicht überſchreiten durfte.

68.

Feenweg.

Als noch auf das Bergſchloß Staufenberg blos ein Fußpfad führte, wohnte dort ein reicher Freiherr, der nur ein einziges Kind, eine ſchöne Tochter, hatte. Um ſie bewarben ſich viele Edle; aber er wollte ſie nur Demjenigen geben, der ihm in einer Stunde einen guten Fahrweg auf die Burg herſtelle. Betrübt über die Unerfüllbarkeit dieſer Bedingung, wandelte ein junger Ritter am waldigen Fuße des Schloßbergs, und da begegnete ihm die dortige Fee Meluſine. Sie fragte ihn, warum er ſo traurig ſey, und als ſie es erfahren hatte, beſtellte ſie ihn gegen Mitternacht wieder her, wo ihm geholfen werden würde. Nachdem er zur beſtimmten Zeit ſich eingefunden, hieß ihn die Fee die Herſtellung des verlangten Weges getroſt beginnen; er that es und merkte bald, daß eine Menge Unſichtbarer ihm Hilfe leiſte. In einer Stunde war der Fahrweg zum Schloſſe fertig und voll Freude und Hoffnung ritt der Ritter auf ſeinem Schimmel hinauf. Gleichwohl ward ihm das Fräulein von ihrem Vater verweigert, und er dadurch ſo empört, daß er denſelben erſchlug und in den tiefen Burgbrunnen hinabwarf.

69.

Schatz und Spuk auf dem alten Schlosse bei Durbach.

Vor etwa fünfzig Jahren kam ein österreichischer Geistlicher nach Durbach und miethete sich eine Wohnung. Nachdem er mit mehreren Männern aus dem Orte bekannt geworden war, eröffnete er ihnen, daß auf dem alten Schlosse ein großer Schatz vergraben sey, den sie mit ihm heben und theilen sollten. Gerne willigten die Männer ein und gingen mit ihm mehrere Nächte auf das alte Schloß, wo sie, nach seiner Anleitung, gewisse Gebete verrichteten. In der letzten Nacht wurde von einem Priester aus der Gegend, welchen der Geistliche auch für die Sache gewonnen hatte, eine Zwangsmesse gelesen, worin dieser den Diener machte. Kaum war sie zu Ende, so erhob sich aus dem Boden ein großer Haufe glänzenden Geldes, das die Männer schweigend auf den mit vier Rappen bespannten Wagen eines von ihnen luden und damit nach dessen Haus fuhren. Als sie darin waren, vergaß einer, daß vor der Vertheilung des Schatzes kein Wort gesprochen werden dürfe, und rief: „Jetzt haben wir das Geld, jetzt sind wir reich!" Da lag im Augenblick, statt des Schatzes, ein Haufe Sand auf dem Wagen und der österreichische Geistliche war auf immer verschwunden.

Aus dem alten Schlosse fährt um Mitternacht eine gespenstige Kutsche, die mit sechs Rappen oder Schimmeln bespannt ist und von einem grauen Mann gelenkt wird.

70.

Verwunschener Schüler.

Eines Sonntags, unterm Hochamt, kam im Stellenwald zu einem Knaben ein verwunschener Schüler und fragte ihn, was er da mache. „Ich will Vogelnester ausnehmen," erwiderte treuherzig der Bube und darauf der andere: „Geh du mit mir, und nimm dir aus jeder Kiste, die ich aufmache, eine Handvoll Geld, aber nicht mehr, und ohne ein Wort dabei zu reden!" Unbedenklich folgte ihm der Knabe auf das alte Schloß, wo der Schüler aus einem Büschel Moosfarn einen Schlüssel holte und damit auf dem Boden eine unter Laub versteckte Steinthüre aufschloß. Durch dieselbe stiegen sie hinab und kamen nacheinander in drei mit Kostbarkeiten angefüllte Gewölbe. In dem ersten öffnete der Schüler eine Kiste voll Silbergeld, im zweiten, nach Herablegung eines schwarzen Pudels, eine voll Goldstücke, und im dritten eine voll Kupfermünzen. Aus jeder nahm nun der Bube schweigend eine Handvoll und folgte dann seinem Führer in's Freie zurück. Letzterer schloß nun die Steinthüre zu, legte den Schlüssel wieder in den Büschel und verließ den Knaben. Als dieser das Geld heimgebracht und erzählt hatte, wie er dazu gekommen, mußte er mit seinem Vater gleich wieder auf das alte Schloß; allein dort konnte er weder Büschel, noch Schlüssel, noch Steinthüre mehr auffinden.

71.

Geist erlöst.

Nach dem Tode eines Schappbacher Hofbauers ließ sich Nachts in seinem Bergwald ein Licht sehen, welches an einem Gränzstein hin und her schwebte. Einst ging

ein berauschter Metzger aus dem Orte mit einem Kalb spät an dem Berg vorüber und als er das Licht erblickte, rief er ihm zu: „Komm herunter und leuchte mir, da droben hilfst du mir nichts!“ Augenblicklich war dasselbe bei ihm und brachte ihn und das Kalb im Nu hinauf zu dem Gränzstein. „Trebe den Stein!“ sagte das Licht zu dem nüchtern gewordenen Metzger. „Das werde ich nicht können,“ erwiderte er, und darauf ging es: „Es geht schon, versuche es nur!“ Als er es that, konnte er den Stein ganz leicht bis in eine gewisse Richtung wenden. „So, jetzt bin ich erlöst!“ sprach dann das Licht und verschwand. Zu Hause zeigte der Metzger die Sache an, und bei der Untersuchung stellte sich heraus, daß der Hofbauer bei seinen Lebzeiten dem Gränzstein eine falsche Richtung gegeben, und dadurch ein Stück des anstoßenden fremden Waldes sich verschafft hatte, welches nun dem rechtmäßigen Eigenthümer zurückgegeben wurde.

72.

Die lange Ell.

In den Straßen von Oppenau geht Nachts eine gespenstige Frau, in der Ortstracht, um. Sie ist so hoch, daß sie in den zweiten Stock der Häuser sieht, und wird die lange Ell genannt. Frauen, welche noch spät in der Nacht häusliche Geschäfte verrichteten, hat sie schon ermahnt, dieselben künftig früher zu besorgen.

73.

Der Teufel kommt um die Beute.

In einer Stube zu Oppenau verrichteten Nachts zwischen elf und zwölf drei Männer das Christoffelsgebet.

Da kam der Teufel, brachte ihnen einen Zuber voll Geld und sprach: „Wer zuletzt hinaus geht, der ist mein!“ In der Angst wußten die Männer nicht, was sie thun sollten; endlich lief einer zum Pfarrer und erzählte ihm das Geschehene. Darauf holte derselbe die Monstranz mit dem Allerheiligsten und begleitete den Mann zu den zwei andern. Auf sein Geheiß verließen dann die drei mit ihm die Stube, er ging hinter ihnen und rückwärts, die Monstranz in den Händen, so, daß der Heiland der Letzte war. Hierdurch kam der Teufel um seine Beute; er nahm aber auch den Zuber voll Geld wieder mit hinweg.

74.

Reden bringt um den Schatz.

Um den Schatz zu heben, welcher am Hohenrain bei Lautenbach vergraben ist, ließen zwei Burschen Mittags in diesem Dorf eine Zwingmesse lesen. Während derselben hackten sie stillschweigend auf dem Platz über dem Schatze ein wenig Erde weg, steckten zwei Weidenruthen hin, und von selbst hob sich die Kiste voll Geld aus dem Boden. Als sie darnach langten, kam einer, der ganz mit Kohlessseln behängt war, den Berg herunter, bei dessen Erblickung der eine Bursch dem andern zuflüsterte: „Sage nur nichts!“ Da versank die Kiste drohnend in die Tiefe, und der mit den Kohlessseln war wie weggeblasen. Daß die Hebung des Schatzes mißlungen sey, merkte der Priester sogleich in der Zwingmesse.

75.

Feiertags-Entheiligung bestraft.

An Maria-Geburt 1843 heimste ein Mann zu Oberkirch ohne Noth sein Grummet ein, worauf er äußerte,

jetzt sey es vor dem Wetter gesichert. Zur Strafe dafür schlug in der folgenden Nacht der Blitz in sein Haus und verbrannte dasselbe mit allem Futter und Vieh, das darin war.

76.

Schatz und Spuk auf der Schauenburg.

Auf dem verfallenen Bergschlosse Schauenburg liegt ein Geldschatz vergraben, bei dem alle sieben Jahre eine weiße Frau sich zeigt. Einst in der Nacht rief sie den Schweinhirten von Leh, welcher mit einem Bunde Holz am Schlosse vorbeiging, mit seinem Taufnamen Cyriak, und als er darauf stehen blieb, bat sie ihn, ihr aus dem benachbarten Brunnen einen Trunk Wasser zu holen, durch denselben werde sie erlöst und er dann Herr des Schatzes. „Ich habe kein Geschirr zum Schöpfen," erwiderte der einfältige Mensch, und darauf die Frau: „So nimm deinen Schuh dazu!" Jetzt erst bemerkte der Hirt, daß sie auf der Brust einen schwarzen Flecken habe, und nun weigerte er sich, ihre Bitte zu erfüllen. Da entfernte sich die Frau unter fürchterlichem Krachen, und er wurde, ohne zu wissen wie, in einen hohen Tannenstamm gesetzt, der sich plötzlich zu einer Gabel gespaltet hatte. Weil er sich nicht heraushelfen konnte, erhob er ein großes Geschrei: aber erst am Morgen ward er von herbeikommenden Holzhauern gehört und aus seiner Klemme befreit.

77.

Teufelsstein.

(Abweichungen von Nr. 129 des Hauptwerks.)

1) Kaum war das Wendelinskirchlein bei Meisenbühl und Rußbach fertig, so wollte der böse Feind es

zuſammenwerfen. Zu dem Ende lud er, mit Hülfe der andern Teufel, den größten der zwölf Steine ſich auf, und begab ſich damit allein auf den Berg über der Kapelle. Als er von ihr noch etwas entfernt war, fing es darin an zu läuten, und da mußte er den Felſen fallen laſſen, welchen er nachher nicht wieder aufheben konnte.

2) Um die Kapelle zu zertrümmern, biß der Satan den Felſen vom Berg ab und ging damit auf ſie los. Im Erbsengarten begegnete ihm ein altes Männlein, das unſer Heiland war, und fragte ihn, was er vorhabe. „Den Schweinſtall da unten will ich mit dem Stein zuſammenwerfen," antwortete er, indem er auf das Kirchlein wies. Das Männlein redete ihm zu, vorerſt ſeine Laſt abzulegen und auszuruhen, was er auch befolgte. Nach einiger Zeit wollte er den Felſen wieder aufheben; aber da war derſelbe ſo weich geworden, daß ſich ſeine Krallen darein drückten, und er mit ihm der Kapelle nicht mehr ſchaden konnte.

3) Als der Teufel den Stein auf das Kirchlein werfen wollte, erſchien der Erzengel Gabriel, und durch deſſen Macht wurde der Stein ſo heiß, daß er ſchmolz und für den Böſen unbrauchbar ward.

78.

St. Antonius bei Oberachern.

Als einſt die Schweine von Oberachern im nahen Bergwald weideten, wühlten ſie ein kleines hölzernes Standbild des heiligen Antonius von Padua aus dem Boden. Daſſelbe ſtellten die Hirtenbuben an einen dortigen Eichſtamm und machten ein Dach von geflochtenen

Weiden darüber. Bald leuchtete das Bild mit Wundern, und mit der Andacht nahmen die Opfer so zu, daß auf dem Platz eine stattliche Kapelle erbaut werden konnte. Sie trägt den Namen des Heiligen, und auf ihrem Hochaltar ist das Gnadenbild aufgestellt.

79.

Hohinrot's Erbauung.

Der Sohn aus der Burg Rotteck und die Tochter aus der Burg Rinwindeck wollten einander ehelichen; es fiel ihnen aber schwer, sich von ihren Eltern zu trennen. Sie suchten deßwegen auf dem Gebirge nach einem Platze, von welchem sie beide Burgen sehen konnten. Mit vieler Mühe fanden sie einen solchen und ließen dort für sich das Schloß Hohinrot erbauen, aus dessen Fenstern sie dann ihren Eltern heimlich zuwinkten.

80.

Brigitte.

Ein Ritter von Hohinrot hatte eine Frau, Namens Brigitte, von der die Burg auch das Brigittenschloß heißt. Sie war eben so fromm, als mildthätig, besuchte und pflegte die Kranken der umliegenden Ortschaften, entband die Wöchnerinnen und schenkte den Armen so viel sie vermochte. Als sie einst denselben einen Korb voll Eisen bringen wollte, begegnete ihr ihr Mann, der das viele Verschenken nicht leiden konnte. „Was hast Du in dem Korbe?“ fragte er, und erhielt die Antwort: „Reifen.“ Da hob er den Deckel auf, und sieh' der Korb war mit den schönsten Reifen angefüllt.

So gut auch Brigitte war, und obgleich sie dem Ritter zwei schöne Knaben geboren hatte, verstieß er sie

doch von ſich und ihren Kindern, und nahm eine ſeiner Mägde zum Kebsweib. Gott ergeben wanderte die arme Frau in das Nickerland und diente dort als Magd zwanzig Jahre. Nach deren Ablauf zog ſie auf den Breitenbrunner Hof, eine halbe Stunde von Hohinret, wohin ſie jeden Sametag mit den andern Bettelleuten ging, um Almoſen zu holen. Daſſelbe wurde von ihrem älteſten Sohne ausgetheilt, dem ihr ernſthaftes Benehmen ſo auffiel, daß er ſeinem Vater davon Kunde gab. Bei ihrer nächſten Anweſenheit ließ dieſer ſie herbeirufen; allein er erkannte ſeine Frau nicht mehr, wohl aber den Trauring an ihrem Finger. „Von wem habt ihr dieſen Ring bekommen?“ fragte er ſie und erhielt zur Antwort: „Den habt ihr mir bei unſerer Trauung gegeben.“ Da ſtarrt den Ritter Schmerz und Reue, er bat ſeine Gattin, wieder ſeine Hausfrau zu werden, er wolle die Magd und die Kinder, welche er mit derſelben erzeugt, aus dem Schloß entfernen und reichlich für deren Zukunft ſorgen. Gern erfüllte Brigitte ſeine Bitte, und jetzt kann, von den Ihrigen unterſtützt, ihre Wohlthätigkeit und Andacht fort. Die Unwiſſenden im Glauben zu belehren, war ihr ein Hauptanliegen, namentlich bekehrte ſie eine Sippſchaft Heiden, die im Land umhergezogen, aber von ihr in die Burg aufgenommen worden waren. Jeden Tag begab ſie ſich in die Saobacher Kirche, wohin vom Schloß ein unterirdiſcher Gang, wie auch über den Schelenberg und Vogelsberg ein Fußpfad führte. Letztern ging einſt Brigitte und ließ bei jedem Schritt einen Kronenthaler fallen, damit er in einen Fahrweg umgewandelt werden könne. Die erwähnte Kirche wurde von ihr mit Geſchenken überhäuft, wozu beſonders die große Glocke gehört, welche ihren Namen trägt. Als ſie einmal dieſem Gotteshauſe zuging,

fingen deſſen Glocken von ſelbſt an zu lauten. Der Meſsner eilte auf den Thurm, und bei Erblickung der nahenden Burgfrau rief er: „Die närriſche Brigitte kommt!“ Da ſtürzte er zum Fenſter hinaus und brach das Genick, und eine Stimme vom Himmel ſprach: „Sie iſt heilig!“ Seit der Zeit hat dieſes wunderbare Geläute ſtets Brigittens Gang von der Bannzgrenze bis zur Kirche begleitet. Gegen ſich ward die fromme Frau immer ſtrenger. Sie kleidete ſich ganz gering, in ſelbſt gefertigte Zeuge, und nährte ſich zuletzt nur mit der Milch einer Ziege. Endlich ſtarb ſie einen ſeligen Tod, wobei in der ganzen Gegend die Glocken von ſelbſt läuteten, und wurde, von Jung und Alt begleitet und beweint, in dem Saalbacher Gotteshauſe beigeſetzt. Die befeligten Heiden waren auch bei dem Trauerzug und verließen gleich nachher das Schloß, in deſſen Ueberbleibſeln ihre Wohnung, das Heidenkäublein, noch gegenwärtig gezeigt wird.

81.

Wunderquelle.

Am Markustage 1851 war an dem Wellenkreuz zu Neuſaßen ein Altar errichtet. Als der Pfarrer bei dem Umgang daſelbſt das Gebet verrichtete, ward ihm ſo ſchwach, daß er aufhören mußte und nach einigen Schritten vor ſich hinfiel. Hierbei berührte das Verhüllkreuz, welches er, um damit den Segen zu geben, auf der Bruſt hängen hatte, den Boden, und ſogleich entſprang dort eine Quelle, die gegen vielerlei Uebel ſich heilſam erweiſt.

82.

Vergeltung.

Einem Kruzifix bei Ottersweier hieb einmal ein Reiter der Neufranken mit ſeinem Säbel einen Arm ab. Da

fiel ihm der Arm, womit er den Hieb geführt, augenblicklich vom Leibe.

83.

Gotteslästerung bestraft.

Der Herbst 1833 lieferte im Bühlerthal einen ziemlich geringen Wein. Als ein dortiger Hofbauer denselben im Rebstockwirthshaus versucht hatte, schüttete er das Uebrige im Glase einem dahängenden Kruzifix in's Gesicht mit den Worten: „Warum lässest Du ihn nicht besser wachsen, sauf' ihn selbst!" Sogleich ward er auf beiden Augen blind und blieb es auch sein Leben lang.

84.

Kröten in Geld verwandelt.

Ein Mann von Bühl sah eines Tages im Wald eine Menge kleiner Kröten auf einem Haufen liegen. Um einen Spaß zu machen, füllte er sie in einen Sack und leerte ihn in der Nacht in seines Nachbars Wohnstube. Als dieser am Morgen hineinkam, fand er den Boden mit Geldstücken und Kronenthalern bedeckt, welche sich zuzueignen er nicht säumte. Bald nachher erzählte er es dem Manne, worauf derselbe erklärte, daß er ihm das Geld verdanke und es mit ihm theilen müsse. Als jener Letzteres verweigerte, klagte der Mann bei Amte, und dieses erkannte dann das Geld, als einen gefundenen Schatz, der Herrschaft zu.

85.

Schatz versinkt beim Fluchen.

Im Walde bei Bühl sah ein Mann ein Häuflein glühender Kohlen liegen und hob etliche nach einander

auf, um ſeine Pfeife anzubrennen. Da keine zündete, fing er zuletzt an zu fluchen, und ſogleich verſank das Häuflein in den Boden. Jetzt erkannte er zu ſpät, daß die Kohlen ein Schatz waren.

86.

Beſtrafte Sakramentſchänder.

In einem Dorfe bei Bühl wurde vor Kurzem ein wandernder Handwerksburſche Nachts ſo krank, daß er den Wirth der Herberge bitten ließ, ihm den Pfarrer zu rufen. Dies hörten zwei Hochſchüler, welche noch in der Wirthsſtube ſaßen, und beredeten den Wirth, mit ihnen einen Spaß auszuführen. Nachdem ſie ihr Ausſehen verändert, ließen ſie ſich vom Wirthe als Pfarrer und Meßner dem Handwerksburſchen vorſtellen. Dieſer beichtete dann dem vermeinten Pfarrer und erhielt von ihm das Abendmahl, welches eine weiße Kuchenbrode war. Als die Drei nachher vom Kranken wegginngen, ſchwebte er auf der Treppe in weißer Geſtalt neben ihnen her, worauf der Wirth in deſſen Kammer zurückeilte. Er fand ihn todt und, bei ſeiner Rückkunft in die Wirthsſtube, die beiden Hochſchüler erſtarrt und kohlſchwarz daſitzen. In dieſer Weiſe ſind ſie noch dort; die Stube iſt verſchloſſen und ihr Betreten Jedermann unterſagt.

87.

Stole ſchützt vor dem böſen Feuer.

Von der Abtei Schwarzach kaufte kurz vor ihrer Aufhebung ein dortiger Bauer ein Stück Feld und Wald, verſäumte aber, ſich für die Zahlung einen Schein geben zu laſſen. Nach einigen Jahren forderte die Herrſchaft, welcher das Kloſter zugefallen, von ihm den Kaufſchil-

ling, und da er dessen Entrichtung nicht beweisen konnte, ward er verurtheilt, ihn nochmals zu erlegen.

Als er, voll Verdruß über diesen Spruch, von Rheinbischofsheim zurückging, begegnete er im Wald einem Jäger, von dem er um die Ursache seines Unmuths befragt wurde. Auf die Antwort: er könne ihm doch nicht helfen, erwiderte derselbe, daß er wohl es vermöge, und er fuhr dann die ganze Sache. „Du sollst einen Schein für die Zahlung bekommen, wenn du thust, was ich von dir verlange," sprach der Jäger, und darauf der Andere: „Ja, fofern es mir an Leib und Seele keinen Schaden bringt." Ungesäumt nahm nun der Jäger den Mann auf die Schultern und trug ihn windschnell zu einem großen Schlosse, wo er ihn absetzte und zu ihm sagte: „Geh' hinein! hinter der dritten Thüre wirst du den Mönch finden, mit dem du den Kauf abgeschlossen hast; begehre von ihm den Schein, und wenn du ihn empfangen, so ziehe den Dreien, welche an dem Tische sitzen, die Stolen ab und lege sie auf diesen; alsdann mache dich fort, aber unterstehe dich nicht, einen Blick zurück zu thun!" Ohne Bedenken ging der Bauer in das Schloß und fand in dem bezeichneten Gemach den verstorbenen Mönch, welcher mit zwei abgeschiedenen Geistlichen seiner Bekanntschaft an einem Tische Karten spielte. Auf die Bitte des Mannes um den Schein pfiff er Einen herbei, von dem er sich Schreibzeug bringen ließ, schrieb den Schein und gab ihn dem Bauer. Nach diesem nahm letzterer den drei Geistlichen die Stolen ab, legte sie auf den Tisch und ging hinweg. Unter der Thüre schaute er um und sah, daß an den Geistlichen hohe Flammen emporschlugen. Als er draußen zu dem Jäger kam, sprach derselbe: „Du hast umgeschaut und deßhalb verdient, daß

ich dich etliche Tage da in der Hölle ließe; weil du aber sonst deine Sache recht gemacht, will ich dir die Strafe schenken!" Hierauf nahm er ihn wieder auf die Achseln und trug ihn windschnell an die Stelle zurück, wo er ihn früher aufgeladen. Den Schein zeigte der Mann beim Amte Rheinbischofsheim vor und wurde nunmehr von der nochmaligen Zahlung freigesprochen.

Mariabild zu Steinbach.

An einem ungebrauchten Stalle zu Ottenhofen ertönte einstmals lieblicher Gesang aus dem Boden. Der Hauseigenthümer grub auf dem Platze nach, fand ein hölzernes Standbild, welches die heilige Jungfrau mit dem Jesuskindlein vorstellte. Beim Graben hatte der Kopf Maria's den Riß bekommen, welcher noch vorhanden ist. Nachdem hinter dem Stalle, im Garten, ein hölzernes Kapellchen errichtet war, wurde das Bild hineingestellt und nachher viel besucht und reichlich bedenkt. Weil diese Andacht keine Genehmigung hatte, so ließ der Pfarrer zu Steinbach, wohin Ottenhofen gehört, zu einer Nacht das Bild durch einen Mann in seine Kirche holen; allein in der Krube stand es wieder im Kapellchen, und eben so am folgenden Morgen, nachdem es in der Nacht zuvor, wie das erste Mal, fortgenommen worden war. Hierauf holten es die Steinbacher in feierlichem Bittgang in ihre Kirche und stellten es am Schwibbogen des Chors auf, wo es denn auch blieb und fortfuhr, mit Gnaden zu leuchten. Ungeachtet dessen ließ ein späterer Pfarrer, zum Aerger der Gemeinde, das Bild hinten hin, unter den Glockenthurm, setzen. Da sah man das Innere der Kirche, mehrere Nächte nach einander,

hell erleuchtet, und als eines Tages Leute vor dem Bilde beteten, fiel plötzlich eine brennende Kerze, die dort aufgesteckt war, in zwei Hälften gespaltet herunter. Auf dieses wurde das Bild wieder an seinen vorigen Platz gestellt, wo es noch steht und mit großem Vertrauen verehrt wird.

89.

Meisterschuß.

Als im Jahre 1796 eine Kriegsschaar Neufranken auf der Landstraße von Scheuern gegen Baden rückte, ritt der Oberst mit seinem Feldgehülfen und seinem Bedienten an der Spitze. Auf einmal pfeift eine Büchsenkugel vom Berge herab und streckt alle Drei todt darnieder. Der Schuß geschah aus großer Entfernung von einem österreichischen Scharfschützen, der darauf über das Gebirge sich davon machte. Seitwärts des Platzes, wo die Drei gefallen, wurden sie beerdigt und ihre Gräber mit drei niedern Steinkreuzen bezeichnet.

90.

Bund mit dem Teufel.

Ein Müller in Baden sollte seine baufällige Mühle herstellen lassen, allein er hatte dazu keine Mittel. Hierüber betrübt, stand er eines Morgens unter seiner Hausthüre, da kam ein fremder Mann in reicher Kleidung zu ihm und fragte ihn, was ihm fehle. Als der Fremde es erfahren hatte, versprach er, dem Müller Geld zu verschaffen und führte ihn in der dritten Nacht in das Gewölbe des alten Schlosses. Dort holte er ein Gebund Schlüssel hinter einem Felsen hervor und machte damit an der Wand eine Eisenpforte auf, durch die sie in ei-

nen Saal und durch eine zweite solche Thüre in ein kleineres Gewölbe kamen, worin eine eiserne Kiste stand. Diese öffnete der Mann auch mit den Schlüsseln und hieß dann den Müller von dem Silbergeld, womit sie gefüllt war, so viel nehmen, als er tragen könne. Gierig füllte derselbe den Sack, welchen er mitgebracht hatte; alsdann schloß der Mann die Kiste und beim Weggehen die Thüren wieder zu, legte die Schlüssel hinter den Felsen und begleitete, ohne viel zu reden, den Müller bis zu dessen Hause. Ohne Säumen ließ nun dieser seine Mühle niederreißen und eine neue bauen; aber lange ehe sie fertig, war das Geld ausgegeben. Da ging er in der Nacht mit dem Sacke wieder auf das alte Schloß, fand richtig hinter dem Felsen die Schlüssel und gelangte mittelst ihrer in das kleine Gewölbe, wo er auf der Kiste einen schwarzen Pudel liegen sah. Nick! ohne Zagen hieß er ihn heruntergehen, was derselbe auch gleich that und damit verschwand. Hierauf machte der Müller die Kiste auf, nahm daraus so viel Geld, als in den Sack ging und verschloß sie wieder. Während dessen war die Gewölbthüre zugefahren und als er fortgehen wollte, konnte er sie, trotz aller Anstrengung, nicht mehr aufbringen. Erschöpft und voll Angst setzte er endlich sich nieder, da öffnete sich plötzlich die Thüre, und herein trat ein stattlicher Jäger. Grimmig fuhr dieser ihn an, daß er ihm so viel Geld habe stehlen wollen, und drohte, ihn in Stücke zu reißen, wenn er nicht gleich sich verbindlich mache, ihm nach 15 Jahren seine Seele zu überlassen. Obschon der Müller nun wußte, daß er es mit dem Teufel zu thun habe, so schrieb er doch in seiner Noth den Vertrag nieder, worauf er mit dem Sacke voll Geld heim gehen durfte. Eifrig betrieb er nun den Fortbau der

Mühle, während deſſen er wenig ſeines Vertrags mit dem Böſen gedachte. Später aber machte ihm derſelbe mehr Unruhe und, als 10 Jahre um waren, ſolche Angſt, daß er halbe Tage in der Kapuzinerkirche mit ausgeſpannten Armen betete. Dieſes fiel im Kloſter auf und bewog den Guardian, ihn um die Urſache ſeines Kummers zu fragen. Lange wollte er mit der Sprache nicht heraus; endlich aber erzählte er, wie er in des Teufels Schlinge gerathen. Da rieth ihm der Guardian, zu ihm in's Kloſter zu ziehen und ein ſtrenges Bußleben zu führen, was er auch bis zu dem Tage that, an welchem ſeine Friſt ablief. Nachdem er an demſelben gebeichtet und kommunizirt hatte, nahmen ihn die Kapuziner an dem Hochaltar in ihre Mitte und erwarteten den Böſen. Zur beſtimmten Stunde kam auch dieſer an die Kirchthüre und forderte die Auslieferung des Müllers; der Guardian aber erklärte ihm, daß er an demſelben keinen Theil mehr habe, und beſchwor ihn, die Handſchrift herauszugeben. So ſehr der Teufel auch widerſtrebte, ſo mußte er endlich doch ſie zur Thüre hineinwerfen, worauf er mit grimmigem Gebrüll davonfuhr. Nach dieſem blieb der Müller noch drei Jahre im Kloſter, und als er dann in die Welt zurückkehrte, ſetzte er das gottſelige Leben fort bis an ſein Ende.

91.

Geiſt vertragen.

Vor etwa hundert Jahren ſtarb in Baden ein Wirth und ſpukte darauf in ſeinem Keller, wo er an die Fäſſer klopfte und andern Lärm machte. Um ihn los zu werden, ließ ſeine Frau einen frommen Pater aus dem Kapuzinerkloſter kommen, der von ihr ein Stück Kolſch begehrte und mit demſelben und zwei brennenden Kerzen nach der

Abendglocke in den Keller ging, worin der Geist schon umher polterte. Unbeirrt durch dessen Gebrüll, vollbrachte der Pater die Beschwörung, ließ dann von dem Hausknecht, welcher eben an der Kellertreppe hatte warten müssen, den zusammengerollten Zeug hinaustragen und sagte ihm, er solle denselben auf die Teufelskanzel bringen. Der Knecht verweigerte jedoch, seinen Herrn aus dem Hause zu tragen, und schlug dazu einen Mann von Selbach vor, der, ohne zu wissen, was vorgehe, im Haus übernachte und beim Heimgehen ohnehin zur Teufelskanzel komme. Wegen das angebotene Trinkgeld übernahm der Mann gerne das Geschäft, aber statt den Kelch am bestimmten Orte abzuladen, brachte er ihn seiner Frau als einen Fund, welchen er unterwegs gemacht habe. Voll Freude rollte sie den Zeug auseinander, da hupfte eine große Kröte heraus und unter den Ofen, wo sie noch heute sitzt, in der Nacht ächzt und durch kein Mittel wieder fortgeschafft werden kann.

92.

Lichtenthals Erbauung.

Anfänglich wollte man das Kloster Lichtenthal am jenigen Schafeberg erbauen, da, wo jetzt das Pachterhaus steht; allein in der Nacht wurden die Steine und das Holz durch die Engel hinweg und zum winterlichen Lenoberg getragen. Das Gleiche geschah in den zwei folgenden Nächten, nachdem die Baustoffe jedesmal an den Schafeberg zurückgeschafft worden waren. Nunmehr baute man das Kloster auf dem vom Himmel bezeichneten Platze, wo es auch noch heute steht und in geistlicher Schönheit fortblüht. Ueber ihm wurde neuerlich, in einigen Adventnächten, stundenlang in der Luft beten gehört.

93

Erdweiblein.

In dem Rüchenfelſen zu Oberbeuren hatten ehemals ſchöne Erdweiblein ihre Wohnung und Küche, und von der letztern ſchreibt ſich ſein Name her. Dieſe Weiblein lud einſt die Frau des Hauſes, zu welchem der Felſen gehörte, mit den Worten ein:

„Kommet her, ihr Armen,
Eſſet auch von dem Warmen!“

worauf ſie zu ihr gingen und ſich den vorgeſetzten friſchen Zwiebelkuchen trefflich ſchmecken ließen. Von nun an ſtanden ſie mit den Leuten dieſes Hauſes in freundſchaftlichem Verkehre. Aus dem Teig, welchen dieſelben Abends eingelegt, buken ſie ihnen in der Nacht das Brod, und zur Arbeit auf dem benachbarten Acker brachten ſie ihnen aus ihrer eigenen Küche Eſſen. Die ſilbernen Geſchirre, worin dieſes enthalten war, ſowie die dazu gehörenden Silberbeſtecke mußten jedoch von den Leuten wieder auf den Acker geſtellt werden, von wo die Weiblein ſie dann zurückholten.

Einmal aber behielt der Knecht eine der Gabeln für ſich zurück, und auf dieſes ließen die Weiblein ſich nicht mehr blicken; obwohl man den Rauch ihrer Küche noch manchmal aufſteigen ſah.

Nach der Ausſage eines verfahrenen Schülers liegen in dem Felſen große Reichthümer verſchloſſen, und er verſicherte, denſelben mit drei Rosmarinſtengeln öffnen zu können.

Abweichend erzählen Andere ſo:

Um ſich gegen die Erdweiblein erkenntlich zu zeigen, ließen die Leute des Hauſes für ſie neue Hemden machen,

und legten dieſelben Abends auf die Backmulde. Als die Weiblein der Hemden anſichtig wurden, gingen ſie, ohne ſie zu berühren, ſogleich hinweg und ließen nie ſich wiederſehen.

94.

Fordere den Teufel nicht heraus.

Einſt gingen zwei Beureuer Manner, ſpat in der Nacht, von Bernebach heim. Unterwegs zieht der Jüngere ſeine drei Meſſer hervor, fährt damit wild in der Luft umher und ruft: „Heute wollte ich es mit drei Teufeln aufnehmen!“ Als ſie an die verrufene Stelle „Müllenbild“ kommen, ſagt er, wohin deutend, zum altern: „Sieh, dort ſtehen drei!“ Derſelbe kann niemand erſchauen, gleich darauf aber ſieht er, daß ſein Begleiter von ihm weg und, ellenhoch über dem Boden ſchwebend, gegen Bernebach zurückſchießt. Eilends lauft er ihm nach, vermag aber nicht, ihn einzuholen und ruft endlich: „Geh in Gottes Namen, ich kann dir nicht mehr helfen!“ Auf dieſes ſieht der andere, am ganzen Leibe zitternd, rückwärts von ihm, im Straßengraben. Nachdem er ſich etwas erholt hat, ſpricht er: „Die Drei waren gehörnte Teufel, welche mich packten und fortſchleppten und dabei zerkratzten, zerſchlugen und ſo würgten, daß ich keinen Laut ausſtoßen konnte; um vor ihnen ſicher zu ſeyn, will ich nachſtens zur Beicht gehen, was ich ſeit drei Jahren nicht mehr gethan habe.“

95.

Seefrauen.

Einem Forbacher Holzhauer, welcher beim Herrenwieſer See beſchäftigt war, brachte ein Weiblein aus demſelben Monate lang das Mittagseſſen; er ſollte aber, wie ſie

ihm gleich Anfangs gesagt, es niemand offenbaren. Seiner Frau fiel endlich auf, daß er das Essen, welches sie ihm mitgab, meistens zurückbrachte, und sie fragte ihn so lange und dringend um die Ursache, bis er ihr dieselbe entdeckte. Als er am andern Tage wieder beim See arbeitete, kam das Weiblein mit zwei Gebund Stroh und sagte, daß sie ihm, weil er die Sache ausgeplaudert, kein Essen mehr bringe, ihm jedoch zum Abschiede noch die zwei Bunde Stroh schenke, die er sorgfältig bewahren solle. Hierauf ging sie nach dem See zurück. Trotz ihrer Ermahnung, warf der Mann auf dem Heimwege das Stroh weg; ein Halmchen aber blieb ihm am Aermel hangen, das er zu Hause in Gold verwandelt fand. Eilig begab er sich nun auf den Platz, wo er das Stroh hingeworfen, allein da war nichts mehr zu finden.

Einst holte ein Seeweiblein die Forbacher Hebamme, um einer Frau im See bei deren Niederkunft beizustehen. Als sie an ihn kamen, schlug das Weiblein mit einer Ruthe hinein, worauf das Wasser sich theilte, und sie trockenen Fußes, eine Treppe hinab, in schöne Gemächer gelangten. In einem derselben lag die Frau, und mit Hilfe der Wehmutter wurde sie glücklich entbunden. Zum Lohn erhielt die Hebamme ein Bündel Haberstroh, welches sie, noch im See, verächtlich wegwarf. An ihrem Schuh blieb aber ein Halm hängen, und als sie aus dem Wasser war, fand sie ihn in eitel Gold verwandelt. Nun bereute sie zu spät, das Bündel weggeworfen zu haben.

An hohen Festen pflegten Seejungfrauen nach Forbach in die Kirche, und an Fastnacht und Kirchweihe in das Löwenwirthshaus zum Tanze zu kommen. Sie waren zart und schön, wie aus Milch und Blut, hatten die Tracht der Schwarzwälderinnen und Röslein auf den Strohhüten.

Um zehn Uhr des Abends mußten ſie ſtets zu Hauſe ſeyn, und darum gingen ſie immer früh vom Tanzboden weg. Einmal aber verſpatete ſich eine von ihnen, welche eine Liebſchaft mit einem Forbacher Burſchen hatte, und als er ſie zum See begleitete, bat ſie ihn, am Ufer zu warten, wenn ſie ins Waſſer geſtiegen ſey. Werde dieſes dann milchweiß, ſo habe ſie kein Leid erfahren; werde es aber blutig, ſo ſey ſie, wegen ihrer Verſpatung, umgebracht worden, und er ſolle eiligſt entfliehen, ſonſt koſte es auch ihm das Leben. Nicht lange hatte der Burſch gewartet, ſo ſah er im See Blut emporſteigen und ergriff ſchleunig die Flucht. Nachher ſind keine Seejungfrauen mehr nach Forbach gekommen.

96.

Forbachs älteſtes Haus.

Zur Zeit, wo die Gegend von Forbach noch eine Wildniß war, ſtand darin einſam der Schramberger Hof, von dem jetzt allein der Keller übrig iſt. Als der Hofbauer einen Sohn bekam, ließ er ihn erſt nach acht Jahren in Rothenfels taufen, wofür er dem Pfarrer ein Kalb mitbrachte.

97.

Verwünſchung.

Ein Mann von Forbach wollte aus ſeiner Bergſcheuer bei der Wolfsgrube Heu holen und traf dort einen ausgeſchriebenen Wilderer. Derſelbe bat ihn, ihm Brod herzubringen, was der Mann auch verſprach und ihn da warten hieß. Statt Brodes brachte er aber Bewaffnete mit und nahm den Wilderer gefangen. Für deſſen Auslieferung erhielt er beim Oberamt zwanzig Gulden Blutgeld auf

rothes Tuch ausgezahlt. Ehe der Wilderer hingerichtet wurde, sprach er zu dem Manne: „Weil du mich so schändlich verrathen hast, sollst du nicht mehr die Sonne anschauen!“ Diese Verwünschung ging sogleich in Erfüllung, und der Mann mußte bis zu seinem Tode stets unter sich sehen.

98.

Der Wolfsstein.

Auf dem Happersberge ward einmal ein weidender Ochse von einem Wolf angefallen. Er nahm ihn aber auf die Hörner und drückte ihn so lange an einen Felsen, bis er (der Wolf) todt war. Seit dieser Zeit wird der Felsen der Wolfsstein genannt.

99.

Knorr.

Bei seinen Lebzeiten war Knorr Zollbeamter im badischen Murgthal, wo er einen hohen Zoll auf die Frucht legte und dadurch die Leute schwer bedrückte. Zur Strafe hierfür muß er seit seinem Tode, ohne Hoffnung auf Erlösung, daselbst umgehen, besonders zu Gernsbach in seinem Hause, in der daran stoßenden Mistgasse und auf der dortigen Murgbrücke. Er zeigt sich nur in fruchtbaren Jahren, vom Abendgeläute bis zur Frühglocke, aber in allerlei Gestalten, namentlich als Jager, altes Weib mit langen, herabhangenden Haaren, Bär, Stier, Pferd, Esel, Kalb, großer, schwarzer Hund mit mächtigen Feueraugen, Schwein, Bock, weiße Ziege, Schaf, Katze, Gans, große Schlange und Werghund. Die Leute zu foppen, ist seine Gewohnheit, daher man am besten thut, wenn man ihn trifft, stillschweigend an ihm vorbeizugehen, damit er keine Gewalt über einen bekomme.

Eine Gernsbacher Frau, der er sich als Esel über einen Waldpfad legte, wollte ihn schimpfend mit dem Fuße wegstoßen; da sprang er ihr auf den Rücken und ließ sich bis an die Stadt tragen.

Ebenso mußte ihn ein Mann aus Forbach, welchem er sich als Kalb aufsetzte, bis unter die Dachtraufe seines Hauses schleppen.

Auch in Hilpertsau, Obertsroth, auf der Gernsbacher Brücke, hat er sich schon als Schaf oder Hund von spät Heimgehenden huckeln lassen.

Auf einem Brücklein zwischen Staufenberg und Gernsbach packte einmal ein Mann ein einzelnes Schwein auf; aber plötzlich stand er im Wasser, und das Schwein, welches der Knorr gewesen, war verschwunden.

Beim Heimgehen nach dem Ausrufen sah einst der Weißenbacher Nachtwächter am Pfarrhaus ein Gebund Werg liegen, das er aufhob und unter seinen Rock stecken wollte. Da bemerkte er, daß das Werg ein Paar Augen bekomme, und der Knorr sey, weßhalb er es eilig hinwegwarf.

Als ein solches Gebund hat Knorr auch auf der Hilpertsauer Brücke sich sehen lassen und vor Darübergehenden hin und her gewalzt. An dieser Brücke stand früher ein kleines Haus, welches das Knorrhäuslein genannt wurde.

Wenn er als Katze erscheint, rollt er sich zuweilen den Leuten unter die Füße, daß sie über ihn fallen, und auch in andern Thiergestalten legt oder stellt er sich ihnen häufig in den Weg, und wenn sie ihm ausweichen, ist er öfters gleich wieder hart vor ihnen.

Vor manchen ist er schon im Zickzack hergelaufen; viele sind von ihm irregeführt, mehrere beohrfeigt und andere mit Gewalt in die Murg gestellt worden.

100.

Der Grafensprung.

(Abweichung von Nr. 160 des Hauptwerkes.)

Auf der Burg Neueberstein waren einmal drei Grafen und Brüder, welche über die Theilung ihrer Güter lange nicht einig werden konnten. Endlich kamen sie überein, daß derjenige von ihnen sie alle erhalten solle, der den steilen Abhang des Schloßbergs gegen die Murg drei Mal hinauf und herab reiten werde. Der Jüngste unternahm es zuerst und gelangte zwei Mal glücklich hinauf und herunter; beim dritten Auftritt aber stürzte er mit dem Pferd in die Tiefe und brach das Genick. Hierdurch abgeschreckt, verglichen sich die beiden andern in brüderlicher Weise; auch nahmen sie, zum immerwährenden Andenken, in ihr Wappen drei Männer auf, deren einer ohne Kopf ist. Von dem Vorgange trägt der Abhang den Namen Grafenries oder Grafensprung.

101.

Erdweiblein.

Die Erdweibleinshöhle im kleinen Lautenfelsen trägt diesen Namen wegen der Erdweiblein, welche vordem darin wohnten. Zwei von ihnen, holdselige Mädchen, pflegten Abends mit ihren Spindeln nach Lautenbach in die Spinnstube und, wenn Tanz war, auch zu diesem zu kommen. Stets aber gingen sie vor Mitternacht weg, weil sie über dieselbe nicht ausbleiben durften. Einst, beim Fortgehen, wurden sie von einem Anwesenden gefragt, was sie in ihren hinaufgebundenen Schürzen hätten, worauf die eine antwortete:

„Hättest Du mich eher gefragt,
Hätte ich Dir es gesagt."

Von Tag zu Tag gewannen die Burſche die beiden Mädchen lieber, und einmal, beim Tanze, vermochten ſie ſie, bis nach Mitternacht zu bleiben. Als dieſelben darauf heim wollten, baten ſie die Burſche, ſie zu begleiten und am Felſen zu warten, wenn ſie hineingegangen. Fließe dann Blut aus ihm, ſo ſeyen ſie, wegen ihrer Verſpätung, umgebracht worden; komme aber Milch heraus, ſo hätten ſie kein Leid erfahren. Nicht lange waren ſie im Felſen, ſo quoll Blut daraus; und nachher ſind keine Erdweiblein mehr in Lautenbach geſehen worden.

Andere erzählen: die Erdjungfrauen ſeyen allein heimgegangen; ſie hätten aber ein Meſſer zurückgelaſſen und geſagt, wenn ſie, wegen ihres Verſpätens, getödtet würden, ſo werde das Meſſer blutig werden, und dieſes ſey auch geſchehen.

102.

Schatz bei Gernsbach.

Dem Taglöhner eines Gernsbacher Gutsbeſitzers traumte drei Nächte nacheinander: er ſolle auf einem gewiſſen Acker ſeines Herrn, im Bezirk Entenſee, zackern und die Mäuſe, die dabei zum Vorſchein kamen, unbeſchrieen todtſchlagen und ſorgfältig bewahren; denn ſie ſeyen Silbermünzen. Am Morgen darauf wurde er vom Gutsbeſitzer, der von dem Traume nichts wußte, beauftragt, den erwähnten Acker zu pflügen. Um dabei die Ochſen zu leiten, nahm er einen Buben mit, dem er befahl, während der ganzen Arbeit nichts zu reden. Beim Zackern kamen eine Menge Mäuſe aus dem Boden und ſprangen dem Manne nach; er ſchlug ſie ſtillſchweigend todt, legte ſie auf einen Haufen und deckte etwas darüber. Auf einmal

merkte er, daß die Pflugschaar in etwas stecke, und als er nachsah, fand er sie im Ringe eines Kessels, der ganz voll Geld war. Ueber das öftere Halten ungeduldig, rief jetzt der Bube dem Taglöhner, fortzumachen, und da sank der Kessel dröhnend in die Tiefe. Nachdem der Mann den Buben wegen des Rufens tüchtig gezankt hatte, schaute er nach dem Haufen Mäuse, und siehe, sie waren zu lauter silbernen Geldstücken geworden.

In zwei Jahren, am ersten März, Vormittags zwischen zehn und elf Uhr, sahen die Leute, welche dem Acker gegenüber wohnten, auf dem Platze, wo der Kessel versunken, etwas Glänzendes liegen. Beim zweiten Mal dachte der Mann, es sey ein Schatz und ging stillschweigend darauf zu; aber unterwegs wurde er von einer Frau gefragt, wo er hin wolle, und im Augenblick war das Glänzende verschwunden.

103.

Der Bildstock am Hördtelstein.

Ehe die jetzige Landstraße durch das Murgthal gemacht war, zog mitten an der flußbespülten Felsenwand des Hörtelsteins ein Fußpfad hin. Damals fuhr ein Mühlknecht von Ottenau, um Frucht zu holen, nach Hördten und schlief auf dem Wagen ein. Am Hördtelstein schlug das Pferd, statt auf dem Fahrweg zu bleiben, den erwähnten Fußpfad ein und kam glücklich über den Felsen. Als der Mühlknecht gleich darauf erwachte, erkannte er, wie wunderbar er mit seinem Gefährt erhalten worden sey. Zum Danke dafür ließ er an der Stelle einen steinernen Bildstock errichten, auf dem ein kleines Kruzifix ausgehauen ist.

104.

Schätze bei Michelbach.

Auf einer Wieſe ſteht ein großer Nußbaum, welcher vom Wind ſchon zwei Mal mit der Wurzel ausgeriſſen worden iſt, jedes Mal aber ſich ſelbſt wieder aufgerichtet und im Boden feſtgeſtellt hat, weil, noch aus der Heidenzeit, Geld unter ihm vergraben liegt.

Auch da, wo das Bergſchloß geſtanden, iſt ein Schatz verborgen, und es zeigt ſich dort eine Schlange, die einen goldenen Ring mit drei Schlüſſeln um den Hals hat.

Auf der Kleewieſe gehen drei weiße Jungfrauen um, die öfters wunderſchön ſingen und am angrenzenden Bache waſchen. Eines Tages riefen ſie einen vorübergehenden Mann von Sulzbach zu ſich und ſagten ihm, er könne ſie erlöſen und den großen Schatz, welchen ſie hüten müßten, gewinnen, wenn er ſie in den Geſtalten, worin ſie ihm erſcheinen würden, küßte, wobei er nichts zu befürchten habe. Nachdem er ſich bereit erklärt, ward er von ihnen zu einem Felſen des nahen Kunzberges geführt, an welchem er jetzt zum erſten Mal eine Thüre erblickte. Durch dieſelbe kamen ſie in ein Gewölbe, worin drei Kiſten ſtanden, auf deren jeder ein ſchwarzer Hund lag. Auf Geheiß der Jungfrauen ſprangen die Hunde herab, und jene öffneten die Kiſten, deren eine mit Kupfer, die zweite mit Silber, die dritte mit Geld gefüllt war. Nach dieſem ſtanden, ſtatt der Jungfrauen, eine Kröte, eine Schlange und ein Drache da. Den zwei erſtern gab der Mann je einen Kuß; den Drachen aber vermochte er nicht zu küſſen, ſondern fiel in Ohnmacht. Als er wieder zu ſich kam, lag er außen, beim Felſen, die Jungfrauen ſtanden traurig um ihn und ſagten ihm, ſie müßten jetzt wieder warten,

bis aus einem Kirſchkern, welchen ein Vogel am Münzberg fallen laſſe, ein Baum geworden und aus dieſem eine Wiege für ein neugebornes Kind gemacht ſey; dieſes Kind erſt könne, wenn es erwachſen, ſie erlöſen. Hierauf verſchwanden ſie. Der Mann gelangte mit Mühe nach Hauſe und ſtarb in drei Tagen.

105.

Die Entſtehung der Wallfahrt zu Moosbronn.

1) Aus dem Lindenbaum, an deſſen Fuß die Moosalb entſpringt, ertönte einſt lieblicher Geſang. Man ſuchte nach und fand in dem Stamme ein anmuthiges Mariahilfsbild. Nachdem nun noch, nächtlicher Weile, auf einen nahe gelegenen Platz überirdiſches Feuer gefahren war, erbaute man auf demſelben eine Kapelle und ſetzte darin das Bild zur Verehrung aus. Alsbald leuchtete es mit Wundern, und auch das Holz der Linde und das Waſſer der Quelle erwieſen ſich gegen verſchiedene Uebel heilkräftig.

2) Mit einem ſchwer beladenen Wagen Holz fuhr ein Mann den ſchroffen Mahlberg hinunter. An der jähſten Wegſtelle brachen die Radſperren, und nun rollte der Wagen, mit Pferden und Mann, unaufhaltſam abwärts. In dieſer großen Noth rief letzterer: „O Maria hilf!“ und augenblicklich ſtand das Fuhrwerk auf dem ſteilen Abhange ſtill. Wegen dieſes Wunders ward im Thale eine Mariahilfskapelle erbaut, zu welcher bald von nah und fern Pilgerfahrten geſchahen *).

*) Keine der beiden Erzählungen findet ſich in den Moosbronner Pfarrſchriften.

106.

Steine in Geld verwandelt.

Ein Niederbühler Bube ſah einſt an der Waſſergrube, welche das Glockenloch heißt, kleine Steine aufgehäuft liegen und warf etliche ſo darüber, daß ſie auf der Oberfläche dahin hupften. Sobald ſie das Waſſer berührten, ſchimmerten ſie wie Silber. Er füllte deswegen ſeine Kappe mit Steinen von dem Haufen, und als er dieſelben zu Hauſe ausleerte, fand er ſie zu wirklichen Silbermünzen geworden. In Begleitung ſeines Vaters eilte er ſogleich zu dem Glockenloch, konnte aber den Steinhaufen nicht mehr entdecken. Sie nahmen nun ähnliche Steinchen von da mit; allein dieſelben wollten ſich nicht in Geld verwandeln.

107.

Der Rötterer Berg bei Raſtatt.

(Zu Nr. 170 des Hauptwerkes.)

Dieſer Berg war ſchon Nachts von ſeltſamem Schein umgeben. Einſt brach ein Mann ſich dort eine Blume ab und fand ſie zu Hauſe in einen goldenen Schlüſſel verwandelt.

Ein anderes Mal bemerkten vorbeigehende Burſchen am Berg eine Menge Kröten. Der Dümmſte ſteckte einige zu ſich, und als er ſie daheim hervorzog, waren ſie zu eitel Geld geworden.

Zwei Knaben und Brüder von Raſtatt, welche im Wald Holz geleſen hatten, ſahen beim Heimgehen das weiße Fräulein an der Schuhubütte ſtehen und ihnen winken, zu ihr zu kommen. Der ältere wagte es, wurde von ihr in die Hütte geführt und mit einem Sack voll

Geld beſchenkt. Kaum hatte er ihn mit Mühe zu ſeinem in der Nähe wartenden Bruder gebracht, ſo kam ein Mann aus der Rheinau, der von einer benachbarten Wieſe alles mit angeſehen, und wollte ihnen den Sack mit Gewalt wegnehmen. Auf ihr Geſchrei trat jedoch der alterthümlich gekleidete Jäger hinter der Schutzhütte hervor, ſchlug ſein Gewehr auf den Mann an und [illegible]te ihn dadurch in die Flucht. Alsdann half er den Knaben, den Sack forttragen, bis zufällig ein Wagen herbeikam. Dem Führer deſſelben gab der Jager ein großes Trinkgeld, damit er die Buben nebſt dem Sacke nach Hauſe fahre, und empfahl ihm, es ja gut zu beſorgen. Ueberdies blieb er (aber nur dem ältern Knaben ſichtbar) ſo lange bei dem Fuhrwerk, bis die Buben mit dem Gelde bei ihren hocherfreuten Eltern waren. Der Mann aus der Rheinau ſtarb, in Folge des Schreckens, nach drei Tagen.

108.

Steinbild in Sulzbach *).

Auf dem Freihof zu Sulzbach hat vor Zeiten ein Schloß geſtanden, das von einem adeligen Geſchlecht bewohnt worden iſt. Von dieſem waren zuletzt nur Bruder und Schweſter übrig; ſie zeugten miteinander ein Kind und wurden deshalb enthauptet. An dem Sulzbacher Kelterhaus war früher ein Stein eingemauert, worauf die beiden Geſchwiſter, ohne Köpfe, und das Kind ausgehauen waren.

*) Im Amt Ettlingen.

109

Doppelmord wegen eines halben Kreuzers.

Zwei wandernde Metzgergesellen bettelten in einem Hause zu Stuttgart und erhielten einen Kreuzer. Denselben wollte der Empfänger für sich behalten, der andere machte aber auf die Hälfte Anspruch. Hierüber geriethen sie mit einander in Streit, der eine zog ein langes Messer, der andere eine Hippe *) hervor, sie fielen sich an und tödteten sich gegenseitig. Dies geschah am Ende der Stadt, Schollbronn zu, und es stehen deßhalb am dortigen Wege zwei niedere Steinkreuze, auf deren einem eine Hippe, auf dem andern ein Messer eingehauen ist.

110

Messe nachgeholt.

Eines Abends ward in die Stuttgarter Kirche zufällig ein Schulbube eingeschlossen, der während der Betstunde darin eingeschlafen war. Tief in der Nacht erwachte er: am Altare brannten die Lichter und an dessen Fuß stand ein Priester allein und begann die Messe. Nachdem er das Introibo gesprochen, schaute er auf beide Seiten, ob nicht ein Diener da sey, der ihm antworte, und als er keinen erblickte, machte er das Buch auf dem Altare zu und ging mit dem Kelch wieder in die Sakristei. Augenblicklich erloschen die Lichter von selbst, und den Knaben befiel eine solche Angst, daß er zur Thüre eilte, und als er sie verschlossen fand, um Hilfe rief. Dies hörte der vorübergehende Nachtwächter; er holte den Meßner und derselbe ließ den Buben aus der Kirche und führte ihn am Morgen zum Pfarrer. Nachdem dieser sich Alles hatte

*) Winzermesser.

erzählen lassen, unterrichtete er den Knaben im Meßdienen und sagte ihm hierauf, was er zu thun habe. Vor Mitternacht begaben sich dann Beide in die Kirche, wo nach einer Weile die Altarkerzen sich von selbst entzündeten und wieder der Priester aus der Sakristei kam und sich anschickte, Messe zu lesen. Ungesäumt trat nun der Bube hinzu und diente ihm; aber nach der Messe ging nicht er, sondern der Pfarrer mit in die Sakristei. Dort von letzterem befragt, warum er im Grabe keine Ruhe habe, antwortete der Priester: „Als ich starb, war ich noch eine Messe schuldig, und um sie nachholen zu können, habe ich viele, viele Jahre auf einen Diener gewartet. Jetzt ist sie abgehalten, und ich gehe zu Gott, bei dem ich Deiner und des Knaben nicht vergessen werde!“ Nach diesen Worten verschwand er.

111.
Burgstadel.

(Zu Nr. 186 des Hauptwerkes.)

Die Frau des Wattmüllers erblickte eines Tages auf dem Platze, wo das Schloß gestanden, einen offenen Keller, den sie vorher nie gesehen hatte. Sie stieg dessen Treppe hinab und bemerkte unten drei Kisten mit Geld. Eilends ging sie weg, um ihren Mann zu holen; aber als sie mit demselben zurückkam, war der Keller verschwunden.

Bei dem Burgstadel war einem Mann ein Schwein verlaufen. Mit einer Gerte, die er sich aus einer Haselstaude schnitt, suchte er es im Gebüsche, wobei er zufällig mit ihr die Bergwand berührte. Da öffnete sich diese und zeigte ein Gewölbe, worin das weiß gekleidete Fräulein und verschiedene Kisten waren. Auf einer der letztern

lag ein Hund mit einem Bund Schlüssel im Maule. Nachdem der Mann eingetreten, nahm das Fräulein die Schlüssel und machte damit die Kisten auf, welche voll Geld und Kostbarkeiten waren. „Nimm Dir davon, so viel Du willst," sprach sie zu ihm, „aber vergiß das Beste nicht!" Ohne Säumen warf er die Perle weg und packte von den Schätzen ein, so viel er forttragen konnte. Als er damit im Freien war, schaute er nach dem Berge, welche nun; aber da war der Berg wieder zu, und er erkannte nun, daß er das „Beste", nämlich die Haselgerte, zurückgelassen habe.

Der Tagesanbruch sah einmal den Knecht aus der Sägmühle das Fräulein an der Alb einen Kübel füllen und ihn auf den Berg tragen. Er erzählte es seinem Herrn, auf dessen Rath er am andern Morgen abermals an den Fluß ging und das Fräulein, welches wieder Wasser holte, fragte, was sie da mache. Sie erwiderte ihm, er möge ihren Kübel nehmen und ihr damit auf den Burgstadel folgen, was er auch ohne viel Bedenken that. Oben traten sie durch eine Höhle in das Schloß, worin viele Kisten und ein Faß standen, bei dem ein Hund auf einem Federbette lag. Nachdem das Fräulein den Kübel in das Faß ausgeleert hatte, sagte sie zu dem Knecht, er würde sie erlösen und alle die Schätze in den Kisten bekommen, wenn er den Frosch, worein sie sich verwandle, trotz des heftigen, aber unschädlichen Gebells des Hundes, dreimal mit der Hand um das Faß trüge. Beim ersten Gang um dieses bellte der Hund stark, beim zweiten noch stärker, beim dritten aber so fürchterlich, daß der Knecht den Frosch fallen ließ. Da war es um die Erlösung geschehen, und es erschien ein alter Mann und führte den Knecht zum Berge hinaus.

Als einſt ein Schäfer beim Weiden oberhalb der Kalbenflamm ein Stücklein blies, kam das Fräulein und ſagte ihm, er ſolle mit ihr gehen, ſeine Heerde werde unterdeſſen beſtens gehütet. Auf dieſes folgte er ihr und ward an einen Platz voll Schlüſſelblumen geführet, deren er eine abbrechen und auf den Burgſtadel mitnehmen mußte. Dort war eine Thüre ſichtbar, welche er auf ſeiner Führerin Geheiß mit der Blume wie mit einem Schlüſſel aufſchloß. Sie gingen hinein und kamen zu drei Kiſten, auf deren einer ein ſchwarzer Pudel lag. „Oeffne die Kiſten mit der Blume", ſprach das Fräulein zu ihrem Begleiter, „und nimm daraus, ſo viel Du willſt, aber vergiß das Beſte nicht!" Nachdem der Hund herabgeſprungen war, ſchloß der Schäfer mit der Blume die Kiſten auf und fand ſie mit Schafzähnen gefüllt. Ohne große Freude ſteckte er damit ſeine Taſchen voll und trat dann, die Blume zurücklaſſend, allein den Rückweg an. Kaum war er aus dem Berge, ſo rief ihm eine Stimme klagend nach: „Du haſt das Beſte vergeſſen!" Seine Heerde traf er ſchön beiſammen und vergaß über ihr die mitgenommenen Schafzähne. Erſt am nächſten Morgen dachte er wieder an dieſelben, aber ſtatt ihrer fand er in ſeinen Taſchen lauter Goldſtücke. Sogleich eilte er auf den Burgſtadel; allein er ſah die Thüre nicht mehr und merkte nun, daß unter dem „Beſten" die Schlüſſelblume verſtanden war, mit der er immer wieder in den Berg und zu dem Golde hätte gelangen können.

112.

Spielleute beim Hexentanz.

Drei Spielleute kamen Nachts beim Heimgehen von einer Kirchweihe zu einem hell erleuchteten Waldſchloß,

woraus luſtiger Tanz erſcholl. Um noch etwas zu verdienen, gingen ſie hinein und in einen Saal des obern Stockes, worin eine Menge Weiber zu einer Geigflöte tanzten. Dieſe blies Einer, welcher auf dem Tiſche ſtand; die Spielleute ſtellten ſich zu ihm hinauf und geigten wacker mit. Während deſſen nahm der Baßſtreicher einen goldenen und einen ſilbernen Becher vom Tiſche und ſteckte ſie in die Taſche. Als ſie im beſten Fiedeln waren, ſchlug es zwölf und im Nu verſchwand Alles, und die Drei waren allein im Dunkeln. Wie ſie merkten, ſaßen ſie auf einem Baume; einer von ihnen ſprang hinab und brach das Genick. Auf dieſes blieben die zwei Andern eben, bis es Tag wurde, wo ſie ſich auf einer hohen Tanne ſitzen ſahen, von welcher ſie nur mit Mühe hinab kamen. Als der Baßgeiger nach ſeinen eingeſteckten Bechern ſchaute, waren es eitel Kühklauen.

113.

Der Jungfernſprung bei Dahn.

(Abweichung von Nr. 198 des Hauptwerkes.)

Auf einer waldigen Höhe bei Dahn ward einſt ein unſchuldiges Mädchen, welches einſam Kräuter ſammelte, von einem geilen Jäger angefallen. Sie entſprang ihm und floh, von ihm verfolgt, bis vor auf die ſteile Felſenwand, die die Höhe gegen das Thal bildet. Da ſie keinen andern Ausweg hatte, that ſie in Gottes Namen den Sprung in die Tiefe, wobei ſie ſich nur den kleinen Finger *) verſtauchte. Auf dem Platze, wohin ſie geſprun-

*) Statt des kleinen Fingers nennen Manche hier und in Nr. 198 des Hauptwerkes die kleine Zehe, und Andere den kleinen Finger und die kleine Zehe.

gen, ſprudelte gleich eine klare Quelle hervor. Die Felſenwand erhielt von der Begebenheit den Namen Jungfernſprung, und es ward ein hölzernes Kreuz darauf geſetzt.

114.

Schatz gehoben.

Auf dem Wingertsberge bei Annweiler brannte früher ein nächtliches blaues Licht, das bald größer, bald kleiner wurde. Einmal kam ein Mann aus dem Orte, welcher ſpät in der Nacht nach Hauſe fuhr, in die Nähe des Lichtes; da ging er ſchweigend hin, deckte ſeinen Mantel darauf und ſetzte dann ſeinen Heimweg fort. Am nächſten Morgen um fünf Uhr war er wieder auf dem Berge, und als er ſeinen Mantel aufhob, lag ein Schatz Geld darunter, den er unangefochten ſich zueignete. Seit dieſer Zeit wird das Licht nicht mehr geſehen.

115.

Die Schlorpengaſſe.

Noch im vorigen Jahrhundert trieben ſich zwiſchen Baſel und Frankfurt vierzigtauſend Betteljuden, Männer, Weiber und Kinder, heimathlos umher. Bei Karlsruhe hatten ſie in dem Wald ſüdlich von der Stadt ihren Lagerplatz, wo ſie häufig aus dort blühendem Holler und zuſammen gebettelтem Mehl und Schmalz ſich Hollerküchlein bereiteten. Endlich wurde ihnen von der Karlsruher Judenſchaft ein Haus in der Rüppurrerthorſtraße zur Herberge hergerichtet und nun ſchlorpten (ſchlarften) ſie bei Tag und Nacht hinein und heraus. Davon erhielt die Straße auch den Namen Schlorpengaſſe, wel-

chen ſie aber jetzt, wo die Herberge nicht mehr beſteht, beinahe wieder verloren hat.

116.

Laß die Todten ruhen.

Eine reiche Wittwe in Karlsruhe hatte eine einzige Tochter, die ſie, weil dieſelbe eben ſo ſchön, als verſtändig war, über die Maßen liebte. In der Blüthe der Jahre ſtarb das Mädchen, und die Mutter war darüber ganz untroſtlich. Täglich brachte ſie mehrere Stunden auf dem Kirchhofe zu und weinte und klagte an der Gruft ihres Kindes. Als ſie einſt in der Grube wieder dort ſaß und jammerte, rief ihr die Stimme ihrer Tochter aus der Gruft zu: „Mutter, laß mich doch ruhen!“ Da verließ die Frau erſchüttert den Friedhof und ſuchte, zur Beruhigung der Verſtorbenen, über ihren Schmerz Meiſter zu werden.

117.

Todesverzeichen.

Im Herbſte 1851 verkündete zu Karlsruhe eine durchziehende Zigeunerin, im nächſten Frühjahr entſtehe im Lande große Trauer. Ein Stadtwächter wollte ſie deßhalb verhaften, ſie ſagte ihm aber, ſo gewiß gehe ihre Verkündigung in Erfüllung, als er neun Kreuzer bei ſich habe, und da er nachſah, hatte er gerade ſo viel in ſeinem Beutel. Den Winter darauf erkrankte der Großherzog Leopold im Karlsruher Schloſſe, wo alsbald die weiße Frau ſich dreimal ſehen ließ. Einige Zeit nachher fingen die Glocken der Stadtkirche mitten in der Nacht von ſelbſt an zu läuten, und als der Großherzog es erfuhr, ſprach er: „Das war mein Grabgeläute!“

Wirklich ſtarb er auch am 24. April 1852 zum Leidweſen des ganzen Landes, und wurde dann in der fürſtlichen Gruft unter der Stadtkirche beigeſetzt.

118.

Schuhwechſel.

Einem Manne aus Au, der Nachts von Durlach heimging, ſetzte ſich bei der Ruhebank der geſpenſtige Kapuziner, welcher dort umgeht, auf den Rücken und ließ ſich bis in deſſen Haus tragen. Als der Mann, unter der Laſt keuchend, die Stiege hinaufkam, rief ihm ſeine Frau zu, er ſolle ſeine Schuhe gegen einander wechſeln. Er that es, und ſogleich fiel ihm der Kapuziner vom Rücken und polterte gleich einem rollenden Faſſe die Treppe hinunter.

119.

Todesvorzeichen.

Am Abend vor Allerheiligen 1831 waren ein Glaſer und ein anderer Bürger aus Durlach mit einer Fuhr Wein, den ſie in der Bruchſaler Gegend gekauft, auf dem Weg nach ihrem Orte. Der Mond ſchien hell, und die zwei Männer gingen weit hinter dem Fuhrwerk her. Als ſie zwiſchen 8 und 9 Uhr in die Nähe von Untergrombach kamen, ſahen ſie über dem Straßengraben einen Reiter, der im Schritte neben ihnen herritt und, wie ſein Pferd, einen Federbuſch auf dem Kopfe hatte. In der Meinung, es ſey Einer, der ſie foppen wolle, ſprang der Glaſer hin und verſetzte ihm einen Stockſtreich; allein er traf einen Erlenbaum, und Reiter und Roß waren verſchwunden. Nicht ohne Grauen begaben ſich die Männer zu ihrem Weinwagen, und bald bemerkten ſie und

der Fuhrmann, wieder jenſeits am Graben, eine einſpännige Kutſche, worin ein Gewarniſchter mit Helmfedern ſaß, und deren Pferd, gleich einem Leichenroß, einen Federbuſch trug, und von einem daneben gehenden Mann geführt wurde. Statt dieſer Kutſche zeigte ſich ſpäter eine zweiſpännige; der Gewarniſchte ſaß auch darin, und die Pferde hatten ebenfalls Federbüſche und Führer. Bis an die Steige oberhalb Weingarten's begleitete die Kutſche die Weinfuhr; dort aber war ſie plötzlich weg und ließ auch nachher ſich nicht mehr ſehen. Zwei Tage darauf wurde der Glaſer krank. Er ſagte gleich, daß die Erſcheinungen ſeinen bevorſtehenden Tod bedeutet hätten, und wirklich erfolgte derſelbe auch nach weitern neun zehn Tagen.

120.

Der Thurnberg bei Durlach.

(Zu Nr. 215 des Hauptwerkes.)

Eines Tages kam auf dieſem Berge zu zwei Mannern eine weiß gekleidete Frau und gab jedem ſtillſchweigend einen Blumenſtrauß. Sie dankten ihr, und als ſie darauf anfing zu weinen, fragten ſie um die Urſache. „Hattet ihr mir nicht gedankt", antwortete ſie, „dann wäre ich jetzt erlöst, ſo aber bin ich es nicht!" Nach dieſen Worten verſchwand ſie.

Ein reiſender Handwerksburſch, welchen ſein Weg über den Berg führte, legte ſich daſelbſt ermüdet nieder und ſchlief ein. Durch ein Streichen über ſein Geſicht ward er geweckt, und vor ihm ſtand die weiße Jungfrau und fragte ihn, ob er arm ſey. Nachdem er es bejaht hatte, hielt ſie ihm ihr Gebund Schlüſſel hin, mit den Worten: „Wähle einen der Schlüſſel, und wenn Du

den rechten errathst, so ist Dir und mir geholfen!" Auf seine Bitte, ihm den rechten zu zeigen, erwiderte sie, daß sie selbst denselben nicht kenne. Er suchte nun einen Schlüssel aus, allein als sie ihn aus dem Gebund ziehen wollte, wählte er einen andern, darauf nahm sie diesen heraus und steckte ihn in das Schlüsselloch einer Thüre, die daselbst in den Berg führte, aber erst jetzt sichtbar wurde. Trotz aller Anstrengung konnte die Jungfrau die Thüre nicht aufschließen, worauf sie traurig sagte: „So ist der rechte Schlüssel nicht!" und im Nu, nebst der Thüre, verschwunden war.

Der Burgbrunnen steht mit einem wasserreichen See in unterirdischer Verbindung, daher er immer gleich stark fließet. Bei ihm ging vormals ein Gang in den Berg, welcher mit einer eisernen Thüre verschlossen war. Auf derselben sah, Nachmittags um halb 4 Uhr, ein dort arbeitender Mann einen Vogel sitzen, der sich gutwillig von ihm fangen ließ. Er that ihn in sein Sacktuch, legte es nebenhin in's Gras und seine Jacke darauf. Nach einer halben Stunde sah er wieder nach dem Vogel; aber da war derselbe weg, obgleich Jacke und Sacktuch unverrückt gewesen. Nun erkannte der Mann, daß er es mit keinem wirklichen Vogel zu thun gehabt habe.

Drei andern Männern kam kurz vor dem Abendgelaute, als sie die Bergtreppchen hinunter gingen, ein Unbekannter mit einem Stock entgegen, welcher ihren Gruß nicht erwiderte und, da sie ihn genauer betrachteten, Geisfüße hatte.

Im Advent hat man schon, um Mitternacht, eine Geisterprozession vom Berg herunter in die katholische Kirche im Durlacher Schlosse gehen sehen.

Auf dem Heimweg von Söllingen hörte ein Durlacher

Metzger, bei einbrechender Nacht, auf dem Thurmberg Kegel ſchieben. Weil er dieſes Spiel ſehr liebte, band er das Kalb, welches er mitführte, an einen Baum und begab ſich auf den Berg. Daſelbſt kegelten mehrere unbekannte Manner, allein ſie hatten Niemand zum Aufſetzen. Unaufgefordert übernahm dies der Metzger; aber nach einiger Zeit ward ihm, bei dem öden Schweigen der Manner, ſo unheimlich, daß er davon lief. Da wurde ihm eine der Kugeln nachgeworfen, die hart an ihm vorbei rollte und am Berge liegen blieb. Ohne ſie aufzuheben, eilte er zu dem Kalb und brachte es nach Hauſe. Bald jedoch wurmte es ihn, daß er die Kugel nicht mitgenommen habe, welche, als er ſie in aller Frühe aufſuchte, noch am namlichen Platze lag. Mit Freude entdeckte er, daß ſie von Silber ſey, und kaufte ſich damit ein Stück Feld, das die Silbergrube benannt wurde.

Eines Abends ſahen Buben bei dem Wachterhauschen eine Menge gelber Blechlein aufgehauft liegen. Einer von ihnen ſteckte ein Dutzend derſelben ein, und als er ſie daheim herauszog, waren es goldene Eilfguldenſtucke geworden.

121.

Schatz ausgeliefert.

In einem Hauſe beim Pferzheimer Roßthor war eines Abends die Frau allein in der Stube. Da rief ihr die Stimme eines Unſichtbaren herein: ſie ſolle in den Keller gehen, den Hafen mit Eiern, der dort auf einem gewiſſen Platze ſtehe, holen und den Schatz auch die Armen genießen laſſen. Sogleich begab ſich die Frau in den Keller, fand an der bezeichneten Stelle den Hafen mit Eiern und nahm ihn mit ſich. Am nachſten Mor-

gen waren die Eier zu Gold geworden, wovon die Frau und ihr Mann den Armen reichlich mittheilten.

122.

Der Feuerſchläger.

Im Walde bei Eiſingen geht Nachts und Mittags ein rieſenhafter ſchwarzer Mann um, der mit einem Feuerzeug Funken, ſo groß wie Sterne, ſchlagt und der Feuerſchläger genannt wird. Haufig ſteht er bei einer gewiſſen Eiche am Saume des Waldes; haufig auch führt er die Leute irre. Unter der Eiche ſahen Nachts ein vorübergehender Schornſteinfeger und ſein Geſell einen Haufen glühender Kohlen liegen. Trotz der Abmahnung ſeines Meiſters ging der Geſell hin und wollte von den Kohlen nehmen; aber da bekam er von unſichtbarer Hand eine ſolche Ohrfeige, daß er eilig ſich zurück begab.

123.

Königsbach.

Dieſes Dorf hat ſeinen Namen daher, daß auf dem dortigen Berg ein König wohnte, und an ſeine Fuße ein Bach entſpringt. Der König trieb arge Wegelagerei, und um darüber zu täuſchen, wo er und ſeine Mannen ſeien, legten ſie ihren Roſſen die Hufeiſen verkehrt auf. Weil ſeine Burg das einzige ſteinerne Haus im Orte war, wurde der Berg, worauf ſie ſtand, der Steinhausberg genannt. Uebrigens war Königsbach damals ſo groß, daß es ſiebenhundert Bürger zahlte. Im Schwedenkrieg kamen dieſelben auf ſieben herunter, welche, als der Friede verkündet ward, im Adlerwirthshaus zuſammen kamen und mit einer Geige aufſpielten. Um ihr Feld wieder einzuſaen, mußten ſie den Samen weit herkommen laſſen; denn

ſieben Jahre lang hatten die Schweden alle Frucht im ganzen Land abgeſchnitten.

Aus der Burg, von welcher jetzt wenig mehr übrig iſt, führte ein unterirdiſcher Gang zu dem Schloſſe in den Brachenthaler Wieſen. Als einſt Mittags an der Stelle, wo daſſelbe geſtanden hatte, ein Bauer zackerte, brach ſein Pferd mit einem Fuße in den Boden. Beim Herauszieben hing eine lange Goldkette daran, die aber, als der Bauer das Pferd fluchend antrieb, augenblicklich verſank.

Auf der Burg liegt, bei einem Nußbaum, ein großer Schatz in einem tiefen Brunnen, der mit einer ſteinernen Platte zugedeckt iſt. Dahin wandeln öfters aus der Dreikirche zwei geſpenſtige Fräulein in weißen Schleiern und Gewandern mit Schlüſſelbunden, und verſchwinden auf der Steinplatte. Auch die Geiſter von Kapuzinern und ein nächtliches Licht laſſen ſich im Burgraume ſehen.

In ein dortiges Gewölbe ſchaute eines Sonntag Mittags ein Mann durch ein Mauerloch und gewahrte eine Kiſte, auf welcher ein Hund mit feurigen Augen lag. Als er den Kopf zurückziehen wollte, war derſelbe ſo geſchwollen, daß, um ihn herauszubringen, das Loch erweitert werden mußte. Nachher wurde das Gewölbe durchſucht, aber weder Kiſte, noch Hund gefunden.

Durch einen zickzackigen Gang kam einmal ein Lehrjunge in den Burgkeller; er entfloh jedoch, als er darin einige Hunde auf Truhen ſitzen ſah. In dem Keller poltert es zuweilen, wie wenn Küfer an Fäſſer klopfen.

Ein anderer Bube erblickte auf dem Berg einen Hafen voll gelber Schneckenbauchen. Er ſteckte eines davon ein und fand es ſpäter in einen goldenen Knopf von der Größe einer Doppelkarlin verwandelt.

Ebenda zeigte ſich, Mittags um 12 Uhr, einem dritten Knaben ein Hafen mit Goldkäfern. Sogleich lief er damit nach Hauſe, und ſiehe, die Käfer waren zu Goldmünzen geworden.

Die Magd eines Hauſes, das unten am Berge liegt, war Morgens auf ihn gegangen, um Futter zu holen, aber über dem Geſchäft ermüdet eingeſchlafen. Als ſie erwachte, ſchlug es 11 Uhr, und plötzlich ſah ſie vor ſich einen Haufen alten Geldes liegen. Stillſchweigend wollte ſie ihn in ihre Schürze thun, da rief ihr ihre Frau aus dem Fenſter, ſie möge doch endlich heimkommen, und alsbald verſank das Geld in den Boden.

Im Burgraum hängt an manchen Mittagen ſeine weiße Wäſche, von der man nicht weiß, wo ſie herkommt; und in der Chriſtnacht hat einmal, von halb 11 bis 12 Uhr, der ganze Berg in ſpukhaftem Feuer geſtanden.

124.

Nachgelobte Wallfahrt.

Ein Mann in Weingarten hatte gelobt: von da ein hölzernes Kreuz von dreiunddreißig Pfund über den Engelsberg nach Walldürn zu tragen; dabei auf jeder der vielen Staffeln des Engelsbergs ein „Vaterunſer" und „Gegrüßet ſey'ſt du Maria" zu beten, und in Walldürn ein Amt halten zu laſſen; er war aber geſtorben, ohne dieſes Gelübde erfüllt zu haben. Gleich nach ſeinem Tode erſchien er ſeiner ledigen, armen Tochter und bat ſie, das, was er gelobt, für ihn zu thun, wobei ihre vier Geſchwiſter ihr behilflich ſeyn würden. Gerne auch ließen dieſelben das Kreuz machen und begleiteten ihre Schweſter auf der Wallfahrt. Als ſie den Engelsberg zu beſteigen begannen, ſtürzte ein unſichtbarer Teufel das Mad-

chen mehrmals nieder, worauf ihre Geſchwiſter ſie nebſt dem Kreuze von Staffel zu Staffel hinaufſtrugen. In Walldürn angekommen, opferte ſie das Kreuz in die Kirche und ließ nachher das Amt halten. Unter dieſem erſchien ihr ihr Vater in glänzend weißer Geſtalt und dankte für ſeine Erlöſung. Alsdann legte er ſeine Hand auf die ihre, welche ſie mit einem Tuch bedeckt hatte, und verſchwand. Wo ſeine Hand gelegen, war deren Abdruck ſchwarz in das Tuch gebrannt.

125.

Geiſt zu Weingarten.

Auf dem Thurmberg in Weingarten geht am Oſterſonntag, Mittags zwiſchen elf und zwölf, ein Mann in ſeinem ehemaligen Wingert um und lieſ't Rebſchnitzel auf, weil er es bei ſeinen Lebzeiten einmal ebenſo gemacht hat. Einſt bat ihn ein Bube, der ihn nicht kannte, über die Entheiligung des Feiertags, und da warf der Geiſt eine Hand voll Rebſchnitzel gegen ihn, welche lauter Feuer waren.

126.

Marienburg.

Auf einem Berge bei Obergrombach liegt das Schloß Marienburg. Als in der Gegend die verheerende Braunkrankheit herrſchte, wurde, wenn Jemand ſtarb, auf dem hohen Schloßthurm eine kleine Glocke geläutet, die deßhalb das **Braunglöcklein** hieß.

Von der Burg haben unterirdiſche Gänge nach Obergrombach, in das Frauenkloſter bei Helmsheim und in das Schloß in den **Steinhaufen** geführt; ſie ſind aber jetzt, wie die Burg ſelbſt, größtentheils verfallen. In dieſer hat man ſchon Mittags zwiſchen elf und zwölf,

Geister kegeln hören, und Nachts zeigt sich daselbst ein sternförmiges Licht und eine schneeweiße Frau, welche nur auf der großen Zehe einen schwarzen Flecken hat.

Ebenda und im benachbarten Burgwingert geht ein ehemaliger Aufseher der Schloßkelter um, welcher sich an derselben erhangt hat. Er wird der Kelterhännele genannt und pflegt manchmal nach den Vorübergehenden mit Erdschollen zu werfen.

Einst ließ sich ein Bursch in das tiefe Gewölbe an einem Seil hinab. Darin sah er große Fässer herumliegen und einen Mann regungslos an einem Tische sitzen. Nachdem er ihn vergebens angeredet hatte, berührte er ihn, und da fiel derselbe als Staub auseinander. Ebenso fielen die Fässer, als sie angefaßt wurden, in Stücke. Der Wein war darin, durch die Länge der Zeit, ganz eingetrocknet.

Ein anderes Mal gruben Nachts drei Männer stillschweigend nach der Kiste voll Geld, die unter dem großen Thurme verborgen liegt. Endlich stießen sie auf dieselbe, und da sprach einer von ihnen: „Jetzt sind wir darauf!" Bei diesen Worten versank die Kiste dröhnend in die Tiefe, und die Männer hatten das leere Nachsehen.

127.

Reden bringt um den Schatz.

In den sogenannten Steinhaufen bei Obergrombach hat vor Zeiten ein Schloß gestanden, und es liegt dort eine Kiste voll Geld im Boden. Nach derselben grub in einer Nacht ein Mann, und schon erblickte er ihren Deckel, als ein Pudel herbeikam und sich anschickte, darauf zu kacken. „Gehst du fort!" rief der Mann ihm

zu, und augenblicklich waren Kiſte und Pudel verſchwunden.

128.

Wie Bruchſal um den Eichelberg kam.

Von ihrem Kurfürſtbiſchofe hatte die Stadt Bruchſal einen namhaften Geldbetrag entlehnt, und ihm dafür den ſchön bewaldeten Eichelberg verſetzt. Dabei war bedungen worden, daß, wenn die Rückzahlung nicht zu einer beſtimmten Zeit an den Kurfürſten ſelbſt geſchähe, das Pfand ihm anheimfalle. Als die Friſt ſich ihrem Ende nahte, verreiste der Biſchof, und kehrte erſt nach ihrem Ablaufe zurück. Er erklärte nun den Eichelberg für ſein Eigenthum, aber die Bruchſaler, welche am letzten Tage der Friſt ihre Schuld hatten abtragen wollen, erhoben dagegen beim Kaiſer eine Klage. Von demſelben erhielten ſie ein günſtiges Urtheil, das mit goldenen Buchſtaben geſchrieben war. Trotz deſſen wollte der Kurfürſt den Eichelberg behalten, und zu dieſer Abſicht lud er die zwölf Rathsherren von Bruchſal zu ſich auf das Obergrembacher Schloß. Nachdem er ſie köſtlich bewirthet hatte, bemühte er ſie mit Bitten und Drohungen, eine Urkunde zu unterſchreiben, die ihm den erwähnten Berg überlaſſe; allein ſtandhaft verweigerten es alle. Auf dieſes ließ er ſie in den Burghof führen und, in ſeiner Gegenwart, ihrer elf, einen nach dem andern, durch den Scharfrichter enthaupten. Hierbei floß das Blut, wie ein Bach, den Schloßberg hinunter. Als die Reihe an den zwölften Rathsherrn kam, fragte der Biſchof den Scharfrichter, wie ihm das Kopfabſchlagen gefalle. „Wenns Krautköpfe oder Weibsſtumpfe wären, die wieder ausſchlagen, gefiele es mir ſchon; ſo aber gefällt es mir nicht!“ gab

derſelbe zur Antwort. Hierdurch ward der Fürſt bewogen, den Rathsherrn zu begnadigen; er ließ ihm aber das kaiſerliche Urtheil abnehmen, welches derſelbe bei ſich auf der Bruſt trug. Nachdem der Rathsherr nach Bruchſal zurückgekommen war, verkündete er das Geſchehene und regte dadurch Alles zur Rache auf. Es wurde verabredet, daß, wenn der Biſchof bei ſeiner nächſten Durchreiſe auf die Salzbrücke komme, mit der Glocke des dortigen Kirchleins die bewaffnete Burgerſchaft zuſammen gerufen werde, um ſich ſeiner zu bemächtigen. Dies hinterbrachte ein Verräther dem Fürſten, der darauf, in der Nacht vor ſeiner Durchreiſe, den Schwengel der Glocke heimlich herausnehmen und dafür einen Fuchsſchwanz hineinhangen ließ. Als er dann über die Brücke fuhr, wollte man eilig in dem Kirchlein lauten; aber die Glocke mit dem Fuchsſchwanz tönte nicht, und ſo kam der Biſchof unangefochten durch die Stadt. Den Eichelberg hat dieſe, bis auf den heutigen Tag, nicht zurück bekommen.*)

129.

Muttergottesröslein.

Die heilige Jungfrau pflegte die Windeln des Jeſuskindes an Sträuchen wilder Roſen zum Trocknen aufzuhängen. Davon erhielten dieſe Stauden und alle von ihnen abſtammende einen lieblichen Geruch, und ihre Blumen den Namen Muttergottesröslein.

130.

Hexenkuchen.

Am Tage der Gochsheimer Kirchweihe rief einmal

*) Keiner der Bruchſaler Fürſtbiſchöfe hat den Eichelberg auf ſolche Weiſe an ſich gebracht.

eine dortige Frau, die allgemein für eine Hexe galt, ein kleines Mädchen zu ſich und ſchenkte ihm ein Stück ſchönen, weißen Kuchens. Ohne davon zu eſſen, nahm das Kind den Kuchen mit nach Hauſe, wo ſeine Mutter, als ſie erfahren, woher er komme, ihn gleich in die Kuchenkammer verſchloß. Am andern Morgen fand ſie, ſtatt jenes, ein Stück groben Schwarzbrods, worin eine Menge Menſchenhaare eingebacken war.

131.

Tochter dem Teufel verſchrieben.

Betrübt über den Verfall ſeines Vermögens ging ein Müller in den Wald, wo er einem fremden Mann begegnete. Derſelbe fragte ihn um die Urſache ſeiner Traurigkeit, und als er ſie erfahren hatte, verſprach er dem Müller eine Menge Geld, wenn dieſer ihm dasjenige verſchreibe, was jetzt hinter der Mühle ſey. In der Meinung, dieß ſey der Staub, welcher beim Mahlen dahin zu fliegen pflegte, ging der Müller den Vertrag ein und unterſchrieb ihn mit ſeinem Blute. Er erhielt hierauf das Geld, brachte es heim und erzählte ſeiner Frau, wie er dazu gekommen. Da erfuhr er von ihr, daß er ſeine Tochter dem Teufel verſchrieben habe, die damals hinter der Mühle die Körner aus dem Staub geleſen, um daraus das Eſſen zu bereiten. Sie waren nun ſehr betrübt, beſchloſſen aber, ihrer Tochter nichts zu ſagen. In der Nacht kam der Böſe zur Mühle und klopfte an die Thüre; die Tochter öffnete, weil ſie aber, als ein frommes Mädchen, beim Schlafengehen ſich in den drei heiligen Namen mit Weihwaſſer beſprengt hatte, konnte der Teufel ſie nicht mit fortnehmen, ſondern ſtieß ſie zurück. Ebenſo ging es in der folgenden Nacht, worauf der Müller, auf

Befehl des Böſen, das Weihwaſſer hinwegſchaffen mußte. In Ermangelung deſſen ſegnete ſich das Mädchen am dritten Abend mit dem am Fenſter angelaufenen Waſſer und bewirkte dadurch, daß der Teufel, als er in der Nacht kam, ihr wieder nichts anhaben konnte. Am nächſten Morgen erzählte ſie ihren Eltern, was ihr in den drei Nächten begegnet, worauf dieſelben ihr Alles offenbarten. Da legte ſie ihre Hand auf einen Klotz und hieb ſie ſich mit dem Beile ab, nachher ließ ſie die andere Hand ſich auch abſchlagen und überließ beide dem Teufel, worauf dieſelben ſogleich verſchwanden. Alsdann ging ſie auf und davon, betete fleißig und bekreuzte ſich dabei mit ihren Armen. Sie kam in einen ſchönen Garten bei einem fürſtlichen Schloſſe, in welchem ſie zur Stillung ihres Hungers einige Aepfel mit dem Munde aufhob und verzehrte. Weil ihre Wunden noch bluteten, entdeckte der Fürſt ihre Spur, und nachdem er derſelben an zwei Tagen vergebens nachgegangen war, fand er am dritten in der Frühe mittelſt ſeines Hundes das Mädchen in einem Buſche, wo ſie ruhig ſchlief. Sie gefiel ihm ſo wohl, daß er ſie heirathete, wodurch ſie aber nicht hoffärtig ward, ſondern ſtets demüthig und fromm blieb. Nach einiger Zeit mußte er in den Krieg: während ſeiner Abweſenheit gebar ſie ihm Zwillingsknaben und ließ es ihm ſchreiben. Der Bote, welcher den Brief überbringen ſollte, ſchlief unterwegs an einem Waldbrunnen ein, da kam der Böſe und vertauſchte den Brief mit einem andern, worin unter dem Namen der Hofherren die abſcheulichſten Dinge über die Fürſtin gemeldet wurden. Der Fürſt ſchrieb zurück, man ſolle, bis er heimkomme, ſeine Frau mit der ſeitherigen Ehrerbietung behandeln; aber als der Bote auf dem Rückweg abermals an dem Brunnen ein

geſchlafen war, nahm ihm der Teufel wieder das Schreiben und ſteckte ihm ein anderes zu, worin den Hofherren befohlen wurde, die Fürſtin mit ihren Kindern unverzüglich auszutreiben. Dieſes ward vollzogen und ihr dabei das eine Kind auf die Bruſt, das andere auf den Rüken gebunden. Vor Durſt ſchmachtend, kam ſie zu dem Brunnen, konnte aber wegen ihrer an ſie gebundenen Kinder ſich nicht niederbüken, um zu trinken. Da rief ſie Gott um Hilfe an und alsbald trat ein Mann zu ihr, band ihr die Kinder los und hieß ſie ihre Arme auf den Klotz legen, der plözlich mit ihren abgehauenen Händen vor ihr ſtand. Sie that es und der Mann heilte ihr die Hände ſo gut an, daß ſie dieſelben gleich gebrauchen konnte. Nachdem ſie in eine Wildniß gekommen, worin kein Obdach zu finden war, betete ſie um ein ſolches, und ſiehe! auf einmal ſtand ein Hüttlein mit Geräth und Lebensmitteln da. Dankbar bezog ſie es mit ihren Kindern und führte ein frommes Einſiedlerleben. So oft ihr die Nahrungsmittel ausgingen, erhielt ſie auf ihr Gebet ſtets neue. Als ſo Jahre verfloſſen waren, kam eines Abends zu dem Hüttlein ein Mann und bat um Nachtlager. Da ſie nur ein Bett hatte, mußte ſie ihn auf der Bank ſchlafen laſſen. In der Nacht hörte er, wie die Kinder zu einander ſagten: wenn ſie nur ihren Vater ſehen würden: er befragte darüber am Morgen die Frau und erfuhr von ihr, wie ſie verſtoßen worden ſey. „Wenn ihr keine Hände hättet, würde ich euch für meine unſchuldig verbannte Frau halten, die ich ſeit meiner Rükkunft aus dem Kriege ſchon jahrelang ſuche," erwiderte er, und darauf erzählte ſie ihm, wie ſie ihre Hände wieder erhalten habe, und zeigte, daß ſie angeheilt ſeyen. Da erkannten ſie einander zu ihrer und ihrer Kinder großen Freude.

Der Fürſt beſchloß, ihr Einſiedlerleben zu theilen; auf das Gebet ſeiner Frau ſtand ſtatt der kleinen Hütte eine größere mit mehr Geräth und Nahrungsvorrath da, in welcher ſie Gott dienten bis zu ihrem ſeligen Ende.

132.

Geſpenſtige Rathsverſammlung.

In einer Spinnſtube zu Oppingen wurde ſpät in der Nacht die Frage aufgeworfen: wer wohl den Muth habe, jetzt in das alte, verrufene Rathhaus zu gehen. Ein Mädchen erbot ſich dazu und nahm eine Ruthe und eine ſchwarze Katze mit. Als ſie in den Rathsſaal kam, ſaßen darin zwölf geſpenſtige Rathsherren um den Tiſch, welche zu ihr ſprachen: Hätteſt du die Ruthe und die ſchwarze Katze nicht bei dir, ſo wollten wir dir etwas Anderes ſagen!" Voll Schrecken entfloh das Mädchen und ſtarb noch in derſelben Nacht.

133.

Meerweiblein.

Eine Viertelſtunde von Waldangelloch entſpringt eine friſche Quelle, die von dem Holderbuſch, der früher bei ihr ſtand, Holderbrunnen heißt. In deren Umgebung pflegte eine arme, alte Frau das Futter für ihre Kuh zu ſuchen, mit dem ſie eines Abends erſt um 9 Uhr, als es ſchon lange Nacht war, nach Hauſe kam. Hierwegen befragt, erwiderte ſie nur, ſie ſey bei guten Freundinnen geweſen, welche ſie erſt heute habe kennen lernen. Eine ähnliche Antwort gab ſie auch an den folgenden Tagen, wo ſie ebenfalls erſt zur erwähnten Stunde heimkehrte. Endlich ſchlichen ihr einige Leute nach, ſahen ſie mit zwei fremden, ſchönen Mädchen bei dem Holderbuſche ſtehen

und letztere, als sie sich näherten, in dem Brunnen verschwinden. Auf dieses ward die Frau noch mehr mit Fragen über die Mädchen bestürmt und gebeten, dieselben in ihr Haus mitzubringen, worauf sie erwiderte: „Meine Freundinnen leben unter der Erde, und ich werde, wie sie wünschen, bald mit ihnen hinabgehen, in mein Haus kommen sie schwerlich, jedoch will ich versuchen, sie dazu zu bereden.“ Dieses gelang ihr: am bestimmten Abend kamen die beiden Mädchen, ohne daß sie von der Frau abgeholt wurden, oder im Orte sich nach deren Hause erkundigten, zu ihr in die Spinnstube. Jede brachte ein brennendes Laternchen, eine Kunkel und Hanf mit; sie waren gekleidet wie die Dorfmädchen, hatten aber Mützel und weiße Schürzen an. Während des Spinnens scherzten und lachten sie mit den anwesenden Mädchen und Burschen, erzählten, daß es bei ihnen wie auf der Erde sey, und nahmen nichts als Obst und Brod an. Schlag neun Uhr zündeten sie ihre Laternen an und gingen, trotz alles Bittens, länger da zu bleiben, mit dem Versprechen fort, am nächsten Abend wieder zu kommen. Dasselbe erfüllten sie und fanden fernan dreiundzwanzig Tage lang jeden Abend, wenn es dunkel war, sich ein. Ihr Betragen blieb stets das gleiche: nur knüpfte die eine mit einem der Burschen eine Liebschaft an. Ihm allein erlaubten sie, beim Heimgehen sie halbwegs zu begleiten: die zum Brunnen hätte er nur dann mitgedurft, wenn er Willens gewesen wäre, sich auch hinein zu begeben. Letzteres zu thun, konnte er erst auf vieles Zureden seiner Geliebten sich entschließen. Als sie an die Quelle kamen, wollten die Mädchen, daß zuerst die eine, dann er und nachher die andere sich hinunter ließe, er aber begehrte, der Letzte zu seyn. Auf dieses schnallte ihm seine Geliebte

ihren Gürtel um, indem ſie ihm verſicherte, daß er durch ihn vor dem Naßwerden geſchützt ſey, dann ſtieg ſie und nachher ihre Gefährtin in den Brunnen hinab; aber der Burſch wagte nicht, ihnen zu folgen, ſondern blieb an der Quelle ſtehen. Auf einmal ward deren Waſſer blutroth, worauf er eilig den Gürtel hineinwarf, weil er dachte, daß derſelbe nicht hätte zurückbleiben ſollen. Die Mädchen, welches Meerweiblein waren, ſind nachher niemals wieder geſehen worden.

134.

Zauberarbeit.

Ein Schuſter zu Waldangelloch hatte gewettet, er allein werde vom Morgen bis zum Abend ein Paar Stiefel und ein Paar Schuhe machen. Auf ſein Verlangen ſchloſſen ihn ſeine Gegner in ſeine Werkſtätte ein, in die ſie nach einigen Stunden durch das Schlüſſelloch ſchauten. Da ſahen ſie den Schuhmacher müßig ſitzen, vier unbekannte Männer aber emſig arbeiten. Schnell drangen ſie hinein, fanden aber ſtatt dieſer Männer nichts, als vier Mücken unter vier Fingerhüten. Sie ließen darauf den Schuſter wieder allein, und am Abend hatte er die Stiefel und Schuhe fertig und damit die Wette gewonnen.

135.

Raubmörder geht um.

Als einſt eine Kriegsſchaar Neufranken in Waldangelloch übernachtete, kam einer derſelben, welcher viel geplündertes Geld bei ſich hatte, in das Haus eines habſüchtigen Mannes zu liegen. Dieſer bemerkte das Geld, bettete den Soldaten auf den Speicher und brachte ihn

mit deſſen eigenem Säbel im Schlafe um. Alsdann nahm er die Füße des Leichnams unter den Arm und ſchleifte ihn in den Keller, wo er ihn mit Kleidung und Säbel vergrub. Nachdem er noch jede Blutſpur vertilgt hatte, meldete er in der Frühe dem Oberſten, der Soldat ſei in der Nacht ausgeriſſen und habe ihm zuvor das Haus ſo verunreinigt, daß viele Stellen hätten aufgehauen werden müſſen. Da der Oberſt im Begriff ſtand, mit ſeinen Leuten abzuziehen, ſo unterließ er es, die Sache näher zu unterſuchen. Auf dieſe Art behielt der Mann ſeinen Raub, welchen er auch viele Jahre, bis zu ſeinem Tode, genoß. Gleich nach dieſem fing es an, Nachts in dem Hauſe zu ſpuken, wobei er den Ermordeten, deſſen Füße unterm Arme, vom Speicher in den Keller ſchleifte. Den Kopf des Soldaten hörte man auf jeder Stufe aufſchlagen. Vergebens wendeten die Bewohner des Hauſes alle Mittel an, den Geiſt hinauszubringen; endlich ließen ſie es niederreißen und auf dem Platze ein neues bauen, das denn von dem Spuke befreit blieb. Bei dem Bauen waren die Gebeine und der Säbel des Reuiranken im Keller ausgegraben worden.

136.

Einem Todten gehört ein Licht.

In Waldangelloch ließen einmal die Männer, welche bei einem Verſtorbenen wachten, ihn in der Kammer dunkel liegen, während ſie in der Nebenſtube Karten ſpielten. Da rief in der Kammer eine Stimme dreimal: „Einem Todten gehört ein Licht!“ Erſchrocken eilten die Männer hinein, fanden aber Niemand, als den Verſtorbenen ohne Lebenszeichen. Nunmehr hüteten ſie ſich, den ſelben ohne Licht zu laſſen.

137.

Ladung vor Gottes Gericht.

Wenn ein Menſch einen andern vor Gottes Gericht geladen hat, ſo muß derjenige von ihnen, welcher zuerſt geſtorben, ſo lange zwiſchen Himmel und Erde ſchweben, bis der andere nachkommt. Dies geſchieht binnen ſechs Wochen und Beide gehen dann mit einander vor des Ewigen Richterſtuhl. Daß dem ſo ſey, hat ſich in neuerer Zeit wieder in Waldangelloch erwieſen. Dort war ein Küfer von einem Zimmermann um Vieles betrogen worden, und da er kein Recht finden konnte, lud er denſelben vor Gottes Gericht. Der Zimmermann lachte zwar darüber, und ſelbſt nach dem bald erfolgten Tode des Küfers hatte er bei ſeiner kräftigen Geſundheit keine Furcht; aber in der vierten Woche darauf ward er plötzlich krank und ſtarb nach einigen Tagen.

138.

Schatzhöhle bei Waldangelloch.

Ein etwas blödſinniger Bube von Waldangelloch, welcher auf den Wieſen am Schülzern Vieh hütete, ſchlenderte in dieſen Bergwald. Er kam an eine Höhle, ging hinein und ſtand vor einer Kiſte, auf der ein ſchwarzer Pudel lag. „Herunter!“ ſagte der Bube zu dem Hund, und nachdem derſelbe gutwillig herabgeſprungen, hob er den Deckel der Kiſte auf, die mit funkelndem Silbergeld gefüllt war. Davon nahm er ſich eine Handvoll, ſchloß dann die Kiſte und gleich war der Hund wieder darauf. Noch etliche Tage machte der Bube es ſo, bis ſein Geld zu Hauſe entdeckt und er gezwungen wurde, zu ſagen, wo er es her habe. Da mußte er mit einigen Männern

in den Schützen, um ihnen die Höhle zu zeigen; aber nun konnte er dieselbe nicht mehr auffinden.

139

Fahrsamenbesitzer und Bauer.

Vor Verlauf vor vierzig Jahren diente ein Eichelbacher Bursch als Bauernknecht in Waldangelloch, welcher vom Teufel sich Fahrsamen verschafft hatte und daher fahren konnte, wie und wohin er wollte. Oft jagte er mit schwer beladenem Wagen und vier Pferden steile Bergabhänge hinab, und wenn dabei das Gefährt auch ganz auf die Seite hing, so stürzte es doch niemals um. Einst kam er mit einem Wagen Frucht in die Scheuer, und da er Niemand fand, ihm zum Abladen zu helfen, fuhr er die senkrechte Leiter hinauf auf die Obertenne und warf dort die Frucht ab. Während dessen kam der Bauer in die Scheuer, aber als er das Fuhrwerk oben sah, eilte er schweigend hinaus. Nach beendigtem Geschäft fuhr der Knecht wieder die Leiter hinunter, ging zu seinem Herrn und sagte ihm: „Das war ein Glück, daß ihr in der Scheuer kein Wort gesprochen habt, sonst wäre ich mit Wagen und Pferden hinabgefallen."

Auf die Bitte eines Freundes, ihm auch Fahrsamen zu verschaffen, begab sich der Bursch, um 11 Uhr in der Christnacht, mit ihm auf einen Kreuzweg. Dort machte er auf dem Boden einen Kreis, stellte sich mit dem Andern hinein und ermahnte ihn, ja keinen Laut von sich zu geben, es möge kommen, was da wolle. Hierauf zog er ein Büchlein hervor und fing an, stille darin zu lesen. Gegen halb 12 Uhr hörten sie ein Getöse wie vom wilden Heer durch die Lüfte ziehen, jedoch ohne etwas zu sehen, oder sich dadurch irren zu lassen. Nach diesem

drohte ein Mühlstein, an einem dünnen Faden hangend, auf sie herabzustürzen; aber er störte sie ebenso wenig, als eine heran rasselnde vierspännige Kutsche, deren Fuhrer sie vergebens um die Entfernung nach dem nachsten Orte fragte. Als dieselbe schon eine Weile davon gejagt war, kam einer in einer großen Holzschüssel mühsam herbeigerutscht und sprach zu ihnen: „Kann ich die Kutsche noch einholen?" Da mußte der Freund des Burschen laut lachen, und sogleich erhielt er von letzterem eine derbe Ohrfeige, mit den Worten: „Dummkopf! jetzt hast Du Dich durch dein Gelachter um den Fahrsamen gebracht."

Eben dieser Knecht verstand sich auch meisterlich auf das Bannen. Eines Sonnabends besuchte er mit einem Waldangellocher ein Mädchen im Engelwirthehause zu Menzingen, wo er zwölf Bursche aus dem Ort antraf. Dieselben schlichen nach und nach davon, woraus der Waldangellocher merkte, daß sie ihm und seinem Gefahrten draußen auflauern wollten. Als er es diesem entdeckte, beruhigte ihn derselbe, und ging erst um 11 Uhr mit ihm hinweg. Eine Viertelstunde von Menzingen fanden sie alle die Bursche, mit Aexten, Mistgabeln, Prügeln bewaffnet, regungslos, in verschiedenen Stellungen, am Wege stehen. Auf Zureden des Eichelbachers betrachtete dessen Begleiter die Gebannten ganz in der Nahe, wobei er vergebens versuchte, einem derselben die Tabakspfeife aus dem Munde zu ziehen. Nach Verfluß einer halben Stunde setzten sie ihren Weg fort, und als sie nicht mehr weit von Waldangellech waren, sagte der Knecht zu dem Andern, eben habe er die Bursche von dem Banne befreit. Bei seinen nachherigen Besuchen in Menzingen blieb er von Jung und Alt unangefochten.

Zufällig hatte er einst sein Zauberbüchlein bei einem Bekannten liegen lassen, der es in die Hände bekam und durchblätterte. Das Meiste konnte er nicht verstehen; ein Bannspruch aber war ihm deutlich, und er las ihn ab, um ihn an einem Mann zu versuchen, welchen er an einen Zwetschgenbaum sich lehnen sah. Alsbald erstarrte der Mann und mußte so neun volle Stunden bleiben, da der andere den Bann nicht wieder zu lösen vermochte. Zum Glücke kam der Knecht, um sein Büchlein zu suchen, und als er den Vorgang erfahren, las er den Spruch von hinten nach vorn her und befreite dadurch den Mann, der, wenn dies nicht noch vor Sonnenuntergang geschehen wäre, in Asche wurde zerfallen seyn.

Als der Eichelbacher sich schon lange in seinem Geburtsort niedergelassen hatte, mahlte er einmal Nachts mit einem Mann aus Waldangelloch in der Michelfelder Mühle. Da kamen einige Ratten herbei, blieben aber, zur großen Verwunderung des Mannes, gleich regungslos stehen und ließen sich von ihm anrühren. Auf die Bitte des herzugekommenen Müllers bannte der Eichelbacher noch mehrere Ratten, und nachdem er sie in das Wasser geworfen hatte, sagte jener zu ihm, er wolle ihm jedes Vierteljahr einen Zentner Mehl geben, wenn er dafür die Mühle von den Ratten jeweils säubere. „Nein, das thue ich nicht", erwiderte der Eichelbacher, „denn ich habe einst ein Reh gestellt, und dasselbe hat darauf so heftig geweint und mich so kläglich angeschaut, daß ich es gleich wieder frei ließ und mir vornahm, kein Thier mehr zu bannen. Heute habe ich zwar dem Mann da einen Spaß machen wollen, aber sonst gebe ich mich nicht mehr mit solchen unrechten Dingen ab."

140.

Schatz bei Sinsheim.

Vor vierzig Jahren sah eine Frau von Sinsheim, als sie im Wald auf den drei Buckeln graste, vier dünne Eisenketten im Viereck aus dem Boden hervorstehen, welche sie trotz alles Ziehens nicht herausbrachte. Bei ihrer Heimkunft erzählte sie es, worauf gleich vier Männer mit ihr hinausgingen und auf dem Platze noch die Ketten verfanden. Sie gruben daselbst nach, und während die Frau sich etwas entfernt hatte, um wieder zu grasen, stießen sie auf eine volle Kiste, die an den Ketten befestigt war und auf der ein schwarzer Pudel mit feurigen Augen saß. Stillschweigend zogen sie sie an den Ketten heraus; da kam gerade die Frau zurück, und beim Anblick des Hundes, der den Rachen aufsperrte, schrie sie: „O Jesus!“ Im Nu versanken Kiste, Ketten und Pudel und sind weder von der Frau, noch von den Männern je wieder gesehen worden.

141.

Fußstapfe im Stein.

(Zu Nr. 353 des Sagenwerkes.)

Auf dem großen Söller des Heidelberger Schlosses ist in einer Steinplatte eine ziemlich tiefe Fußstapfe. Sie wurde von einem Ritter bei der nächtlichen Entführung einer Pfalzgrafentochter eingedrückt, als er, diese auf dem Arme tragend, aus einem Giebelfenster glücklich herabsprang.

142.

Vorzeichen reicher Weinernte.

Wenn es zu Weinheim einen guten Herbst gibt, sieht

man in der Johannisnacht den verstorbenen Freiherrn v. Bonn auf einem Schimmel, von seinem Schloß in Birkenau bis zum Bonnhof, in der Weschnitz reiten.

143.

Der wilde Jäger.

Ueber die Gegend von Schlossau im Odenwald fährt zuweilen Nachts der wilde Jäger, mit großem Jagdgetöse, durch die Luft hin. Wer dann im Freien ist und ihn heran kommen hört, der muß ihm ausweichen, oder sich mit dem Gesicht auf den Boden legen, sonst wird er (wie es schon geschehen) vom wilden Jäger mit dessen Jagdnetz gefangen, fortgenommen und in einem fremden Land zur Erde gesetzt.

144.

Geisterlärm verhindert Waldfrevel.

In einer Winternacht, um 1 Uhr, ging ein Mann von Schlossau in den fürstlichen Wald des Rothenbergs, um sich einen Stamm zu Fackeln zu holen. Eben setzte er die Axt an eine junge Buche, als plötzlich um ihn her solch fürchterliches Jagdgetöse ausbrach, daß er erschrocken inne hielt und umher schaute. Nichts war zu erblicken, und allmählig entfernte sich der Lärm und verhällte. Nun wollte der Mann wieder den Baum fallen; allein abermals ward er durch das um ihn entstehende Jagdgetöse daran verhindert. Auf gleiche Weise ging es zum dritten Male. Da merkte er endlich, daß er den Frevel unterlassen solle, und trat ungesäumt den Heimweg an.

145

Die Scheffleazer erwerben im Waidach das Jagdrecht.

In dem Waidachwald wurde einſt ein durchreiſender deutſcher Kaiſer von Räubern angefallen. Auf ſeinen Hilferuf kamen Männer aus den drei Orten Scheffleuz, welche in dem Walde wilderten, ſchleunig herbei und trieben die Räuber in die Flucht. Zum Danke verlieh der Kaiſer den drei Orten das alleinige Jagdrecht im Waidach auf ewige Zeiten.

146.

Berberg's Name.

Ehe Berberg dieſen Namen führte, ward es einmal ſo lange belagert, bis es keine Lebensmittel mehr hatte. Da ließ ein kluger Schneider ſich in eine Bockshaut nähen und ſchritt dann, auf allen Vieren, auf der Stadtmauer hin und her. Als die Feinde das ſtattliche Thier ſahen, ließen ſie ihre Hoffnung, den Ort bald auszuhungern, fahren und hoben die Belagerung auf. Zum Danke für die glückliche Errettung legte das Städtlein ſich den Namen Berberg auf ewige Zeiten bei.

147.

Doſten und Johanniskraut ſchützt vor dem Teufel.

In Werbach kam einſt ein ſechsjähriges Mädchen von ſeiner Pathe heim und ſagte ſeiner Mutter, es habe von jener erlernt, Mauſe und Gewitter zu machen. Da unterſagte ſie ihm ſtrenge, je wieder hin zu gehen, und nähte ihm Doſten und Johanniskraut in die Kleider

Trotz des Verbots schlich das Kind wieder zu der Patbe und wurde von ihr in den Keller geführt, wo der Teufel auf es paßte. Beim Anblick des Mädchens rief er aber aus:

„Dosten und Johanniskraut
Verführt mir meine Braut!"

Denn wegen der eingenähten Kräuter hatte er über das Kind keine Gewalt mehr.

148.

Hexe verunglückt.

Ein Bauernknecht zu Werbach wurde mehrere Nächte im Bett von etwas so gedrückt und geplagt, daß er stets am Morgen ganz erschöpft war. Als er es seinen Hausgenossen klagte, rieth ihm die Bäuerin: er solle in der nächsten Nacht sich im Bett ein Messer mit der Spitze auf die Brust und auf dasselbe einen hölzernen Teller legen. Arglos wollte es der Bursche so machen; allein auf das Zureden seines Mitknechtes that er den Teller unter das Messer und richtete der letztern Spitze in die Höhe. Gegen Mitternacht warf sich wieder etwas auf ihn, es war, wie sich gleich nachher zeigte, die Bäuerin selbst, welche sich dabei in das Messer gestürzt und getödtet hatte. Nun erkannte er, daß sie, eine Hexe, ihn seither so geplagt habe, und daß er todt, wenn er ihren Rath befolgt hätte, statt ihrer todt gestochen wäre.

149.

Hexenstein.

Auf dem Berge Finkbelle bei Hamburg versammeln sich in der Walpurgisnacht die Hexen und tanzen auf

einem Felsen, welcher davon der Hexenstein genannt wird.

150.

Hexe als Gans.

Vor mehreren Jahren sah der Nachtwachter zu Wertheim, Nachts um zwei, neben sich eine Gans auf der Straße laufen. Er fing sie und nahm sie mit in die Wachstube, wo er sie unter die Bank sperrte. Am Morgen lag, statt der Gans, eine Wertheimer Frau da, die, wie sich nun zeigte, mit Recht schon für eine Hexe gegolten hatte.

151.

Goldene Kugel.

Die elfjährige Angelika Brand in Freudenberg erzählte:

„Am dreizehnten August dieses Jahres*), einem Sonntage, ging ich, Nachmittags gegen drei Uhr, mit zwei Gespielinnen und einem kleineren Buben auf das hiesige wüste Bergschloß. Beim viereckigen Thurme setzten wir uns nieder, und auf einmal kam, etwa funfzig Schritte von uns, eine glänzende Goldkugel aus dem Boden, die größer als eine Kegelkugel war. Sie walzte sich langsam her und blieb vor unsern Füßen liegen. Wir Mädchen sahen sie deutlich; der Bube aber konnte sie nicht erschauen, obgleich wir mit Fingern auf sie hinwiesen. Da wir aus Angst anfingen, zu schreien, rollte die Kugel wieder langsam zurück und verlief auf dem Platze, wo sie hervorgekommen war."

*) 1854

152.

Hexe als Löwe.

Als einſt in Aſchaffenburg die Leichenfrau um Mitternacht von einer Verſtorbenen heimging, ſah ſie, in einer engen Gaſſe, einen furchterlichen Löwen mit aufgeſperrtem Rachen herankommen. Sie hielt das geweihte Kreuz, welches ſie Nachts mitzunehmen pflegte, ihm entgegen, allein er ſprang auf ſie los, weshalb ſie ihm das Kreuz in den Rachen ſtieß. Da verwandelte ſich der Löwe in ein altes, nacktes Weibsbild, das auf allen Vieren lief und hinten, nahm des Schwanzes, einen Reibeiſen hatte.

153.

Heiligenfrevel beſtraft.

Im Jahre 1848 machten die Hammelburger in einer Scheuer einen Strohmann mit einem Stabe in der Hand, trugen ihn unter dem Spottgeheul: „Das iſt der Pfarr!“ durch die Straßen und verbrannten ihn zuletzt vor dem Thore. Fünf Jahre nachher verkündete eine durchziehende Zigeunerin: zwiſchen Oſtern und Pfingſten des folgenden Jahres werde die Stadt an allen vier Ecken brennen. Deßwegen vor den Landrichter geführt, ſagte ſie ihm: ſo gewiß werde ihre Verheißung wahr, als er ſechsunddreißig Kreuzer bei ſich habe. Da er nachſah, hatte er auch gerade ſo viel Geld in dem Beutel. In der bezeichneten Friſt brach dann in derſelben Scheuer und am gleichen Tage, wo der Strohmann gemacht worden war, eine Feuersbrunſt aus, die faſt ganz Hammelburg in Aſche legte und ſo deſſen Heiligenfrevel ſchrecklich beſtrafte.

154.

Wie Ochsenfurt sein Wappen erhielt.

Als einst ein vornehmer Herr in Ochsenfurt einzuhalten, stand am Thore ein Ochs, der gerade seinen Koth fallen ließ. Hierüber erzürnt, ließ der Herr das Thier der Breite nach mitten entzwei hauen, und veranlaßte dadurch, daß die Vorderhälfte eines Ochsen das Wappen der Stadt wurde.

155.

Der Radstein.

Ein Bamberger Wagner war die Wette eingegangen: er wolle vom Aufgange bis zum Untergange der Sonne einen Baum fällen, daraus ein Rad ohne Reif machen und es noch bis Würzburg rollen. Schon hatte er mit dem so gefertigten Rade das Kloster Ebrach zurückgelegt, aber zwischen diesem und Breitbach fiel er vor Erschöpfung nieder und starb, während das Rad noch eine Strecke allein fortrollte und dann zersprang. An der Stelle, wo der Wagner umgefallen, steht ein Stein mit einem ausgehauenen Rade, welcher der Radstein genannt wird.

Berichtigungen.

Hauptwerk.

Seite VI vom Inhaltsverzeichniß Zeile 1 von unten lese man Sonnabends, statt Sonntags.

S. 15 Z. 18 von oben lese man ruchbar, statt radbar.
„ 33 „ 4 „ „ „ „ Kuchenäcker, statt Kuchengarten.
„ 74 „ 8 „ unt. „ „ d'Mamen, statt Mamen.
„ 147 „ 5 u. 6 v. u. „ „ Mariahilf, statt [illegible].
„ 165 „ 12 von oben „ „ Schabhut, statt (der ewigen) Schabhut.
„ 174 „ 12 u. 13 v. o. „ „ Burgstadel, statt Plan des Burgstadels.
„ 195 „ 5 von unt. „ „ Namen, statt Nachen.
„ 229 „ 7 „ „ „ „ Schaubhut, statt Schabhut.
„ 241 „ 6 „ oben „ „ [illegible], statt [illegible].
„ 242 „ 2 „ unt. „ „ Wolf, statt Wolf.
„ 354 „ 4 „ oben „ „ Leuten, statt Leute.
„ 373 „ 19 u. 20 v. o. „ „ das Michelskirchlein auf der Höhe, das zuerst gebaut wurde, statt das Michelskirchlein, das auf der Höhe zuerst gebaut wurde.

Wie man sieht, betreffen diese Berichtigungen weniger Druckfehler, als Irrungen beim Sammeln und Schreiben der Sagen.

Baader.